

R·A·STEMMLE

Reise ohne Wiederkehr

DER FALL
PETIOT

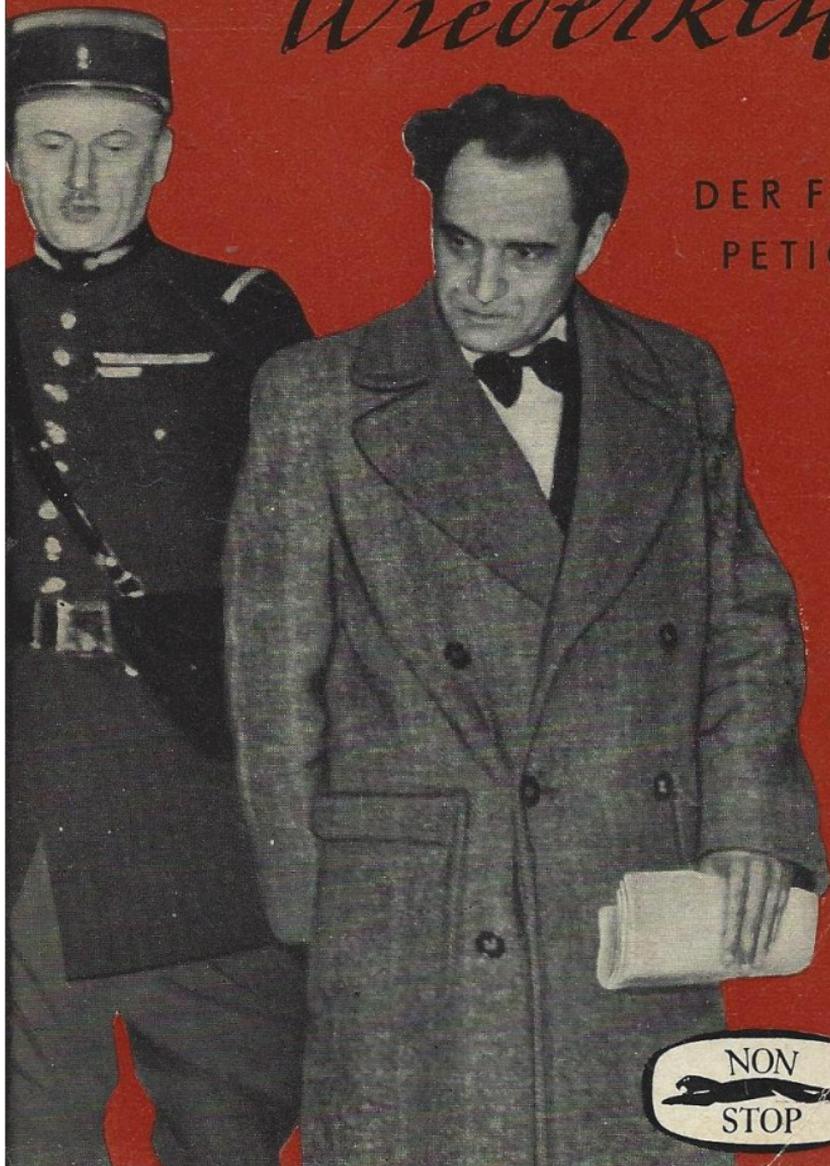


Photo des Umschlagbildes: Keystone

1.-10. Tausend

*Copyright 1951 by F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung
(Walter Kahnert) • Berlin - Grunewald
Gedruckt 1951 bei Büxenstein • Berlin*

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

«ALSO, JETZT LANGT'S MIR», SAGTE MONSIEUR MARÇAIS und kam aus dem brüchigen Korbstuhl hoch, der sein angestammter Fenster-sitz war. «Jetzt hab' ich's satt. Jetzt wird Krach gemacht.» Er zerdrückte wütend die krümeligen Reste der Selbstgedrehten auf der Fensterbank.

Frau Marçais klapperte mit den Ringen des Gasherdes. «Was regst du dich so auf, Jacques! Was gehen uns die Nachbarn an?» Sie trat zu ihm ans Fenster: «Schliesslich bist du Hauswart von Dreiundzwanzig. Lass doch die von Einundzwanzig ihre Kohlen verpulvern, wie sie wollen.»

«Seit gestern früh geht das nun», schimpft Marçais und hat offenbar gar nicht zugehört. «Anzeigen müsste man die Bagage. Ein Geruch! – Pfui Deibel.»

Beide schauen durchs Fenster. Der lange Marçais muss sich ein wenig zur Seite beugen, damit er aus seinem Erdgeschoss die Rauchfahne ins Blickfeld bekommt, die vom Dach des Nebenhauses weht.

Frau Marçais schnüffelt hausfraulich: «Ich weiss nicht – das riecht angebrannt. Wie Schmorfleisch.»

«Riecht? – Stinkt, meinst du wohl. Stinkt ganz niederträchtig.» Unermüdlich qualmt es derweil aus dem Nachbarhaus weiter. Der Rauch ist sonderbar dunkel, mal lockerer, mal wieder ganz fett und schwarz. Ab und zu wirft sich der Märzwind drauf und drückt einen Schwaden in die Strasse hinab. Und obwohl das Fenster der Portierloge in Nummer Dreiundzwanzig, Rue Lesueur, fest verschlossen ist, dringt jedesmal eine Woge von Gestank in die Stube.

«So eine Verschwendung», regt sich Frau Marçais auf. «Wo das Wetter schon so mild ist. ..!»

Es ist wahr, dieser März des Jahres 1944 will der Stadt Paris wohl. Er streichelt sie mit Winden aus Südwest und übersprüht die Boulevards abwechselnd mit Güssen von Regen und Licht. Im nahen Bois de Boulogne drängen sich die ersten Blattspitzen aus ihrer Knospenhaut. Es duftet nach Frühling an diesem Sonnabendnachmittag. Man könnte am offenen Fenster sitzen und in die vornehme und langweilige Strasse hinausblicken, könnte das Getümmel und Geklingel der beiden Avenuen vernehmen; der Avenue Foch und der Avenue de la Grande Armée, die ihre Lärmwellen in die stille Verbindungsstrasse schwimmen – man könnte, wenn nicht dieser Dreck aus Nachbars Kamin käme.

«Das braucht man sich nicht gefallen zu lassen», stellt Monsieur Marçais fest. Er hat sich nun endgültig zum Krachmachen entschlossen. Sein

gelber Finger sucht auf der vollgekritzelten Papptafel überm Telefon nach der Nummer des Reviers.

«Lass es lieber, meint Frau Marçais zögernd. Sie scheucht die fette Katze weg, die inzwischen die Gelegenheit benutzt und sich im Korbstuhl des Hausherrn zusammengeringelt hat: «Allons, Mitsou, scher dich! “

«Ein Kaminbrand kann es sein. So was frisst sich in der Stille weiter. Man trägt schliesslich eine gewisse Verantwortung, nicht wahr?» Marçais hat sich in einen schönen Bürgerzorn hineingeredet und lässt die Nummernscheibe rotieren.

Auf dem Polizeirevier läutet der Apparat.

«Bitte! Herr Kommissar!»

Kommissar Chevert, der eben dabei ist, sich vor dem Spiegelscherben in der offenen Schranktür sein Käppi zurechtzurücken, blickt sich um: «Ja?»

«Wenn Sie mal hören wollten –.» Der halbwüchsige Dienstanwärter am Telefon hält ihm den Hörer hin: «Scheint aber eher die Feuerwehr anzugehen.»

Chevert lässt den Anrufer reden. Er hält die Muschel etwas vom Ohr weg, man versteht auch so. Er nickt ein paarmal, sagt ein paarmal «Ja, Monsieur» und «Gewiss doch, Monsieur» und hängt mit leichtem Gähnen ein.

«Rue Lesueur», sagt er. «Einundzwanzig. Vermutlich Kaminbrand. Naja –.»

Er baut sich wieder vor dem Spiegel auf, rückt an seiner Dienstmütze und gibt auch dem halblangen Umhang einen flotteren Schwung. Die Uhr über der Tür zeigt dreiviertel fünf. Es ist so still im Büro, dass man ihr Ticken hört. Was soll schon am Wochenende los sein? Da verläuft sich mal ein Hund im Bois, oder eine kleine Göre verliert die Mutti. Gegen Abend wird es dann lebhafter im Bezirk: Schlägereien zwischen den Halbseidenen, oder Zoff mit deutschen Besatzungsangehörigen wegen der Mädels. . . Aber für die «Fridoline» ist man hier in der stillen Rue Mesnil, hinter dem Étoile und dem Arc de Triomphe, gottlob nicht zuständig. Die Herren Okkupanten handeln das unter sich aus. Die Deutschen haben ihre eigene Militärpolizei.

Fünf Minuten später radelt Chevert mit dem Kollegen Jacquemart über den Victor-Hugo-Platz. Die Luft weht sanft. Der Triumphbogen steht wie eine Theaterdekoration vor dem rosigen Himmel. Manche Kaffeehäuser haben ihre Tische schon auf die Strasse gestellt. Vereinzelt

Pärchen sitzen vor den zwei, drei Einheitsgetränken, die der Wirt auschenkt. Drüben hockt ein «Fridolin» und flirtet mit einer kleinen Blondin. Am Ecktisch drängen sich mehrere blaugraue Uniformen der Luftwaffe. Sie diskutieren miteinander. Ein Leutnant hat eine deutsche Zeitung vor sich liegen und zeichnet strategisch mit dem Kaffeelöffel Punkte und Striche darauf. Es sieht so aus, als spiele er auf einer Generalstabskarte Kesselschlacht.

«Die geben noch an –», meint Jacquemart.

«Nicht mehr lange, sag' ich Ihnen.»

Jacquemart ist der Dienstjüngere. Zudem weiss er nicht recht, wie weit er seines Herzens Meinung kundtun darf. Vorsichtig tippt er an: «In Algier ist es ja nun so weit. Da reinigen sie schon.»

Sie halten an der Ecke der Avenue du Boi s' de Boulogne und lassen einen endlosen Treck von leeren deutschen LKW's an sich vorbeirasseln.

«Ja, diese Reinigung», sagt Chevert. «Den Pucheu haben sie ja nun umgelegt in Algier. Hat sich noch an General Giraud anklammern wollen, als es mit den Fritzen schief ging. Aber – pfft – erschossen. Der General Weiss hat nicht gegackelt.»

Jacquemart sieht Chevert von der Seite her an, und da er etwas in dessen Miene entdeckt, das ihm Mut macht, legt er freiweg los: «Ich muss schon sagen, ich kann da nicht ganz mit. Schliesslich hat Pucheu bloss Befehle ausgeführt, die er aus Vichy bekam. An den Marschall sollten sie sich halten. Der muss seine Leute decken.»

«Ich fürchte, der Marschall deckt bald gar nichts mehr», bemerkt Chevert düster. Sie steigen wieder auf ihre Räder.

Jacquemart tritt mechanisch die Pedale. Wenn Marschall Pétain die Seinen nicht mehr deckt, was dann? Sind denn alle, die in den Jahren der deutschen Besatzung ihre Arbeit weitergetan haben, nun plötzlich «Collabos» und Feinde des Volkes, wie es die Resistance wahrhaben will? Aber zum Donnerwetter, es konnte sich doch nicht jeder in die Wälder um Sümpfe schlagen, ein Familienvater schon gar nicht, überhaupt Krieg. – Jacquemart war im Juni 1940 bei Dünkirchen dabei. Er ist bedient. Schliesslich müssen auch ein paar Leute daheimbleiben und sich um die Dinge kümmern. Um diesen Kaminbrand zum Beispiel, dessen schwarze Qualmfahne ihnen nun beim Eintritt in die Rue Lesueur entgegenweht.

«Der hat Feuerung», bemerkt Jacquemart neidvoll und denkt an die nasskalte Küche, in der er diesen Winter überstanden hat.

«Scheint so. Na, sehen wir mal nach. Aber dann ist Dienstschluss. Ich bin noch mit meinem Schwäger verabredet. Der hat ein Bistrot aufgetan,

da gibt's noch einen Beaujolais – Klasse! Und bloss vierzehn Francs das Glas.»

Pigalle 77-11

Im Verlauf des Krieges hat Monsieur Marçais, der ein starker Raucher ist, manches Kraut probiert. War es anfangs noch selbstgebauter Tabak vom Lande, so sank er mit den Jahren immer tiefer, bis hinunter zu Lindenblüte und Beifuss. Ja, einmal hatte er auf den Rat des Briefträgers hin sogar einen Versuch mit Topinambur gemacht, auch Erdknolle genannt; aber das war ihm schlecht bekommen. Später geriet er auf Umwegen an Moldautabak, an polnisches und algerisches Kraut. Auch Kippentabak hatte er von Kellnern erstanden und ihn zu Selbstgedrehten verarztet. Augenblicklich ist er fein heraus, er hat etwas belgischen Tabak aufgetrieben, das Kilo allerdings zu 1'500 Franken. Solche Räuber! Dafür ist das belgische Kraut aber auch sehr stark und jagt einem die Tränen in die Augen.

«So», sagt er zufrieden paffend, «durch den Knaster kommt der Gestank von nebenan wenigstens nicht durch.» Er hat seinen Fenstersitz wieder bezogen, springt jetzt aber auf:

«Da! Die Flics!» ruft er und ist schon aus der Tür.

Er winkt den Beamten.

«Sie haben angerufen, Monsieur?» fragt Chevert und springt vom Rad.

Marçais mein Name. Ja, Herr Kommissar. Nun riechen Sie die Schweinerei ja selbst. Und so geht das ununterbrochen seit gestern früh, es ist nicht mehr zum Aushalten.»

Die beiden Gendarmen stellen ihre Räder im Torweg von 23 ab und nähern sich dem Haus 21. Es ist ein zweistöckiger Bau im Stil der achtziger Jahre. Ein typisches «Hôtel particulier», also ein villenartiges Reihenhäuserhaus. Über den Fenstern im Erdgeschoss und überm Torbogen wuchern steinerne Rosen. Die vier Fenster des ersten Stocks weisen die in Paris üblichen eisernen Ziergitter auf. Sämtliche Läden sind geschlossen. Das Gebäude macht einen verlassenem Eindruck.

Die Beamten stehen vor dem schweren Eichentor. In einer Fuge der Türfüllung steckt eine Karte. Chevert beugt sich herab und liest vor: «Bin für einen Monat verreist. Post nachsenden nach Auxerre, Rue des Lombards.» Die Hausnummer hat der Regen weggewaschen. Keine Unterschrift. Grünspan bedeckt den Klingelknopf.

«Da sehen Sie's», triumphiert Marçais. «Verreist. Ich hab' ja gewusst, da stimmt was nicht.»

«Nee», sagt Chevert, der immer noch zu seinem billigen Beaujolais hindenkt, «einen Monat können wir hier nicht stehenbleiben. Und bis nach Auxerre ist's mir auch ein bisschen weit für heute.»

Marçais lacht beifällig.

Auxerre, Kleinstadt an der Yonne, ist ein paar Bahnstunden von Paris entfernt. Was nun? Wer wohnt denn eigentlich hier? Kein Schild verrät den Namen des Mieters. Dafür weiss es der Portier von Nummer 19, der jetzt auch hinzukommt: «Ein Arzt ist der Besitzer. Er hat seine Praxis anderswo. In der Rue Caumartin. Ein gewisser Doktor Petiot. Steht im Telefonbuch.»

Chevert ruft gleich bei Marçais in der Portierloge an: «Hallo, dort Pigalle 77-11?» Eine Frauenstimme meldet sich: «Ja?»

«Hier spricht die Polizei, sechzehnter Bezirk. Es handelt sich um Ihr Haus in der Rue Lesueur. – Wahrscheinlich Kaminbrand –.»

Am anderen Ende wird offenbar jemand herangeholt. Dann wird eine Männerstimme hörbar. Sie ist so heiser, dass man sie kaum versteht. Chevert wiederholt seinen Spruch vom Kaminbrand und fordert den Doktor Petiot auf, gefälligst gleich herzukommen und aufzuschliessen. Die ganze Nachbarschaft sei bereits rebellisch geworden. Der Qualm verpeste die Gegend.

Er hängt ein. «Will in 5^{er} Viertelstunde mit dem Rad hier sein», erklärt er, als er wieder auf der Strasse ist. «Das schafft er gut und gern», versichert Marçais. Und während er mit den Beamten vor Nummer Einundzwanzig auf und ab tritt, entspinnt sich ein Gespräch über den kürzesten Weg zwischen der Rue Caumartin am Bahnhof St. Lazare und der Rue Lesueur hier am Bois.

Und man wartet. Der Rauch wird immer dicker. Eine Schweinerei ist das! Man kann die Russflocken beinahe mit den Händen greifen.

Nun warten sie bereits dreissig Minuten. Cheverts Kragen knistert, gleich wird er platzen. «Blöd», schimpft er. «Wir sollen wohl hier bis in die Nacht warten. Das Ganze ist sowieso Sache der Feuerwehr. Ich rufe sie her. Sie gestatten doch, Monsieur?»

Marçais gestattet wieder. Diesmal geht es wirklich so schnell wie eben nur bei der Feuerwehr. Schon klingelt sie um die Ecke und lockt Neugierige an die Fenster und auf die Strasse. Die Beamten grüssen einander, indem sie zwei Finger an den Mützenrand legen. Der behelmte Chef meh-

rerer Pompiers schnobert misstrauisch in der Luft: «Nanu?» In drei Worten weist er seine Leute an: «Los! Die Läden aufgestemmt.» Die Männer klinken den Fensterflügel auf, klettern auf den vorspringenden Sims hoch und verschwinden einer nach dem anderen im Haus.

Zu gern würde Monsieur Marçais ihnen nachklettern; doch Jacquemart, der sich eben als letzter hochstemmt, wirft ihm einen vernichtenden Blick zu, so dass Marçais den Fuss im selbstbesohlenen Hauspantoffel wieder von dem Mauervorsprung zurückzieht.

Trautes Heim, Glück allein

Staub, Staub, Staub. Er wirbelt aus dem dicken Teppich hoch, als sich die Männer von der Fensterbank ins Zimmer schwingen. Ringsum Stille. Unwillkürlich gehen alle auf Zehenspitzen weiter. Sie sind in eine Art Salon geraten. Aber so genau lässt sich das nicht erkennen. Stühle stapeln sich zu kleinen Türmen. Neben einem geschnitzten Büffet steht schief in den Raum gekehrt eine ordinäre Waschkommode, aus der zerbrochene Schubladen heraushängen. Quer über dem Tisch liegen zusammengerollte Läufer. Als Chevert sie beiseiteschiebt, um sich den Weg zu bahnen, stieben die Motten hoch. Die Wände sind abwechselnd grün und golden getäfelt und mit modriggrüner Seide bespannt, von der handgrosse Fetzen herabhängen. Als die Männer durch die Portiere in den Nebenraum treten, pulvern aus den Falten und Troddeln des Gewebes Wolken von Staub.

Nebenan ist es nicht besser. Ein Feuerwehrmann dreht am Schalter. Da leuchtet in einer schmiedeeisernen Laterne eine ungeschickt mit Draht befestigte, schwachkerzige Birne auf. Wieder Staub und Stille. Der reine Trödelladen. Billiges steht neben Protzigem. In einer Vitrine erkennt man allerhand Nippeskram aus dem Kaufhaus Lafayette. Ein nachgedunkeltes Gemälde in dickbestaubtem, ovalem Goldrahmen hängt schief zwischen den beiden verschlossenen Fenstern. Es stellt eine auffallend bleiche Dame dar, die den Kopf mit dem Florentiner neckisch schief hält und einen Buschen Mohn an den Busen drückt.

Die Männer kommen zum Flur. Einer stösst an den Garderobenständer. Sachte schwebt ein Frauenhut mit Tüll und Federn herab, landet lautlos im Staub am Boden.

Eine breite Steintreppe führt in den ersten Stock, mit Messingösen für die Stangen zwar, doch ohne Läuferteppiche. Oben das gleiche Durchei-

inander von Prunk und Krimskrams. Auf Polstermöbeln, die mit kostbaren Gobelins bezogen sind, lastet Staub. Dazwischen, unordentlich am Boden liegend, vergoldete Barock-Engel und Teile billiger Metallbettstellen. Neben an finden die Männer zwei altmodische Eichenbetten, die mit Laken bezogen sind und so aussehen, als habe jemand darin geschlafen. Vom Korridor des ersten Stocks führen ein paar Stufen in das höher gelegene Bibliothekszimmer. Im Aufgang sind Bücherregale eingebaut. Oben im Zimmer stolpern die Männer über Haufen staubiger Bücher, die aufgeschlagen und teilweise zerrissen am Boden herumliegen. Einer streift aus Versehen einen schweren Band vom Tisch, hebt ihn auf – und starrt ungläubig auf den Kupferstich, der sich da aufblättert.

Ein anderer blickt ihm über die Schulter, meckert: «Aha – Pornographie». Auch die Stiche rings an den Wänden zeigen eindeutig erotischen Charakter.

Im Übrigen scheint wenigstens dieser Raum bewohnt zu sein. Neben dem Marmorkamin ist eine gemütliche Sitzecke eingerichtet: gepolsterte Wandbänke hinter einem runden Tisch, auf dem sich vergilbte Zeitungen herumtreiben.

«Verlotterter Laden», stellt einer der Feuerwehrmänner fest.

«Das sollte meine Alte sehen.»

Gelächter. Einer meint: «Hier kann doch keiner wohnen.» «Natürlich wohnt einer. Sonst täte er doch nicht heizen.» «Ist ja egal. Kommt, los, in den Keller.»

Aber die Tür zum Souterrain ist zugeschlossen. «Muss sich der Herr Doktor ein neues Schloss spendieren», sagt der Feuerwehrmann, der sich nun fachmännisch ans Aufstemmen macht.

Vor den Männern liegt im grellen Elektrolicht die Treppe. Ein Dutzend schmale Stufen. Von unten herauf quillt ein Brodern aus gelbem Rauch und Gestank, so dick, dass die Männer eine Sekunde zögern. «Stinkt ja nach toten Katzen», meint einer. Ein anderer ergänzt: «Vielleicht ist ihm 'ne Katze in die Heizung gefallen.»

«Na, dann holen wir sie 'raus», erklärt der dritte. «Das gibt Hasenbraten.» Und lachend betreten die Männer den Keller des Doktor Petiot.

Die Hölle tut sich auf

Rasch finderi sie den Brandherd. Zwei Heizöfen sind da. Beide in vollem Betrieb. Besonders der kleinere Ofen strömt Gluthitze aus. Er schnaubt ünd bullert und leuchtet in roter Glut. Mit dem Haken reisst einer der Männer die Ofentür, auf.

Alle starren. Starren wie gebannt.

Kein Laut. Nur im Ofen zischt und faucht es, und im Abzug bullert es grollend.

Es sind Polizisten und Feuerwehrleute. Männer, deren Beruf die Gefahr ist und die das Grauen nicht mehr kennen. Sie haben verkohlte Menschenreste aus Brandschutt geholt. Sie waren zur Stelle, wenn es galt, Überfahrene und Zerschmetterte zu bergen.

Aber das hier! – Nein!

Die Ofentür klafft. Rotglühender Schein fällt heraus, und drinnen liegen Schädel, nebeneinander, übereinander, entfleischte Menschenschädel. – Ein höllisches Grinsen von Zähnen, in rote Glut getaucht, ein Zischen und Schnauben, und manchmal knackt es und ächzt.

Ist das die Hölle? Ein Gestank von verbranntem Fleisch und brennendem Gebein, dazwischen Gebrodel der Verwesung.

Das ist die Hölle!

Auf einmal kommt Leben in die erstarrten Männer. Einer schlägt die Ofentür zu. Ein anderer reißt sie wieder auf. Mit Haken zerren die Männer das brennende Zeug heraus, schaffen den Ofen Luft. Zitternde Hände hantieren mit den Löschgeräten, schleppen Schläuche heran. Auch der zweite Ofen enthüllt eine Wirrnis von schwelenden Knochen.

Beim Hantieren im Heizraum findet einer der Männer den Lichtschalter und knipst.

Jemand schreit auf. – Nein, das ist nicht wahr. Es kann nicht sein. Und doch ist es so. In dieser Hölle herrscht Ordnung, höllische Ordnung. Schon hat der Heizer die Feuerung für den kommenden Tag bereitgelegt. Fein säuberlich gestapelt liegen Arme über Armen, Schenkel neben Schenkeln. Frische Schädel zum Nachlegen sind vorbereitet. Ein Beinhaufen, in dem man Hände und Rippen erkennt, ist das Kleinholz. Und wie ein Riesenscheit liegt neben der Treppenwand ein kunstvoll mittendurch gespaltener Kadaver – mit Kopf, doch ohne Haar und Gesicht, Brocken von Kalk haften auf der ausgedörrten Haut. Davor ein Haufen Schirme und Schuhe. Männerhalbschuhe und Frauenschuhe mit hohen Hacken.

Mit unsicheren Händen haben die Männer den Brand in den Ofen gelöscht. Das Wasser steht überall in Pfützen auf dem Steinboden. Die Ofentüren sind schwarz und wieder geschlossen. Das rote Grinsen da drin ist verblasst.

Es ist schon dunkel draussen, als die Feuerwehrleute abrücken. Mit

dem Gerät bahnen sie sich mühsam den Weg durch das Gewühl der inzwischen herbeigeholten Polizisten. Einer sagt zu einem jungen Flic, wobei er mit dem Daumen zurück auf das Haus weist: «So, der Rest ist eure Sache.» Chevert hängt schon wieder am Telefon und macht Meldung. Seinen Beaujolais hat er vergessen.

Der geheimnisvolle Radfahrer

Es ist dunkel im verdunkelten Paris von 1944. Nur mit gedämpften Blitzen leuchten die Taschenlampen der Polizisten auf, die man an die Stätte des Grauens rief. Es ist ein Kommen und Gehen. D^{as} Tor, streng bewacht, ist jetzt ebenfalls aufgebrochen. Es wird immerfort geöffnet und fällt wieder von allein ins Schloss. In Gruppen stehen Menschen beisammen, die einander nicht kennen und sich im Dunkeln auch nicht kennenlernen werden. Flüsternd reden sie auf die Neuankommenden ein, die atemlos lauschen.

Plötzlich kommt ein Radfahrer daher. Schnurrend verlöscht sein abgedunkeltes Dynamolicht, als er sich vom Sattel schwingt. Er drängt einige Gaffer beiseite und schiebt das Rad auf das Tor zu. Der Wachthabende, eben von einem Vorgesetzten angesprochen, kehrt dem Mann den Rücken zu. Der schlüpft mitsamt seinem Rad ins Haus.

Im Flur patrouillieren zwei Polizisten. Sie halten den Fremden an: «Was wollen Sie hier?»

Der Unbekannte – es ist ein hochgewachsener Mann mit dunklem Haar, das ihm strähnig über die Stirn fällt – dämpft seine Stimme: «Entschuldigen Sie. Ich bin nämlich ein Verwandter des Hauseigentümers. Was ist denn hier los?»

«Gehen Sie runter in den Keller, da werden Sie schon sehen, Was hier los ist», sagt einer der Flics streng.

Der Mann fragt gar nicht, wo es zum Keller geht, und taucht eine Minute später dort unten auf.

Drei Beamte stehen herum.

Der Unbekannte tritt an einen der Ofen, öffnet die Tür. Man wird ihm wohl oben die Erlaubnis dazu erteilt haben, denken die drei Polizisten, die zur Wache an den Öfen bestellt sind. Mit ihm zusammen schauen sie in das weisslich phosphoreszierende Gebein.

«Allerhand, was?» meint der eine von ihnen.

Der Fremde richtet sich auf. Zum erstenmal sieht man seine Augen. – Sie sind graugrün, übergross und strömen eine seltsame Kälte aus. Mit diesen Augen starrt er die drei jungen Leute der Reihe nach an. Die bli-

cken verwundert zurück. Der Fremde lässt die Augen nicht von ihnen, diese graugrünen Augen. Dann fragt er leise: «Seid ihr gute Franzosen? Ja?»

Die Männer glotzen bloss. Was meint der?

Der Unbekannte tritt näher zu den Polizisten: «Ich riskiere meinen Kopf, aber – ich sage euch bloss eins: Haltet den Mund.» Er weist auf die Ofen, auf die sortierten Gebeine ringsum. «Räumt lieber alles schnell weg und macht kein Geschrei.» Und dann fügt er plötzlich ganz laut hinzu: «Das sind alles Deutsche. Und Verräter. Die sind von Widerstandskämpfern umgelegt.»

Weg ist er. Die Polizisten blicken ihm nach. Langsam löst sich der Bann, den die kalten Augen auf sie gelegt haben. «Das war wohl jemand von denen?», meint vielsagend einer. Die anderen zucken mit den Achseln. Möglich ist alles bei diesen Zeiten. Und sie blicken sich scheu um.

Ungehindert kam der Mann mit seinem Fahrrad aus dem Haus. Er schwang sich aufs Rad. Er fuhr davon. Niemand hinderte ihn daran. Keiner fragte ihn nach seinem Namen – dem Namen Marcel Petiot.

Der Fachmann

War das eine anstrengende Woche! Georges Massu, Chef der Kriminalbrigade, wirft sich mit wohligem Gähnen in den Sessel. Er reisst sich die Schuhe von den Füßen, schleudert die verschwitzten Socken hinterdrein, dehnt die Zehen. Dabei fällt sein Blick auf den Abreisskalender übemi Schreibtisch. Er tappt hin und reisst sieben Blätter hintereinander ab, die ganze durchgehetzte Woche. Halt, da hat er aus Versehen auch diesen Sonnabend mit abgerissen, den elften März, obwohl es erst acht Uhr abends ist. Rot leuchtet schon der Sonntag vom Blatt. Na, dieser Tag bringt doch nichts mehr, und wenn Massu wach wird, ist Sonntag. Gleich wird er in das aufgeschlagene Bett nebenan steigen, das seit mehreren Nächten seiner harrt. Schliesslich ist man mit Fünfundfünfzig nicht mehr der Jüngste und braucht hin und wieder eine Ecke Schlaf.

Er steht da in seinem Nachthemd mit den albernen roten Börtchen, steht vor dem Spiegel und gähnt sich herzhaft an, als das Telefon schrillt. Massu spricht das Wort aus, das General Cambronne seinerzeit bei Waterloo zur Würde eines klassischen Zitates erhoben hat, und stapft auf nackten Beinen zum Apparat.

«Massu.»

Er versteht nicht gleich, was der Inspektor am anderen Ende des Drah-

tes von ihm will. Was? Leichenteile? Und so viele? In einem Keller? Und ausgerechnet in der Rue Lesueur, dieser Strasse ruhiger Bürger und hoher Mieten? Es muss aber was dran sein, sonst würden sie nicht gleich ihn, das grosse Tier Massu, bemühen . . . «Wie? Tanguy auch schon da?» Das ist der Chef der Untersuchungsbehörde. Also dann ist es ein «Fall».

Massu knurrt: «Na gut. Schicken Sie den Wagen.»

Es dauert dann doch eine Weile, bis der übermüdete Mann wieder in seinen Kleidern ist. Minutenlang tastet er auf dem Teppich nach der zweiten Socke herum, bis er auf den Einfall kommt, dem reichbestückten Wäscheschrank ein frisches Paar zu entnehmen.

Zurückgelehnt im Fond des alten, klapprigen Polizei-Renaults, versucht er, mit seiner Schläfrigkeit fertig zu werden. Die Affäre Bonnot geht ihm plötzlich durch den Kopf: Das war damals, 1913, als noch Guillaume, der Mann mit der hundefeinen Nase, sein oberster Chef war. Massus erste wirkliche Affäre, die ihm einen Namen gemacht hat. Die Presse der Welt hatte damals unter dicken Schlagzeilen über diese Bande von Räubern, Mördern und augenrollenden Anarchisten berichtet. Ein Schlangenknäuel aus Edelmut und Niedertracht. Er, Massu, hatte die Fäden so ziemlich auseinander zupfen können – soweit Menschenhand überhaupt dergleichen vermag, sinnt der zugleich müde und überwache Mann; denn im Grunde genommen und bei Taglicht betrachtet, sind wir alle solche Knäuel, besonders in einer Zeit wie dieser, die wie eine Faust auf Paris drückt und das Höchste und Gemeinste zugleich herauspresst.

Der Renault stoppt. Er ist in der Rue Lesueur. Das Haus Nr. 21 ist nun ganz in Nacht getaucht. Trotzdem geistert Leben über das Trottoir. Es drücken sich Gruppen schwatzender Polizisten herum. Man erkennt sie an dem aufgeregten Geflatter der halblangen Umhänge.

«Hallo, Massu!» Es ist Tanguy, Chef der Untersuchungsbehörde und gleichfalls an diesem Sonnabend aus seinem Bau aufgestöbert. «Kommen Sie», sagt er eifrig, «Doktor Paul ist schon drinnen bei der Arbeit.»

«Musste das sein?» fragt Massu. «Lohnt es wirklich?»

«Lohnt?» entrüstet sich Tanguy, der schon den Keller gesehen hat. «Mein Lieber, ich sage Ihnen bloss: Dagegen war Landru ein Waisenkind! Ein Chorknabe im Spitzenhemd!»

Landru, auch Blaubart geheissen, der die Leichen von mindestens elf Frauen in seinem Küchenherd verbrannte; Landru, Prunkstück im Schre-

ckenskabinett des Musée Grévin, wo sein wächsernes Abbild seit 1922 Schauer über Frauenrücken jagt!

Im Keller kommt den beiden Kriminalisten Dr. Paul entgegen, der dicke Gerichtsarzt. Er hat die Jacken- und Hemdärmel bis über die Ellenbogen hochgekrempt. «Also, das ist toll», legt er los, ohne sich 'mit Begrüßungsformeln aufzuhalten. «Es ist Massarbeit. Nicht die übliche laienhafte Sägerei und Pfuscheri. Nee – der Kollege Petiot kann's wirklich.» Mit seinem Spazierstock weist Dr. Paul auf das schreckliche Vorratslager an der Mauer: «Muskeln, Sehnen, Fettgewebe. – Alles piekfein zerlegt. Auf der Anatomie hätt' ich ihm 'ne Eins dafür gegeben.» Er hebt das erstbeste Objekt auf und demonstriert beiden ad oculos, wie sehr Petiot diese Eins im Zerlegen verdient hätte.

Massu hat gedacht, dass er draussen während der Fahrt im zugigen Renault seine Schlaftrunkenheit losgeworden sei. Er muss sich irren. Unmöglich kann er schon wach sein. Dies ist ein Traum. Ein bössartiger Alpdruck, aus seinem Hirn geboren; ein Spuk für Sekunden, der gleich verweht. – Jedoch der Alpdruck weigert sich zu zergehen. Er dauert hartnäckig fort. Massu sieht Beine mit gespreizten Zehen, gewinkelte Arme, und das Furchtbarste: Köpfe ohne Gesichter, seltsam von Messerstichen durchquert, die Fettpolster aus den Wangen herausgenommen, die Nasen abgeschnitten. Massu träumt nicht mehr, er weiss nun: diese Leichen hat man künstlich entstellt, damit sie keiner wiedererkennen kann. Massu ist hellwach. Ausserdem nimmt er jetzt die Gerüche dieser Schlachterküche wahr,¹ mid Gerüche kann man doch nicht träumen. Massu weiss, er ist an dem Tatort eines Verbrechens, das ungeheuerlich ist. Ein Verbrechen von solchen Ausmassen, wie er es nie zu erahnen gewagt hat.

«Grossartig», sagt Dr. Paul, der sich noch immer nicht beruhigen kann. Er führt eine abgeschnittene, mumienhafte Hand an seine Brillengläser. «Der Mann überführt sich selbst, Das ist die Arbeit eines Arztes.»

Dr. Paul blickt wieder kurzsichtig auf das Objekt: «Das Sonderbare ist, dass mir schon seit, dem vorigen Sommer, bei den verschiedensten Funden von Leichenteilen in Clichy und Courbevoie und aus der Seine, diese Chirurgenschnitte aufgefallen sind.»

Tanguy nickt.

«Waren Sie schon nebenan?» fragt Dr. Paul. «Da scheint der Bursche seziert zu haben.»

Vom Heizungsraum aus blickt man in einen weiten, fast leeren Raum,

offenbar eine Küche, Unter den Souterrain-Fenstern erkennt man breite Waschbecken. In der Mitte steht ein Tisch, wohl drei Meter lang; doch in diesem Küchensaal, der jedem Hotel Ehre machen würde, wirkt er klein.

«Blutspuren?» fragt Tanguy.

Dr. Paul schüttelt den Kopf. «Scheint nicht so. Alles sauber abgescuert.»

Massu hat das Gefühl, dass auch er etwas sagen muss. «Wie viele sind's denn hier?» bringt er hervor, nachdem seine Zunge sich eine Weile hat bemühen müssen, um Gaumen und Lippen mit der nötigen Feuchtigkeit zum Sprechen zu verborgen.

«Wie?» Dr. Paul richtet sich auf und lässt die Hand fallen. «Wie viele sind's hier?» fragt Massu noch einmal.

«Ach, die Zahl der Opfer? Tja, ich schätze, fünfzehn. Können auch mehr oder weniger sein. In den Gruben draussen liegt auch noch was. Man muss das ordnen und-nachzählen. Ich brauche übrigens Hilfe. Einer allein kommt gar nicht durch.» Er weist auf die gegenüberliegende Wand: «Sind ja leider nicht alle so komplett wie das da.»

Massu schrickt herum. Nun erst sieht er, was da liegt und was einem flüchtigen Blick als gespaltener Baumstamm erscheinen kann. Er sieht und sieht nicht, denn grüne Schleier wehen vor seinen Augen. Ihm wird schlecht.

«Mir ging es zuerst genauso», tröstet ihn Tanguy, während sie wieder treppauf steigen, Nun stehen sie im Torweg. Massu atmet tief. Er will sich eine Zigarette anzünden. Es gelingt ihm nicht. Die Hände zittern ihm zu sehr. Ein Polizist kommt ihm mit einem Feuerzeug zu Hilfe.

«Besser?» fragt Tanguy. Massu inhaliert den Rauch, bläst ihn von sich und nickt.

«Ja? Dann ist's gut, denn das Richtige kommt erst.» Und Tanguy wendet sich zum Hof des Hauses hin.

«Moment», sagt Massu und hält den anderen am Ärmel fest. Der beruhigt ihn: «Bloss 'n paar Knochen noch. Nicht der Rede wert. Dafür werden Sie die Methode dieses Herrn studieren können. Ich sage Ihnen: phänomenal.»

Das dreieckige Reisebüro

Der Hof, soviel erkennt man im Schein von zwei abgestellten Stallarten und in dem Kegel von Tanguys Stablampe, dieser Hof also ist gar

nicht so klein. Er wirkt bloss eng, weil er so hohe Mauern hat. Wie hoch, ist gar nicht abzusehen. Tanguys Lichtkegel findet den Mauerrand nicht. Ein Baum steht auch da, irgendwo hoch oben verlieren sich die Zweige in der Nacht. Dann ein Schuppen oder Stall, ein niedriger, langgestreckter Ziegelkasten. Der Lichtkegel tastet sich in den Bau hinein. Hier drinnen sieht es wie in einer Garage aus, weiss gekalkt und viel sauberer als in den Salons des Wohnhauses. Doch da, wo das Auto stehen könnte, ist ein Schlund, eine ausgemauerte Grube. Zwei Steinplatten lehnen an der Wand. Vergeblich müht sich der Lichtstrahl, den Boden der Grube zu erreichen. Er springt eine Weile an ihren Wänden umher, gibt kurze Blicke auf einen weisslich leuchtenden Stoff frei.

«Kalk?» fragt Massu.

«Ja, und ziemlich viel, wie es scheint. Man muss morgen zusehen, was darin steckt. Aber sehen Sie mal das hier – das heisst, wenn Sie mögen.»

Massu sagt gar nichts. Er pafft nervös an seiner Zigarette. Der andere schiebt vorsichtig die Stiefelspitze seines braunen Halbschuhs an ein Irrendetwas, das wie ein Häuflein Lumpen aussieht.

«Kleidungsstücke», sagt Massu erleichtert.

«Nein, Haare, Menschenhaare. Und hier – und hier, die Gesichtshaut mit dran. Abgezogen wie ein Handschuh, vom Kinn bis zum Nacken», erklärt Tanguy.

Ja, es sind Skalpe. Die starke Lampe lässt keinen Zweifel. Dunkle und hellere. Eines ist langhaarig und fast weiss. Massu braucht nicht zu fragen, was es damit für eine Bewandnis hat. Der Kalk gab ihm schon die Antwort. Jeder Kriminalist weiss, dass menschliches Haar einer der widerstandsfähigsten Stoffe ist – ob in der Erde oder im Wasser, überall. Mag alles vergehen und verfaulen, das Haar lebt noch lange weiter und trotz der Zersetzung. Kalk kann gegen Menschenhaar gar nichts ausrichten. Ein Haar hat schon manchen Mörder ins Garn geliefert.

Im Hinausgehen stösst Massus Fuss an etwas Hartes. Er tut einen Schritt zurück. «Ach ja, die Kette und das Seil», erinnert sich Tanguy. Er schickt den Lichtkegel zur Decke: «Sehen Sie den Flaschenzug da oben? Damit hat Petiot die beiden Steinplatten hochgewunden, mit denen die Grube zugedeckt war.» Er demonstriert: «So – so – erst die Platten hoch – und dann hat er wohl mit Hilfe von Kette und Seil die Kadaver in den Kalk hinuntergelassen. Waren sie dann ausgetrocknet und reif für die

Ofen, hat er sie wieder heraufgezogen. Um Platz für den Nachschub zu schaffen, nicht wahr?»

Von der Garage aus tritt man in eine Art Holzstall, spinnwebig und leer, ohne Tür zu den übrigen Räumen des Gebäudes. Sie müssen wieder auf den Hof hinausgehen. Als sie durch die zweite Tür eintreten, erwartet den erstaunten Massu eine Überraschung: Ein winziges Sprechzimmer, kaum drei Meter breit. Verstaubte, altmodische Möbel stehen herum. Ein Vertiko mit Aufsatz, vollgestellt mit Medizinflaschen und Emailleschalen, in denen Haufen verschmutzter medizinischer Instrumente liegen. Die grüne Stoffeinlage des Schreibtisches ist verdreckt und tintenfleckig. Zwei alte, aufgerissene Ledersessel stehen da. Der eine Sessel wohl für den Arzt, der andere für den Patienten. Ein Aschenbecher ist da; und auf dem Sitz des Doktors liegt ein buntes Kissen, wie es dankbare Patientinnen wohl für den Arzt ihrer Wahl stecken.

«Und jetzt kommt der Clou dieses Herrn Petiot», sagt Tanguy.

Damit meint er nicht etwa die zweite Grube im Holzstall. Die hat er Massu so gleichsam nebenbei mit vorgeführt; sie ist kleiner als die Kalkgrube und enthält bloss einen spitz aufgetürmten Haufen halbverbrannter Knochen. Nein, Tanguy hat eine bessere Attraktion vorzuweisen. Es führt ein schmaler Gang vom Sprechzimmer zu einem Nebengemach. Kein Zimmer, sondern bloss ein Winkel. Ein winziges Dreieck, ein seltsamer Raum. Seine längste Seite misst 2,50 Meter. Fensterlos, mit einer schalldicht gepolsterten Eingangstür zwar, doch ohne jeden Ausgang; denn, und das macht Massu stutzig, die Ausgangstür, die zu sehen ist, ist gar keine Tür. Sie ist ein Bluff, auf die Mauer gesetztes Holz in Türform. Und die echte Tür hat innen keine Klinke. .

«Sehen Sie auch diesen Klingelknopf», fährt Tanguy fort. «Wenn man draufdrückt, kein Ton. Es ist gar kein Draht da. Nur der Knopf auf die Wand gesetzt.»

«Warum?»

«Ja, warum?» Tanguy dämpft seine Stimme. «Wozu überhaupt dieses ganze Schlachthaus? Das wage ich nicht zu erraten.»

Sie stehen in der Tür. Vor ihnen liegt schwarz der nächtliche Hof. Irgendwo hört man Tritte knarren.

«Ich spreche immer von Petiot», sagt Tanguy, und man spürt, wie er sich jedes Wort überlegt. «Aber das rede ich bloss Doktor Paul nach, der ja auf seinen fachlich geschulten Mörderarzt schwört. Wenn Sie mich nach meiner persönlichen Meinung fragen – ich nehme an, dass eine ganze

Bande dahintersteckt. Oder, um es richtiger auszudrücken, eine Gruppe. Eine Gruppe mit ganz speziellen Aufträgen.»

Solche Andeutungen versteht im besetzten, von der Gestapo terrorisierten Paris von 1944 jedermann. «Möglich», nickt Massu, «und es mag ja auch sein, dass dieser Zweck mancherlei Mittel heiligt. Immerhin, Methoden wie diese hier – es ist mir, offen gesagt, zuviel Blaubart drin.»

«Alles das sind ja auch nur Vermutungen», schränkt der Chef der Untersuchungsbehörde ein. «Jedenfalls scheint es mir geraten, das Ganze hier vorläufig nicht an die grosse Glocke zu hängen.»

«Ganz meine Meinung», bestätigt Massu. «Ohnehin müssen wir erst die Stellungnahme der Besatzungsbehörden abwarten.»

«übrigens, da hab' ich noch was vergessen», erinnert sich Tanguy. «Dieser Doktor Petiot – oder wer es gewesen sein mag – hat sich da was Sonderbares eingebaut. Eine Art Guckloch, vom Stall aus zu bedienen. Ein Heimkino gewissermassen. Das müssen Sie sehen.» Und er zieht den anderen wieder zum Gebäude hin.

Aber sie kommen nicht mehr zu diesem Guckloch; denn nun stürzen sich mehrere Untergebene auf den Brigadechef, melden, fragen, erwarten Befehle. Und Massu, nun wach wie kaum je im Leben, kombiniert, registriert das Unfassliche. Er arbeitet präzise wie ein Automat, gibt Orders, teilt ein.

«Könnte man Doktor Petiot nicht sofort verhaften?» fragt ein Polizeileutnant, «in Anbetracht dieses besonderen Falles?»

«Nein», sagt Massu. «Nein, keinesfalls. Unser französisches Gesetz erlaubt keine Haussuchungen und Verhaftungen während der Dunkelheit. In anderen Ländern mag das anders sein, aber wir wollen korrekt vorgehen. Gerade hier.»

Die Polizisten nicken schweigend. Was für alle Franzosen gilt, das gilt – einstweilen – auch für Dr. Petiot. Selbst die deutsche Gestapo, die ihr Quartier in der Rue des Saussaies aufgeschlagen hat, nimmt Rücksicht auf die Landesgesetze und verhaftet ihre Opfer erst beim Morgengrauen.

Aber das Netz wird sehr sorgfältig gestellt. Viele Uniformierte umkreisen in dieser Nacht die Häuser in der Rue Lesueur und in der Rue Caumartin. Alle Türen werden von Kriminalbeamten in Zivil bewacht, alle Fenster im Auge behalten. Keller und Söller, Dächer und Höfe werden unter einem Kreuzfeuer wachsamer Blicke liegen, bis der Morgen kommt und man den Vogel fangen darf. Noch ahnt keiner dieser Männer etwas von dem Radfahrer, der vor zwei Stunden hier war, sich umsah und wieder verschwand.

Die Beamten im Keller haben nichts davon gemeldet. Sollen sie sich die Finger verbrennen? Die Gestapo arbeitet mit der Pariser Polizei zusammen.

Die Amtsgebäude der Gestapo und des Sicherheitsdienstes liegen ganz in der Nähe. Wer weiss, was da für geheime Verbindungen bestehen? Falls wirklich die Männer der Résistance ihre Hände in dieser Sache haben, wird man als Franzose und kleiner Beamter darüber schweigen. Es kriselt an den Fronten. Die Engländer können jeden Tag landen, hat Radio London gesagt. Was ist man schon, als Polizist unter der deutschen Besatzung? Ein armer Teufel! Man bekommt 1'800 Franken Grundgehalt im Monat, also 90 Mark etwa, wenn man nur Französisch kann; 2'100 Franken, wenn man Deutsch und Französisch spricht; 2'400 Franken, wenn man obendrein noch Englisch kann. Das sind die Polizistengehälter, während gleichzeitig eine Schachtel billiger Zigaretten wie «Gauloise bleue» 140 Franken und ein Pfund Butter schwarz 500 Franken kostet. Nein, diese Männer werden sich nicht den Mund verbrennen. Mögen die Chefs selber zusehen, wie sie mit dem Leichenhaus fertig werden.

„Offene“ Türen

Morgen ist Sonntag. Sonntag wird Jagdtag. Die Treiber schwenken die Lappen. Fehlt bloss noch das Wild.

«Bis morgen, meine Herren. Bitte, machen Sie gleich Meldung. Ich fahre ins Amt und bin jederzeit zu erreichen.» Der Chef der Kriminalbrigade, Georges Massu, steigt in seinen Renault und lehnt sich in den Sitz zurück, als der Wagen mit einem Ruck anfährt. Er wagt nicht, die Augen zu schliessen. Er wird auch so die grausige Szenerie des Schlachthauses nicht los. Er wischt die beschlagene Scheibe blank und blickt auf die Strasse hinaus. Kein Mensch ist zu sehen. Kein Licht brennt. Paris ist dunkel und stumm.

Am Morgen des 12. März, nach Sonnenaufgang, wie das Gesetz es vorschreibt, betreten sechs Polizisten das Haus Rue Caumartin 66. Noch schläft die tagsüber so lebhafteste Geschäftsstrasse den Schlaf der Sonntagsfrühe. Zwei Beamte bleiben unten im Torweg; zwei warten auf dem Treppenabsatz; und zwei steigen treppauf in den ersten Stock. An der Tür, neben der ein Emailleschild mit der Aufschrift «Dr. Petiot – Radiotherapie» angebracht ist, bleiben sie stehen. Sie drücken auf die Klingel. In der

Wohnung bleibt es still. Keine Schritte. Kein Türschlagen. Nichts. Sie warten. Sie läuten noch einmal. Nichts. Jetzt klopfen sie kräftig gegen die Tür.

Die Tür gibt nach. Sie ist offen.

Die Beamten sehen sich verblüfft an. Sollte das eine Falle sein? Sie winken den beiden Polizisten auf dem Treppenabsatz. Zu viert betreten sie schliesslich zögernd die Diele. Mit dem Revolver in der Hand gehen sie vorsichtig von Raum zu Raum, immer auf irgendeinen grausigen Fund gefasst.

Nichts dergleichen. Tiefe Stille. Einer der Beamten stösst einen Pfiff aus: «Der Vogel ist ausgeflogen!»

«Das gibt 'ne Zigarre vom Chef.»

«Schauen wir uns um, vielleicht findet sich was.»

Auch diese Behausung des Doktors scheint von allen guten Wohngeistern verlassen. Die Läden sind geschlossen, die Möbel verstaubt und die Polituren erblindet. Bloss im Schlafzimmer finden sich Spuren des Hausherrn. Laken und Decken sind zerknüllt. Auf dem Nachttisch steht ein fettiger Teller mit Zigarettensche, Wursthäuten und dem Silberpapier von einem Käse. Eine Zeitung treibt sich am Boden herum, vom 10. März. Also von vorgestern.

Im Wartezimmer sind sämtliche Stühle in eine Ecke geschoben. Das Sprechzimmer mit vielen Apparaten, die mit Zeitungspapier zugedeckt sind, macht einen öden, stillgelegten Eindruck. Zwei gerahmte Fotos zieren den Schreibtisch: Eine Frau, brünett und sehr gepflegt, und ein trotzig dreinblickender Junge von etwa sechzehn Jahren.

«Aha, die liebe Familie.»

«Falls er die nicht auch um die Ecke gebracht hat.»

«Naja, das muss alles untersucht werden. Jeder Fetzen. Das braucht Zeit.»

«Inzwischen fangen wir das Herzchen.»

«Oder auch nicht. Der steht nicht allein, sage ich euch. Da stecken ganz andere Kreise hinter.»

Die Männer blicken einander verstohlen an. Man muss vorsichtig sein in einem besetzten Land. Man darf keinem Menschen trauen. Noch ist der Krieg nicht aus. Am besten hält man den Mund und wartet ab. «Attentisme» heisst seit vier Jahren die Religion des Landes – zu Deutsch etwa «Abwartismus».

Schliesslich setzt einer der Männer Dr. Petiots Telefon in Bewegung, um seiner vorgesetzten Behörde zu melden, dass der unter Mordverdacht stehende Marcel Petiot an diesem Morgen leider nicht, wie geplant, auf

der «Police Judiciaire» am Quai des Orfèvres vernommen werden kann, da er es vorgezogen hat, seine Wohnung mit unbekanntem Ziel zu verlassen.

Die Meinung der Brotschlange

Vor einem Bäckerladen in der Rue de Ménilmontant, im zwanzigsten Bezirk, staut sich seit den frühen Morgenstunden eine Menschenmenge. Bis zur Rue Sorbier und noch ein Stück um die Ecke herum reicht die Brotschlange. Wer einen Feldstuhl dabei hat, ist fein heraus. Eine Greisin, die sich nicht mehr auf den geschwollenen Füßen halten kann, kauert sich auf dem Bordstein nieder. Zwei, drei Frauen folgen zaudernd ihrem Beispiel, wobei sie immerfort besorgt nach ihren Plätzen in der Schlange schielen.

Es ist Mittag, aber heute will es gar nicht Tag werden. Immer noch hängen Rauchscheiter vor der Sonne. Der Angriff auf Noisy-le-Sec muss schwer gewesen sein. Man spricht von fünfzehntausend Obdachlosen, die nun alle nach Paris hineingepumpt und in den angrenzenden zwanzigsten Bezirk gestopft werden sollen.

Zollweise schiebt sich die Schlange voran. Plötzlich, niemand weiss woher, ist ein Gerücht da, dass die Ware gleich ausverkauft sei, dass man eben die letzte Brotladung bringe. Der Menschen bemächtigt sich Verzweiflung. Sie stossen und schieben, man hört Geschrei. Schon droht die Schlange sich aufzulösen. Mit Puff und Knuff und dem Ruf «Ist genug da! Genug für alle!» können die beiden aufsichtführenden Flics gerade noch den Anprall auffangen. Man richtet sich wieder ein, sucht seinen Vordermann.

«Kann ja gar nicht reichen, wenn all die Ausgebombten mitversorgt werden müssen», schimpft von ihrem Stühlchen herauf eine Frau in Schürze und Kopftuch.

Um sie herum erhebt sich Widerspruch: «Seien Sie froh, dass Sie nicht selbst ausgebombt sind.»

«Wir wären auch lieber in Noisy geblieben!»

«Wie kommt es, dass sie euch den ganzen Ort zerschmissen haben?» fragt ein junges Mädels. «Es heisst doch immer, dass die Unsrigen Sie blickt sich hastig um.

Die andern horchen auf. Eine Frau, die zwar in einen eleganten Pelzmantel gehüllt ist, aber ein völlig verschmiertes Gesicht und nackte, schmutzige Beine hat, gibt Antwort: «Die wollten den Bahnhof wegrasieren. Den hatten die Fritzen mit ihren Tanks und was weiss ich vollgepfropft.»

«Ja, und die erste Welle hat auch haargenau den Bahnhof getroffen. Die zweite Wucht haben wir dann leider auf die Köpfe gekriegt.»

«Es heisst doch, dass Unsere den Engländern Zeichen geben», beharrt das junge Mädél. «Raketen oder so was.»

Achselzucken. Die im Pelzmantel erwidert: «Hat jedenfalls nichts geholfen. Noisy ist futsch.»

«Viele Tote?»

«Das will ich meinen. Ich selbst hab' niemand' verloren, aber andere –» Sie weist mit den Augen auf eine alte Frau, die an der Mauer lehnt und lautlos vor sich hinweint.

Schweigen. Dann sagt das junge Mädél halblaut, doch man vernimmt jedes Wort: «Wir wissen jedenfalls, wer es uns bezahlen wird.»

Wiederum Schweigen. Jeder hängt seinen Gedanken nach.

Die Schlange entlang schlendert ein Jüngling mit einem kalten Zigarettenstummel im Mund, den er auch nicht herausnimmt, als er nun etwas gequetscht «L'Oeuvre», die Tageszeitung, ausruft. Er scheint Zu spüren, dass hier nicht die rechte Kundschaft ist.

«Was soll schon drinstehen? Dass die Deutschen sich absetzen.»

«Planmässig, bitte sehr.»

«Der Russe macht im Osten Dampf dahinter, so viel steht fest.»

«Haben Sie in der Zeitung gelesen? Das von dem Petiot? Scheint, dass der ein Dutzend Menschen umgebracht hat.»

«Ein Dutzend? Mindestens fünfzig!»

«Na, wenn schon. Bei diesen Zeiten! Ich möchte nicht wissen, wieviel Menschen so täglich in Paris verschwinden.»

«In Noisy hat es jedenfalls mehr als fünfzig Tote gegeben.»

«Er soll seine Opfer ja in ein Todeskabinett gelockt haben. Auch Juden.»

«Juden? Dann hat er doch bestimmt mit der Gestapo zusammengearbeitet.»

«Ich wette, der war ein Agent.»

«Klar. Und die Brüder halten ihn jetzt versteckt.»

Ein älterer Mann mischt sich ein, unrasiert und verfallen, einer der wenigen Männer in dieser Brotschlange. «Wenn Sie mich fragen», erklärt er geheimnisvoll, «ich halte diesen ganzen Petiot für einen aufgelegten Schwindel. Gaskammern? Wo gibt's denn so was? Die Sache ist bloss ein Manöver der Polizei, um die öffentliche Aufmerksamkeit von der katastrophalen Lage unserer Vichy-Herren abzulenken. Aber auf so was fällt Paris nicht rein.»

Man nickt. Der Polizei ist einiges zuzutrauen. Sie lässt sich ja auch jetzt wieder Vorspannen, wo aus Vichy der Befehl erging, jede dritte Bäckerei in Paris zu schliessen.

«Mehr als dreizehnhundert Läden haben sie Knall und Fall zugemacht. Um Kohlen zu sparen. Dass ich nicht lache.»

«Und nun schicken sie uns über Nacht all diese Ausgebombten in den zwanzigsten Bezirk.»

«Reicht kaum für uns. Ganze fünfzig Gramm Fett im Monat Februar. Das sind nicht mal zwei Gramm pro Tag.»

«Na eben, Hunger macht zahm.»

«Pst -!»

«Was denn, hab' ich was gesagt?»

Träge ziehen Rauch und Wolken an der Sonne vorüber, die nicht durchfindet, zu der gequälten Erde. Der Ostwind treibt Brandgeruch in die Stadt. Langsam, langsam schiebt sich die Brotschlange weiter.

Eine Sprachregelung

Nach den ersten Notizen über die Leichenfunde begann in den Zeitungen ein grosses Rätselraten. Findige Reporter stöberten Petiots Anverwandte, in Auxerre auf. Liftboys und Freudenmädchen wollten Petiot da und dort in Paris gesehen haben. Und weil die Polizei so schweigsam war, blühten die Gerüchte. Täglich wuchs die Zahl der Gemordeten. Ein Boulevardblatt wusste von Schleppern zu berichten, die dem Doktor Opfer zugeführt hätten. Niemand glaubte daran. Die Strassen um den: Bois waren des Abends noch öder als gewöhnlich. Paris mied die Mordgegend.

Die Buchhändler besannen sich auf einen Kriminalroman von Stanislas-André Steeman. Er trug den Titel «Der Mörder wohnt in Nr. 21'« und erregte ob dieser prophetischen Zeile erstaunte Ausrufe vor den Schaufenstern. Allerdings war der Roman vergleichsweise harmlos und weitaus glaubhafter als die Wirklichkeit in der Rue Lesueur.

Auch das Ausland horchte auf. Reporter schmuggelten sich mit und ohne Erlaubnis ins Mordhaus. Auf der Polizei trafen die ersten Fingerzeige auf Petiots Opfer ein. Zwei Karten und ein Bleistiftbrief. Alle anonym.

«Sonderbar», meint ein junger Assistent.

«Gar nicht sonderbar», widerspricht der alte Inspektor Valet. «Lesen Sie doch bloss mal die Namen dieser Vermissten.»

«Ehrenreich», buchstabiert der junge Mann, «Hollander . .

Er unterbricht sich: «Deutsche?»

«Gewesen», knurrt Valet. «Sind Judennamen.»

«Juden! Mon Dieu, das erschwert die Sache.»

Ja, das erschwerte die Arbeit der französischen Polizei. Denn wer wachte es schon von den jüdischen Angehörigen jüdischer Vermisster, sich offen zu melden? Obendrein gab es vierzehn verschiedene Instanzen bei der französischen Polizei, die alle der deutschen Polizei unterstellt waren. Diese wiederum unterstand der Gestapo.

Als die Ausschnittmappe mit den Petiot-Meldungen gegen Ende März immer mehr answoll, schlug der Oberregierungsrat Kutz auf den Tisch; «Schluss damit!» Dieser Petiot-Rummel nahm allmählich zu viel Raum in der französischen Presse ein. Man brauchte die Spalten für den Atlantikwall und für die neue Geheimwaffe des Führers. Ausserdem konnte das Wort «Massenmord» unerwünschte Gedankenverbindungen auslösen. Also klemmte sich die Gestapo hinter die Propagandastaffel und drückte eine ihrer berüchtigten «Sprachregelungen» durch. «Eilt! Geheim! Die Berichterstattung über den Fall Petiot ist ab sofort einzustellen.»

Aus.

Bloss der etwas schief gewachsene Dr. W . . von der «Deutschen Korrespondenz» schrieb unentwegt weiter. Ja, er verstieg sich sogar bis zu einer psychologischen Analyse des Massenmordes im Allgemeinen und Petiots im Besonderen. Bis er eines Aprilmorgens von seinem Hotelporrier einen Brief ausgehändigt bekam, der den allen Journalisten wohlbekannten Stempel des SD trug. «Wir ersuchen Sie hiermit, sich am 10. April 11 Uhr 30 in Zimmer 112 einzufinden. Heil Hitler.» Und die Unterschrift: ein Krakel mit einem Dr. davor.

Immerhin ein Akademiker. Vielleicht sogar ein Mensch! Dr. W. . . tat einen tiefen Schnaufer. Wenn er nur wüsste, worum es ging. Aber das erfuhr man vorher nie.

Der Dr. Krakel, der übrigens schlicht und recht Schulz hiess, erwies sich als ein dicklicher Biedermann mit rotgeäderten Burgunderbäckchen. Er fasste den Journalisten über seine randlose Brille hinweg ins Auge und beehrte mit kratziger Stimme zu wissen, was zum Teufel sich der Herr noch mit dem Fall Petiot befasse. Er sei sich wohl nicht darüber im Klaren, was es heisse, eine Sprachregelung zu übertreten.

«Verzeihung, aber diese Regelung dürfte wohl inzwischen überholt

sein. Ich habe erst vorgestern erneut Anweisungen vom Promi erhalten. Durch Kurier.»

«Ausgeschlossen. Mir ist nichts bekannt.»

Nun zeigt es sich, wie gut es ist, wenn man mit einer vollgepfropften Aktentasche herumläuft. Nach einigem Wühlen findet die zitternde Hand, was sie sucht: «Hier bitte. Sprachregelung vom Propagandaministerium Berlin. Berichterstattung Petiot fortsetzen. Auch für Übersee. Lenkt Gegner von politischer Thematik ab.»

Schwarz auf weiss steht es da getippt. Darüber steht gleichfalls «Eilt! Geheim!» und ein ellenlanges Aktenzeichen. Aber Dr. Schulz braucht dieses Zeichen nicht zu fürchten; denn sein Zeichen ist mächtiger. «Na», sagt er, und seine Krächzstimme wird honigsüß: «Dann wollen wir dem Promi mal 'n bisschen in die Suppe spucken.»

Und er spuckte. Mit Erfolg. Von nun an herrschte Ruhe im Blätterwald. Die Affäre Petiot versickerte. Man vergass den Namen des Doktors über anderen Namen – Namen wie Dnjestr und Pruth, Cassino und Lemberg – Namen, in denen für Frankreich Hoffnung glimmte.

Aus der Jugendzeit

In aller Stille, aber mit zäher Energie, geht derweil bei den französischen Behörden die Jagd auf den Eigentümer des Schlachthauses in der Rue Lesueur weiter. Ein genauer Steckbrief ist in den Händen aller Polizisten. Jeder Kontrollbeamte trägt ihn bei sich. Man erforscht gewissenhaft die Vergangenheit des Dr. Petiot. Register blättern sich auf. Akten geben ihre Geheimnisse preis. Strich für Strich formt sich vor den Augen des Untersuchungsrichters Berry, dem der Fall übertragen wurde, Petiots Bild.

«Was für ein interessanter, ekelhafter Bursche!» Seufzend schiebt Berry all die Zettel und Mappen, die Aktenauszüge, Fotos, Berichte und Protokolle beiseite, die in ständig wachsender Fülle seinen Schreibtisch blockieren. Durch das hohe Fenster seines Büros fällt die Maisonnette. Sie malt einen gelben Streifen über den Aktenstoss. Das einzige Licht in diesem trüben Sumpf, so sinnt der Richter. Und er überlegt: Ob wohl die gleiche Sonne, die es ja mit den Gerechten und Ungerechten hält, in diesem Augenblick den Dr. Petiot bescheint, der nach wie vor unauffindbar ist?

Kein unbeschriebenes Blatt, dieser Herr! Es ist sogar über und über beschrieben, mit Geschichten so wirr und wüst, wie sie nur das Leben selber schreiben darf.

Es fängt ganz friedlich an. Unter Frankreichs mildestem Himmel, zwischen Burgen und Reben. Der Richter, ein Freund besinnlicher Urlaubsfahrten im Auto durch die Weinprovinzen, sieht diese Szenerie vor sich.

Am 17. Januar des Jahres 1897 stapft Herr Petiot, Postbeamter seines Zeichens, durch die verschneiten Strassen der kleinen Stadt Auxerre, der Heimat fröhlicher Weinhändler und glücklich spekulierender Maschinenfabrikanten. Herrn Petiots Herz ist freudig bewegt. Er will die Geburt seines Sohnes anzeigen. Und vor dem Standesbeamten, der ihm gratuliert, nennt er feierlich die Namen, die dem Knaben zgedacht sind: Marcel André Henri Félix.

Eine freundliche Kindheit hat Marcel, umhegt von braven Eltern und einer altherwürdigen Stadt. Auxerre, an beiden Ufern der Yonne gelegen, führt seinen Ursprung auf den heiligen Bischof Germain zurück, bis ins vierte nachchristliche Jahrhundert also. Noch zwei andere ruhmreiche Mitbürger hält die Stadt ihren Knaben als Beispiel vor Augen: den Herrn de Sainte-Palaye, Wühler im Schatzhaus der altfranzösischen Sprache und zu Zeiten des fünfzehnten Ludwig ein grosser Grammatiker vor dem Herrn; sodann den Baron Fourier, der Napoleon nach Ägypten begleitete und ein gelehrtes Werk über diese Expedition schrieb. Aber man kann nicht sagen, dass der junge Marcel sich diese Grössen zum Vorbild nahm. Im Gegenteil. Er mochte die Schule nicht. Er war ein unruhiger Geist, der immerzu was Neues anfang und den Lehrern durch kecke Antworten missfiel. In einer nervösen, ständig die Windrichtung wechselnden Handschrift lieferte er trotzdem recht gute Aufsätze, wenn sie auch etwas bunt wirkten durch die vielen Striche: dick ausgestrichene Sätze und durchgestrichene Worte. Zeichen eines versteckten Charakters, wie die Schriftdeuter sagen. Auch seine winzigen, gleichsam hingehuschten Ziffern waren schwer zu lesen. Doch die Resultate stimmten immer. Das Kind hatte Sinn für Geld. Es hielt seine Franken gern zusammen – und gab sie trotzdem gerne aus –, ein Widerspruch, der Marcel später auf schlimme Wege führen sollte.

Mit fünfzehn Jahren verlor er die Mutter. Eine Tante übernahm den Haushalt, in dem noch ein zweiter Bub herumlief, der fünfjährige Maurice. Als der Vater ein Jahr später nach Joigny •versetzt wurde, kam Marcel auf die dortige Schule, flog aber sehr bald Taus. Warum, lässt sich nicht mehr feststellen. Er wurde zur Tante nach Auxerre in die alte Schule zurückgeschickt. Auch dort setzte man ihn wieder an die Luft. Auf der

nächsten Schule, einem Internat in Dijon, blieb er etwas länger. Es folgten zwei kurze Gastspiele in Schulen seiner Heimat, bis ihn die Familie auf eine Privatschule nach Paris spedierte, damit er endlich zum Abschluss käme. Die Pariser Professoren auf dieser «Presse» waren wohl einiges von ihren Schülern gewöhnt; jedenfalls schleusten sie den unruhigen Geist aus Auxerre im Juli 1915 glatt durchs Abitur. Vielleicht sagten sie sich auch, dass der Krieg Soldaten brauchte.

Januar 1916 liegt der Soldat Petiot, im Graben. Er lernt zu töten und dem Tode auszuweichen. Ein Granatsplitter erwischt ihn am Fuss. Im Lazarett von Orléans finden wir ihn wieder. Und da macht er etwas Krummes. War es ein Diebstahl? Ein Desertionsversuch? Die Protokolle und Berichte widersprechen einander. Pest steht, dass der junge Petiot sich auf seine Nerven herausgeredet hat. Er wird beobachtet; Monate hindurch wird sein Geisteszustand untersucht. Im März 1918 taucht er wieder an der Front auf. Nach dem Waffenstillstand wird er als 50 Prozent kriegsbeschädigt entlassen. Langsam nur verliert sich sein Hinken.

Als Student der Medizin schreibt er sich an der «Universität von Lyon ein. Dem jungen Kriegsteilnehmer wird das Studium erleichtert. Petiot besteht im Eiltempo alle Prüfungen, liefert eine ausgezeichnete Doktorarbeit, ist eine Zeitlang Assistent an einer Irrenanstalt und zieht dann eines schönen Tages, mit dem Dokortitel geschmückt, als Arzt in das Städtchen Villeneuve an der Yonne ein, nur eine Kleinbahnstunde von Auxerre entfernt.

So beginnt 1921 im Lande der Reben und Rotweinkenner eine Laufbahn, die an Schrecklichkeit nicht ihresgleichen haben sollte. Es begann mit Louissette.

Angst unterm weiten Mantel

Auf den verlassenem Kirchplatz von Villeneuve trommelt der Regen. Das Buckelpflaster schnellt die Tropfen wieder hoch, ehe sie, zu trüben Bächen vereint und die letzten welken Kastanienblätter mit sich reissend, abwärts stürzen zur Yonne.

Die Yonne ist sehr tief. Weiss das die Frau, die eben aus dem Windschatten des alten Turms tritt und sich nun die Böschung hinab tastet, mehr taumelt als geht, indes der Sturm an ihrer Kapuze zerrt und ihr das helle Haar zerwühlt?

Keinen Hund möchte man in solch ein Wetter hinausjagen. Wer jagt diese Frau?

Denn es ist wirklich eine Frau und kein Mädchen. Zwar verbirgt sie

sich in ihrem weiten Kapuzenmantel, doch der Sturm klatscht ihr das nasse Zeug an den Leib und macht offenbar, dass sie schwanger ist. Louise Delavaux ist Hausangestellte. Warum ist sie aus Frau Fleurys Küche fortgerannt und hat den Abwasch stehengelassen? Sie hat zum Curé gehen wollen, hat sogar den Mut aufgebracht, am Klingelzug zu ziehen. Ach, so zaghaft. Aber der Sturm hat den Ton zerblasen, und ein zweites Mal hat sie sich nicht getraut. Darum steht sie jetzt an der Yonne. Wohl hat sie draussen auf dem Dorf noch Vater und Mutter, doch gerade jetzt möchte sie ihnen nicht vor die Augen treten. Es sind ordentliche Leute. Des Vaters Schwester ist sogar Lehrerin im Ort.

Wenn die Sonne scheint, ist die Yonne wie schwarzes Glas und spiegelt sanft die alten Wachttürme. Heute gurgelt und schäumt sie und wühlt den Lehm aus der Böschung. Noch niemals war ihr Wasser so kalt und schmutzig. Mit einem Schauer zieht Louise die Kapuze unter dem Kinn fester. Sie steht und starrt in das Wasser. Sie denkt nicht. Sie fühlt nichts. Und wie auf einen unhörbaren Befehl wendet sie sich stracks um und läuft davon. Durch triefende Hintergassen stolpert sie wieder nach Hause.

Was so ein Mädels sein Zuhause nennt. – Fleurys ungelüftete Küche mit der engen Kammer dahinter, mit dem Abwasch, der sich am Spülstein türmt.

Kein Wort gegen Herrn und Frau Fleury. Es sind freundliche Menschen. Beide dick und aufs gute Leben versessen, Kinder haben sie keine. Trotzdem hat Frau Fleury rasch herausbekommen, wie es um Louise steht. Frauen haben einen Blick dafür. «Vom Doktor?» ist jetzt ihre augenzwinkernde, lang aufgesparte Frage.

«Ach du lieber Gott», seufzt Louise bloss. Etwas anderes fällt ihr nicht ein. Sie ist ein bisschen dumm, obwohl ihre Tante Félicie Lehrerin ist.

«Oh lala!» Frau Fleury wiegt den Kopf hin und her. «Na, du brauchst gar nichts zu sagen. Ich kann's mir schon denken. Ein so junger Mensch – und keine Frau im Haus.»

«Nein, nein», schluchzt Louise und schiebt sinnlos einen kupfernen Kessel auf der Herdplatte hin und her. '

«Sei still, Louise, ich mein's doch bloss gut mit dir. Solltest dich mal mit ihm aussprechen, und das schleunigst. Sonst wird's zu spät, und er kann dir nicht mehr helfen.»

Louise ist vom Lande, aber weil sie prall und drall und kerngesund ist, hat sie sich bisher davor gefürchtet. Mehr noch als vor der Schande. Sie hat dem Doktor kein Wort gesagt, hat geschwiegen, immer in der

Hoffnung, dass die Dinge von selber wieder ins Lot kämen, oder dass sich ihr ein Asyl auftäte, ein Plätzchen irgendwo am warmen Herd. – Sie weiss es selber nicht.

«Frau Fleury, Sie sagen es doch keinem weiter, bitte!»

«Damit man mir am Ende noch Vorwürfe macht, wie? Ich hab' es ja seinerzeit selbst dem Doktor vorgeschlagen, dass du sein bisschen Haushalt mitbesorgst. Schön wär' das nicht von ihm, muss ich sagen. Ob ich ihm mal ein Wort flüstere?»

«Nein, bitte nicht, Frau Fleury, er ist nicht – er soll nicht –» Louise presst die Lippen aufeinander und scheuert den Rest ihrer Verzweiflung in eine verrusste Kasserolle.

«Aus dir wird man auch nicht klug», klagt Frau Fleury, die froh ist, dass ihr unvorsichtiges Angebot keine Gegenliebe findet. Schliesslich geht sie das Ganze nichts an; sie wird sich ausgerechnet mit dem Doktor verfeinden. Noch vier Wochen, dann muss Louise aus dem Haus. Peinlich. Aber was bleibt einem übrig? Und mit einem Seufzer zieht sich die Dame aus der Küche zurück. In der Tür bleibt sie nochmals stehen: «Hat er denn gar nichts gemerkt?»

Kopfschütteln über dem Spültisch. «Naja», brummt Frau Fleury vor sich hin, während sie zum Spion an ihrem Vorderfenster zurückkehrt.

Zwei Tage später ging Louise wieder aus dem Haus, in der Abendstunde, als über den Kirchplatz das Angelus erklang. Sie ging nicht weit, bloss zu Doktor Petiot. Sie ging sehr weit. Sie ging aus dieser Welt. Kein Mensch hat sie je wiedergesehen.

Es heisst, dass der junge Arzt damals schon auf Freiersfüssen wandelte, dass er unter den Töchtern des Landes eine erwählt hatte, die jung, hübsch, reich und obendrein lieb und wohlherzogen war. Aber man weiss nichts Genaues.

Jedenfalls wusste Dr. Petiot auch von nichts, als man ihn auf dem Polizeibüro des Städtchens über sein verschwundenes Dienstmädchen vernahm. «Ich habe sie an dem Tag überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Vielleicht war sie noch mal in der Wohnung, hat Wäsche gebracht, was weiss ich. Ich kümmere mich nicht um dergleichen. Ich lasse das offen.»

Mit kalligraphischer Hand bringt der alte Inspektor Dullin diese Bekundung zu Papier. Dort steht bereits weiter oben zu lesen, dass Louise dem Hausherrn zwar schöne Augen gemacht, dass dieser jedoch für die Ehre gedankt habe. Und, achselzuckend, nachdem das blaue Aktenstück zugeklappt ist und Dullin wieder den Respekt an den Tag legt, den man

einem Dr. Petiot schuldet, sagt der: «Diese Mädels! So was fährt nun nach Paris und rennt zum erstbesten Kurpfuscher. Da müsste auch mal hintergehakt werden. Sie ist nicht die erste, und sie ist nicht die letzte.»

«So ist es», bekräftigt der Inspektor und reicht den blauen Aktendeckel seinem Assistenten hinüber, damit der ihn wieder in das richtige Fach der vielen Regale verstaut. Doktor Petiot verfolgt den Vorgang mit seinem im ganzen Städtchen berühmten «kalten» Blick.

Nicht lange nachher – das Datum ist aus begreiflichen Gründen nicht überliefert – verschwand die Akte Louissette Delavaux aus dem Polizeibüro. Sie blieb auch verschwunden, obwohl Dullin insgeheim einen ganzen freien Sonnabendnachmittag zu gründlicher Nachsuche benutzte und sogar die Regale von den grüngetünchten Wänden abrückte. Die Akte tauchte ebenso wenig wieder auf wie Louissette selber. Und die Polizei von Villeneuve musste schweigen und die Rüge einstecken, als im «Petit Régional», dem «Kleinen Kreisblatt», ein Artikel erschien, der in flammenden und wohlgebauten Sätzen die Laschheit und den mangelnden Spürsinn der örtlichen Polizei anprangerte. Der Verfasser dieses Artikels war Dr. Petiot.

Der Bürgermeister von Villeneuve

Wieso schreibt Petiot für Zeitungen? Oh, er tut gar vielerlei. Längst gehört er zu denen, die in Villeneuve das grosse Wort führen. Er macht so schnell Karriere, dass der Chronist kaum nachkommt.

«Ein netter Mann, der neue Doktor/»

«Und so interessant. Diese Augen!»

«Hübscher Mensch. Haben Sie auch Bestrahlungen bei ihm gekriegt? Meine Kiefer-Neuralgien sind so gut wie weg. Ganz wunderbar.»

«Wissen Sie noch, anfangs, wie er da den Ausrufer im Ort herumgeschickt hat? Wie so 'n Seiltänzer.»

«Das hat er jetzt nicht mehr nötig. Dem rennen sie die Bude ein.»

Eine durchaus repräsentative «Bude» übrigens, seit der Doktor neulich die möblierte Wohnung aufgegeben und in der Rue Carnot ein eigenes Haus bezogen hat. Ein Gebäude aus der Zeit des Zweiten Kaiserreichs, fünf Fenster Strassenfront und ein Balkon. Es macht sich gut, und es hat tiefe Keller. Als eines Tages der Weinhändler Labarre das übliche Stückfass Roten bringt und es gleich selber hinunterträgt, ehe Petiot ihn daran

hindern kann, staunt er nicht schlecht: «Mon Dieu, Herr Doktor, was für 'ne Masse Strippen. Das sind ja die reinen Fussangeln.» Vorsichtig tritt er über einige Schlingen isolierten Leitungsdrahtes hinweg.

«Ja», sagte Petiot, «hier unten ist mein Labor.»

Das Städtchen Villeneuve, das den Autofahrern so romantisch erscheint, wenn sie im Eiltempo zum einen Stadttor herein- und zu dem andern wieder hinausbrausen, war damals ein ziemlich unsauberes Nest. Von Kanalisation keine Spur – man half sich wie die Vorväter. In den verwiterten Häusern ging seit undenklichen Zeiten die Tuberkulose um. Kein Kinderhort, keine Krippe, dafür eine hohe Säuglingssterblichkeit. Kurz, das Städtchen schrie nach einem Arzt, der hier die modernen Methoden der Hygiene einführte und sich um die Sozialfürsorge kümmerte.

Petiot begann sachte. Nicht, dass er mit der Tür ins Haus fiel und Anklagen wegen Rückständigkeit gegen die Stadtväter schleuderte. Nein, erst wuchs er in die Stadt hinein, senkte seine Wurzeln in ihren weinfeuchten Grund, wurde ein Bürger wie die anderen auch, einer, den man zu Trutzhahn und Chablis einladen und mit saftigen Witzen regalieren konnte.

Als Arzt machte er sich allgemein beliebt. «Der hat ein Herz für den kleinen Mann», versicherte der gichtkranke Père Veuvarde den Mitinsassen des Altersheims. «Er ist auch gar nicht scharf aufs Geld. Bringen Sie's, wann Sie können, hat er zu mir gesagt. Er nimmt's wohl dafür von den Dickbäuchen. Kommen ja genug zu ihm.»

Nicht lange, und Petiot wird zum Chefarzt des Städtischen Krankenhauses ernannt, und kurz darauf zum Direktor des Altersheims. Vor Jahren war er bereits der Sozialistischen Partei beigetreten, die im Ort stark war und der damals erst wenige Akademiker angehörten. Er hatte gewiss seine Gründe dafür. Auch in der Liga für Menschenrechte spielte er eine Rolle. Wo sich die Gelegenheit ergab, trat er auf und redete, eindrucksvoll und zum Wohle des Ganzen.

1928 wurde er zum Stadtrat und zum Bürgermeister von Villeneuve gewählt.

Untersuchungsrichter Berry blättert in den Akten hin und her. Es ist kein Irrtum möglich, keine Namensverwechslung. Der Bürgermeister und Stadtrat von Villeneuve ist derselbe Dr. Petiot, in dessen Hause man die hingeschlachteten Opfer fand, derselbe Dr. Petiot, der jetzt spurlos verschwunden ist.

Berry greift immer wieder zu den zahlreichen Fotografien, die zusam-

mengetragen wurden. Petiot der Jüngling, Petiot als Bräutigam. Ein Foto als Bürgermeister. Dort steht er in einer Gruppe ehrenwerter Stadtväter auf einer Freitreppe. Er als einziger im Smoking. Ein kühnes, herausforderndes Gesicht. Selbstsicher. Ein paar brennende Augen. Die Augen, die einen immer wieder, auch aus den verblasstesten Fotos anspringen. Berry nimmt ein Vergrößerungsglas und versucht in dem Gesicht zu lesen. Das Lächeln erscheint in der Vergrößerung wie Hohn. Beny stellt die Fotos um sich auf, öffnet dann ein neues Aktenpaket vom Stadtdepartement in Villeneuve. Obenauf liegt ein eilig hingehauener Handschrieb des Stadtsekretärs.

« . . . und komme ich Ihrem Wunsche über eine Charakteristik des p. Dr. M. P. sofort nach. Ich arbeitete während seiner Amtszeit mit ihm Tür an Tür, und können Sie sich meine entsetzte Verwunderung vorstellen, die die Zeitungsnachrichten bei uns auslösten. Petiots Wahl zum Bürgermeister war ein Gewinn für unsere Stadt, usw. usw....»

Lob, Anerkennung, grossartige Fähigkeiten. So geht es Seite um Seite. Man hatte bisher in Villeneuve nicht viel Glück mit Bürgermeistern gehabt. Der eine betrank sich schon frühmorgens; ein anderer erregte durch die Öffentlichkeit seines Lebenswandels Anstoss. Bei Petiot nichts dergleichen. Als erste Aufgabe nahm er sich die Kanalisation vor. Schluss mit dem Mittelalter; Wasserspülung hiess jetzt die Parole. Ein neuer Kindergarten mit Säuglingskrippe in Weiss und Rosa. Das Neueste und Beste.

Petiot klettert höher. Er wird zum Kreisrat gewählt. Der Weg zur Deputiertenkammer ist frei. Vielleicht wird er eines Tages sogar noch Minister. Seine Freunde in Villeneuve trauen ihm das zu. Mit Stolz verfolgen sie den Weg ihres jungen Mitbürgers.

Familienglück umgibt den Erfolgreichen. Seine Frau ist eine schöne Person. Die Tochter eines Gutsbesitzers und fünfzehnfachen Hauseigentümers aus der Gegend, der obendrein zu Paris mit Gewinn ein Restaurant betreibt. Es kommt ein schwarzhaariges Söhnchen an, Gérard. Und im Wartezimmer drängen sich die Patienten, obwohl der Bürgermeister-Doktor, von Geschäften überhäuft, wenig Zeit für sie hat.

Petiot ist darüber kein trockener Bürokrat geworden. Nein, die Kumpane lieben ihn als Kumpan, die Zecher rühmen den Zecher. War das ein Jux, als sie damals zu viert in der Neujahrsnacht über den Friedhof zogen, ab und zu über ein hartgefrorenes Grab stolpernd. Mit geheimem Schau-

der waren sie ihrem Anführer weinselig gefolgt, hatten das grosse Kreuz neben der Kapelle herausgehoben und es unter trunkenem Geleier heimgetragen in des Doktors Haus, wo sie es, nun doch ernüchert und verlegen, einfach in den Keller geworfen hatten. Ein etwas kurioser und pietätloser Spass, zugegeben; auch nicht gerade beispielhaft für einen Bürgermeister, sollte man glauben. Dennoch hat ihm gerade dieses Stückchen viel genützt. Immer wieder wurde es angeführt, als für Petiot die Dinge schief gingen, zum Beweis dafür, was für ein harmloser, netter, putziger Geselle der Doktor doch sei.

Gemunkel

Hervorragende Männer haben stets Feinde. Auch in Villeneuve gab es eine Clique von Antipetiotten. In wortreichen Debatten stritten sie sich an den Marmortischen des «Goldenen Hahns» mit seinen Freunden herum. «Geht mir mit eurem Petiot. Damals, in seiner ersten Wohnung, da hat er doch heimlich den echten Louis-Onze-Kamin ausbauen und eine Nachbildung hineinschmuggeln wollen. Ein Gauner, der!»

«Verrückt seid ihr. Hat der das nötig? Der hat ein Mädels mit Kies. Ausserdem verdient er, was er will.»

«Na, und das mit der Louise?»

«Puh, was für 'ne alte Geschichte, die stinkt ja schon. Soll er doch was mit ihr gehabt haben. Junge Leute. Wenn schon! Wer weiss, wo die sich herumtreibt.» Der Sprecher stellt sein Glas hin: «Soll ich euch mal was sagen?»

«Sprich dich aus.»

«Ihr habt ja bloss alle die Wut auf ihn, weil euch die politische Meinung des Doktors nicht passt. Voilà tout!»

Die Antipetiotten blicken sich vielsagend an. Sie könnten noch etliche Trümpfe auf den Marmortisch knallen, ziehen es jedoch vor, zu schweigen. Man hat so leicht Ärger, nicht wahr? Da gibt es zum Beispiel die Sache mit den Fleurys, wohlhabenden Nachbarn von Petiot. Man hatte dort eingebrochen und nachher Feuer gelegt. Der Täter wurde bis heute nicht ermittelt. Und dann geschah die Sache mit Madame Desbauves, einer Lotterie-Einnehmerin, deren graugesprenkelte Zöpfchen ein schlaues Hutzelgesicht umgaben. 280'000 Francs hatte die alte Dame im Hause, nicht zum erstenmal in ihrem Leben, wohl aber zum letztenmal; denn am nächsten Morgen fand die entsetzte Köchin Madames Leiche an der Hof-tür.

Man holt den Arzt. Es ist Dr. Petiot. Er macht aus Gefälligkeit auch nachher die Autopsie. An Hand von Kratz- und Würgemalen an Mada- mes Hals demonstriert der Arzt den Kampf zwischen Täter und Opfer. Zweifellos hat der Raubmörder Kratzspuren im Gesicht davongetragen, die ihn verraten werden. Prompt verhaftet die Polizei zehn Leute, muss sie jedoch alle zehn wieder laufen lassen, da jeder sein Alibi hat. Die Untersuchung verläuft im Sande. Aber wie das in kleinen Städten üblich ist, die für jede Schauertat dankbar sind: Das Gerede geht weiter. Ein gewisser Frascot rühmt sich an der Theke des «Goldenen Hahns» in vorgeschrittener Stunde, dass er zum Fall Desbauves wohl noch dies und jenes zu sagen wisse. Man habe Fingerabdrücke an der Ladenkasse gefunden. Die möge man doch mal spasseshalber mit Petiots Fingern vergleichen.

Drei Tage darauf begegnet ihm der Doktor auf der Strasse, «Nanu», sagt er nach herzlicher Begrüssung. «Sie humpeln ja so jämmerlich, Herr Frascot.»

«Ach, Herr Doktor, das ist das verflixte Rheuma», schimpft Frascot. «Das Deubelszeug muss in unseren alten Mauern drinstecken.»

«Scheusslich. Kann's mir vorstellen.» Und, schon im Weitergehen: «Nicht, dass ich Sie drängen möchte. Aber – haben Sie es mal mit Spritzen von Bienengift probiert?»

Frascots schmerzgequälte Züge verraten Neugier.

«Jedenfalls stehen Ihnen meine therapeutischen Einrichtungen jederzeit zur Verfügung», sagt der Doktor-Bürgermeister freundlich und eilt zu irgendeiner öffentlichen Sitzung zum Wohle der Gemeinde.

Der schmerzgeplagte Frascot liess sich die Sache durch den Kopf gehen und hinkte schliesslich an seinem Knotenstock in die Rue Camot. Dort wurde er auch wirklich von seinen Schmerzen befreit; denn er verstarb drei Stunden später. Nicht alle Leute vertragen alle Spritzen.

Kein Wort gegen den Doktor! Jeder Arzt hat mal einen Versager. Dafür spazieren genügend andere Leute im Städtchen umher und preisen den Doktor laut als ihren Lebensretter, als Helfer ihrer Kinder und Bestand ihrer Frauen in der schweren Stunde.

Auch im Landkreis scheint Petiots politische Stellung nun endgültig gefestigt. Man schickt sich bereits an, ihn auf die Wahllisten für das Palais Bourbon zu setzen. Da passiert es jedoch dem Doktor, dass er über einen Benzinkanister stolpert. Und er fällt, fällt, fällt. Und aus ist es mit

ihm. Eine Bagatelle. Eine Kleinigkeit. Seltsam. Seltsam wie alles um diesen seltsamen Menschen.

Billiges Benzin

«Hat der Mann das nötig gehabt?»

Nein, das hat er weiss Gott nicht nötig gehabt. Das bisschen Essence für seinen kleinen Wagen hätte er jederzeit zum üblichen Preis an der Tankstelle der Standard Oil beziehen können. Aber da unterstand ihm nun das städtische Wasserwerk mit seinem hohen Benzinverbrauch, bei dem Fehlmengen von einigen Dutzend Litern überhaupt nicht auffielen. Also ging Petiot hin und entwendete dort heimlich seinen Treibstoff.

Das wäre gewiss niemals herausgekommen. Nun ritt aber der Teufel den Doktor und lenkte ihm die Hand, dass er eines bösen Tages zugriff und sich einen vollen Benzinkanister klemmte, der anscheinend unbeaufsichtigt auf einer Laderampe am Bahnhof herumstand. Wie der Blitz waren zwei Bahnbeamte über ihm, die hinter der Schiebetür gestanden und den Doktor beobachtet hatten. Er war also, wie es in dem Protokoll heisst, «auf frischer Tat ertappt».

Geschrei, Auflauf, Anzeige. – Und nun meldet sich auch das Wasserwerk, und Petiot muss sich zu den Fehlmengen an Benzin bekennen. Es kommt heraus, dass der Herr Bürgermeister und Abgeordnete bis dato seinen Motor ausschliesslich mit gestohlenem Treibstoff gespeist hat. Und dann stellt das städtische Elektrizitätswerk überdies noch fest, dass die vielen Leitungsdrähte, die den Weinhändler Labarre damals in Petiots Keller so bass erstaunt hatten, unter Umgehung der Zähleruhr gleich an das Netz der Stadt angeschlossen sind und so dem Doktor Licht und Strom gratis spenden.

Hatte er das nötig? Die paar Franken, die im Vergleich zu seinen steuerkundigen Einnahmen überhaupt nicht ins Gewicht fielen? Kein Mensch begreift das. Petiot selber verliert den Kopf nicht. Er besinnt sich auf seine Taktik von damals, im Lazarett, und bringt die geistigen Störungen wieder aufs Tapet: Plötzlicher Gedächtnisschwund, Sekunden der Abwesenheit. – Doch es hilft nicht recht. In das stolze Bollwerk Petiot ist eine Breche geschlagen. Man zischelt. Man munkelt. Man redet. Artikel in den Zeitungen den Gegenparteien. Der Turm wankt.

Das Gericht legt ihm zwei Wochen Gefängnis und eine Geldstrafe auf.

Er bezahlt und bekommt Bewährungsfrist. Aber der Bürgermeisterposten wird ihm von heute auf morgen aberkannt. Die Wahlkandidatur fällt ins Wasser. Triumphierend heben die Antipetioten an der Theke des «Goldenen Hahns» ihr Glas. Sie haben es natürlich immer gewusst. Was die Petioten betrifft, so sind sie nach kurzer Ratlosigkeit wieder obenauf und verteidigen ihr Idol. Benzin mopsen, Strom abzapfen, herrjeh, das sind doch Stückchen, die liegen auf der gleichen Linie wie damals die ulkige Sache mit dem Friedhofskreuz in der Neujahrsnacht. Alberne Witze, nichts weiter. Und es ist ein Skandal, aus solchen Kinkerlitzchen einem so verdienten Manne den Strick zu drehen.

Wie dem auch sei; Petiot hat einen Tief schlag bekommen. Er verschwindet. Er verlässt das Städtchen Villeneuve eines regnerischen Morgens mit unbekanntem Ziel.

Untersuchungsrichter Berry schiebt alle Mappen mit den Berichten und Dokumenten zum Fall Petiot und dessen Fotos zusammen, räumt den Packen in das linke Seitenfach seines Schreibtisches und schliesst das Sicherheitsschloss sorgfältig ab. Er drückt auf den roten Knopf und stellt die Hausleitung durch: «Ist Inspektor Valet schon aus Auxerre zurück? – Nicht? – Dann legen Sie ihm bitte einen Zettel hin, dass er sich sofort bei mir melden soll. Sofort. Ob Tag oder Nacht.»

Mutter und Sohn

Das «Commissariat de Police» des Städtchens Auxerre ist ein langweiliger Quaderbau. Die Fenster im Erdgeschoss sind vergittert und bestehen obendrein aus dickem Pressglas. Trotzdem drücken sich ein paar Gaffer davor herum und versuchen, ins Innere des Hauses zu spähen. Aber mit sanftem Nachdruck heisst sie der draussen patrouillierende Schutzmann weitergehen. Nun lehnen nur noch ein paar sorgsam angeschlossene Fahrräder an der Mauer.

Drinnen hinter dem verkrazten Schreibtisch hält der rundliche Inspektor Guillemin sein Verhör ab, dem er einen freundschaftlichen Ton und durch Zigarettenrauchen etwas Familiäres gibt. Schliesslich kennt er Marcel Petiot aus der Zeit her, als sie beide noch bei demselben Volksschullehrer Dresche bezogen. Da wird er doch gegen die Gattin des Doktors nicht unfreundlich sein. Zweimal hat er sie schon verhört. Eigentlich waren es mehr Unterhaltungen. Sie führten zu nichts. Die Frau und der Sohn scheinen wirklich ahnungslos. Aber Guillemin will heute schärfer ran.

Frau Petiot ist eine Vierzigerin, doch sie sieht jünger aus. Ein gutsitzendes Schneiderkostüm und volle, sehr bleiche Wangen, zwischen denen grell der geschminkte Mund hervorsteht. Der Hut auf dem sorgsam frisierten Haar ist verrutscht.

«Na, na, Frau Petiot», lacht Guillemin ungläubig. «Sie müssen doch das Haus in der Rue Lesueur gekannt haben.»

«Ich habe es Ihnen ja schon gesagt. Ich war bloss zweimal da. Zuletzt im Frühjahr 1943. Immer nur ganz kurz. Es war so ungemütlich dort. Wir wollten uns erst nach dem Krieg richtig einrichten.»

«Und bei diesen beiden Besuchen ist Ihnen nichts aufgefallen?»

«Nein. Bestimmt nicht.» Frau Petiot tupft mit einem winzig kleinen Taschentuch ihre Augen.

«Auch im Hof nicht? Haben Sie gar keinen – Geruch wahrgenommen?»

«Ich war gar nicht im Hof. Nie.»

«Hm, und was glauben Sie denn nun, was hinter der ganzen Sache steckt, Frau Petiot?»

Die Frau blickt sich verängstigt um. «Ich weiss gar nichts. Er hat nie mit mir über so Berufssachen gesprochen. Es heisst ja, dass er bei – bei der Widerstandsbewegung ist. Die Deutschen haben ihn bis Februar 1944 festgehalten. Im Gefängnis von Fresnes!»

und haben ihn dann wieder laufen lassen. Völlig ungeschoren. Nichts ist ihm passiert. Ja, das ist alles bekannt, wenn auch noch gänzlich ungeklärt. Haben Sie irgendeinen Anhaltspunkt, wo Ihr Mann jetzt ist?»

«Nein.»

«Keine Ahnung?»

«Nein.»

«Aber Sie müssen sich doch Gedanken machen, wenn Ihr Mann nicht nach Hause kommt.»

«Natürlich.»

«Na, und was haben Sie sich gedacht?»

Sie flüstert: «Vielleicht hält er sich vor der Gestapo versteckt.»

«Haben Sie irgendeine Nachricht von ihm erhalten während der letzten vier Tage?»

«Nein.»

«Wirklich nicht, Frau Petiot?»

«Wirklich nicht. Ich weiss nicht, wo er ist. Gott sei Dank nicht! Was glauben Sie, was das für eine Situation für mich ist!» Sie regt sich auf: «Sie als Franzose sollten wirklich –!»

«Nehmen wir mal an, dass das mit der Resistance stimmte und die Opfer lauter Deutsche seien», unterbricht Guillemin sie. «Aber wie erklären Sie es sich dann, dass man unter all den bisher gefundenen Kleidungsstücken nicht ein deutsches Uniformstück entdeckt hat? Dafür aber in Mengen Frauenkleider?» Guillemin ändert den Ton, er wird scharf: «Wie erklären Sie es sich, Frau Petiot, dass man in der Rue Lesueur die abgeschnittene Kopfhaut einer alten Frau gefunden hat? Ja, weisses Frauenhaar, Frau Petiot!»

Aber da sackt sie schon zur Seite und gleitet vom Stuhl. Der Inspektor muss es für heute genug sein lassen. Er hebt die Ohnmächtige auf. Ein Assistent kommt ihm zu Hilfe. Vergeblich mühen sich die beiden, Frau Petiot wieder auf den Stuhl zu setzen, der schwere Körper rutscht weg. Guillemin ruft nach dem Wachhabenden. Die Tür zum Nebenraum tut sich auf, Beamte blicken verwundert herein. Ein junger Mann, der bisher hinter der Barriere unruhig auf und ab gegangen ist und offenbar gewartet hat, drängt sich durch die Tür, kommt auf die Zusammengebrochene zugestürzt: «Mutter, was machen sie mit dir?» Er reibt ihr die kalten Hände und schaut feindselig auf die Männer ringsum. Da schlägt die Frau ihre Augen auf. Doch die Beine wollen noch nicht. Sie ist noch bleicher geworden. Das auf geriebene Rouge auf ihren Wangen hebt sich deutlich ab. Die Lippen wirken noch greller bemalt. Sie will aufstehen. Sie kann nicht. Die Männer greifen zu, tragen sie zu zweit auf die Strasse hinaus und rufen nach einem Wagen. In der Tür verharret der junge Mann und ist verlegen. Er sieht die Gaffer. Er schämt sich. Es ist Gérard Petiot, des Doktors Sohn.

Seit der Entdeckung des Mordhauses ist er von seiner Pariser Schule beurlaubt. Er darf nun nach Hause gehen. Seine Mutter aber wird am nächsten Tag zu weiteren Vernehmungen nach Paris überführt. Ebenso wie des Doktors Bruder Maurice Petiot.

Kalziumhydroxyd = Löschkalk

Der alte Inspektor Valet, am Quai des Orfèvres in Paris hat eine ganz andere Vernehmungstaktik als sein Kollege in Auxerre. Er ist ironisch. Er lässt immer fühlen, dass er kein Wort glaubt, dass er auch nicht Dinge glaubt, die wahr sind. Das bringt den, der verhört wird, in Weissglut. Und er sagt dann in der Erregung mehr, als er eigentlich will.

«Ach nee», sagt Välet, als sein Gegenüber ausgeredet hat, «ach nee.»

Und richtig, der andere fährt auf dieses «ach nee» vom Stuhl hoch und legt los: «Ich verbitte mir diesen Ton. Ich brauche mich nicht von Ihnen beleidigen zu lassen. Die acht Zentner Löschkalk habe ich für meinen Bruder besorgt, weil er damit bauen wollte, ist denn das verboten?»

Der Beamte wartet, bis Maurice Petiot, Bruder von Dr. Petiot, wieder Platz genommen hat. Valet sitzt nun seit vierzig Jahren in dieser verräucherten Bude am Quai des Orfèvres. Ihn erschüttert nichts mehr. Er verliert nie die Ruhe. «Sie sind Elektrotechniker», fragt er und zupft an seinem grauen Spitzbart.

«Ja.»

«Warum bezog dann Ihr Bruder ausgerechnet von Ihnen Löschkalk?»

«Ich habe da meine Verbindungen. Mein Bruder war mir auch öfters gefällig.»

«Und weshalb haben Sie mit der ganzen Kalksache hinterm Berg gehalten? Sie haben doch in den Zeitungen gelesen, wozu der Kalk im Schuppen in der Rue Lesueur gedient hat. Warum haben Sie sich nicht gemeldet? He? Warum haben Sie es uns überlassen, den Fuhrmann und seinen Auftraggeber ausfindig zu machen?»

«Ich war gerade im Begriff ... Ich wollte... Ich war so verwirrt.»

«Ach nee. Was Besonderes wahrgenommen haben Sie natürlich nicht, als Sie im Sommer vorigen Jahres das Haus nach Koffern und Kleidungsstücken absuchten?»

«Nein. Das Haus war wie immer», erwidert Maurice Petiot.

«Wie immer», wiederholt der Inspektor und nickt, und man weiss nicht, was er dabei denkt. Aber seinem Gesicht mit den hochgezogenen Brauen sieht man an, dass er es nicht glaubt. Unauffällig drückt er auf einen Knopf neben seinem Schreibblock. Die Tür zum Nebenzimmer öffnet sich. Ein Beamter lässt einen Mann herein. Es ist ein älterer Mensch mit breitem, nicht sonderlich intelligentem Gesicht, der zögernd auf Zehenspitzen in seinen ausgetretenen Schuhen näherkommt.

«Guten Tag, Herr Nezondet», sagt freundlich Inspektor Valet. «Vorstellung ist wohl nicht nötig, da die Herren sich ja seit zehn Jahren kennen.» Zufrieden beobachtet er den Effekt seiner Inszenierung.

Maurice Petiot hat den Mund halb geöffnet, schluckt.

Der andere lächelt etwas kümmerlich. «Tag, Maurice. Wie geht's?»

Maurice Petiot blickt um sich, als suche er einen Ausgang. Dann putzt er sich umständlich die Nase. Inspektor Valet wartet. «Nehmen Sie doch Platz», bittet er dann übertrieben höflich. «Rauchen Sie, Herr Nezondet? Ach, Verzeihung. Sie sind ja Nichtraucher.» Und Valet steckt die Schachtel wieder ein. Maurice Petiot bietet er keine Zigarette an, obwohl er dessen Blick auf die volle Schachtel bemerkt hat. Maurice Petiot sitzt seit vier Tagen ohne Zigarette in Untersuchungshaft. Dieser Vogel soll erst mal ein bisschen singen. Eher gibt es keinen Qualm.

«Entsinnen Sie sich?» fragt Valet, zu Petiot gewandt und offeriert ihm mit einer charmanten Geste den Besuch. «Sie hatten da seinerzeit so 'ne kleine Unterhaltung mit Herrn Nezondet. Eine vertrauliche Aussprache in der Brasserie Universelle? Stimmt's?»

«Ich kann mich nicht erinnern», sagt Maurice Petiot steif.

«Ach nee. Na, da will ich Ihnen mal 'n bisschen helfen. Das war voriges Jahr, August 43. Sie kamen eben aus dem Haus Ihres Bruders. Wissen Sie's nun wieder?»

«Wir haben allerlei geredet», bringt Maurice Petiot hervor. «Die Einzelheiten sind mir entfallen.»

«Da müssen wir mal in die Akte sehen. Herrn Nezondet sind die Einzelheiten nicht entfallen. Er hat sie Wort für Wort zu Protokoll gegeben.»

Herr René Nezondet, Häusermakler von Beruf, gebürtig aus Villeneuve, aber seit vielen Jahren in Paris ansässig und bei seinen Pariser Freunden bekannt als «dieser gute Onkel, dieser Nezondet» – René Nezondet also blickt den Inspektor flehend an und rutscht auf seinem Stuhl hin und her. Er fühlt sich offenbar äusserst unbehaglich. «Sieh mal, Maurice», setzt er an; doch Valet unterbricht ihn: «Ich werde Ihre Aussage Herrn Petiot vorlesen.» Er rückt seinen Kneifer zurecht und liest: «Wir hatten uns in der Brasserie Universelle, Avenue de l'Opéra, verabredet. Ich wartete bereits seit zwölf Uhr auf ihn und hatte mein Essen schon verzehrt, als der mir seit zehn Jahren bekannte Maurice Petiot, jüngerer Bruder des mir gleichfalls gut bekannten Arztes Marcel Petiot, gegen halb zwei oder etwas später die Brasserie betrat.» Valet macht eine Pause und wendet sich an Nezondet: «So war's doch, nicht wahr? Da kam er also 'rein und war ganz ausser sich?»

«Ja», bestätigt Nezondet und nickt eifrig, und seine freundlichen Hundaugen suchen den Blick von Maurice Petiot zu erhaschen. «Ja, Maurice, du kamst 'reingestürzt, weiss wie die Wand. Beinah wärst du an mir vorbeigelaufen.»

«Und damals kam er direkt aus der Rue Lesueur?» fragt Valet und tut, als sei Maurice Petiot gar nicht im Zimmer. Dabei behält er ihn im Augenwinkel.

«Ja.» Und Herr Nezondet weiss nicht, ob Valet weiter vorlesen will, oder ob er erzählen soll. «Na, mal weiter», sagt Valet.

«Und da sagte er zu mir: du, in der Rue Lesueur ist genug da, um uns alle aufs Schafott zu bringen. Da liegen die Leichen bloss so 'rum. Eine ganze Grube voll. Ja, Maurice, genauso hast du gesagt, das Weiss ich noch wie heute.» Nezondet trocknet sich mit einem rotkarierten Taschentuch die Stirn.

Maurice Petiot hat sich wieder in der Gewalt. «Ich kann mich nicht entsinnen, Derartiges gesagt zu haben», stellt er fest. «Ich bestreite jedes Wort.»

«Ach nee. Demnach wäre also Ihr alter Freund Nezondet ein gemeiner Lügner, wie?» Valet winkt dem zappelnden Häusermakler mit der Hand Schweigen zu une! wartet auf die Antwort von Maurice. Der beherrscht mühsam seinen Zorn. «Ich nehme an», sagt er schliesslich, «dass Herr Nezondet seine Erinnerung täuscht. Wir haben damals ganz allgemein von Vergeltungsmassnahmen an Deutschen und Verrätern gesprochen. Das hat Herr Nezondet dann mit dem durcheinandergebracht, was man ihm auf der Polizei erzählt hat.»

«Und die Leichenfunde in der Rue Lesueur?»

«Davon weiss ich nichts.» Maurice Petiot zuckt die Achseln.

«Sagen Sie mal, Herr Petiot, warum haben Sie im Sommer vorigen Jahres Hals über Kopf alles Gepäck aus der Rue Lesueur weggebracht?»

«Das habe ich schon ausgesagt.»

«Ja, das haben Sie. Aber der Herr Nezondet möchte das auch gern hören», sagt Valet.

«Herr Nezondet weiss, dass ich damals zufällig gerade hinzukam, wie die Gestapo bei meinem Bruder in der Rue Caumartin alle Sachen 'rausholte, Anzüge und so weiter», erklärt Maurice Petiot mürrisch. «Da nahm ich an, dass die Deutschen unter den Kleidern von Marcel nach irgendwas Belastendem suchten. Darum hab' ich alles Zeug, Koffer und Papiere, aus der Rue Lesueur 'rausgeholt und weggeschafft.»

«Sagen Sie mal – kam Ihnen das nicht ein bisschen viel vor für 'nen einzelnen Menschen? So sechs, sieben Dutzend Koffer?»

«Ich wusste, dass viele Widerstandskämpfer ihre Sachen bei meinem Bruder untergestellt hatten.»

«Ach nee. Bisher weiss man nur, dass Ihr Bruder einer Menge Leute die Ausreise ins Ausland versprach.»

«Er hat auch vielen 'rausgeholfen», beharrt Maurice Petiot.

«Und doch haben Sie damals zu Herrn Nezondet gesagt: Ich weiss jetzt, dass all diese Reisen nach Argentinien in der Rue Lesueur beginnen und in der Rue Lesueur enden!» Valet steht auf. Er hält Nezondets Protokoll in der Hand: «Haben Sie das gesagt?»

«So was hab' ich nie gesagt», widerspricht Maurice. Aber seine Lippen sind weiss geworden. Er reibt sich mit dem Taschentuch die Innenflächen seiner Hände trocken.,

Nezondet sagt vorwurfsvoll: «Aber Maurice! Keinen Happen hast du mehr gegessen an dem Tag. Bloss Kognak bestellt. Und als ich dich gefragt hab', ^ag⁵ mal, ist denn der Marcel ein Teufel?', da hast du ganz leise gesagt: ‚nein, das ist ein Kranker/ Hast du doch gesagt, Maurice, gib es zu.»

Doch Maurice Petiot gibt nichts zu. Er schweigt.

«Das ist 'ne furchtbare Geschichte», sagt Herr Nezondet und sieht sehr bekümmert aus.

Inspektor Valet nickt und sieht genauso bekümmert aus. Er gibt Herrn Nezondet die Hand: «Ja, das ist wahr. Auf Wiedersehen.»

Und Nezondet, so plötzlich entlassen, geht wieder auf Zehenspitzen hinaus, nachdem sein Versuch, Maurice Petiot die Hand zu reichen, von diesem übersehen worden ist.

«So, Herr Petiot», sagt Inspektor Valet. «Nun mal zu den Koffern. Sie behaupten also, in der Rue Lesueur unter anderem auch eine Anzahl deutscher Uniformstücke gefunden zu haben, deren Sie sich aus Gründen der Vorsicht sogleich entledigten.»

«Ja. Hab' ich getan. Hab' ich alles in eine Haustür geworfen.»

«Wo?»

«Hinter der Porte Rapp.»

«Ach nee», lacht Inspektor Valet.

Verlagertes Gepäck

«Die Koffer voll Herrn Petiot? Ja, die stehen in unserem Keller. Warten Sie, ich sage gleich meinem Mann Bescheid.»

Und die kleine Frau mit dem grauen Haarknoten trippelt aus dem Laden nach hinten über den Hof, wo sich die Werkstatt befindet. Ihre blaue Küchenschürze streift sie unterwegs ab und wirft sie hinter die Blumenkrippe.

Die beiden Polizisten aus Auxerre stehen in dem kleinen Laden in Courson-Les-Carières und blicken um sich. Viel zu kaufen gibt es hier nicht. Die oberen Regale sind leer. Papierene Lampenschirme stehen unten aufgereiht. Ein Plakat wirbt für elektrische Bügeleisen; doch die Eisen selber sieht man nicht. Ein Schild, mitten auf die Theke gestellt, verkündet: Batterien ausverkauft. Ein anderes, handgemaltes besagt, dass man Kupferdraht in jeder Menge kaufe.

Da kommt bereits der Meister. «Entschuldigen Sie», sagt er und tritt die Sohlen seiner Pantoffeln auf dem Kratzeisen ab. Er weist in den engen, nach Stall riechenden Hausflur: «Wenn die Herren sich selber bemühen wollen. Hier geht es zum Keller.» Er knipst das Licht an. Eine morsche Holzstiege führt abwärts.

«Linsler Keller ist gut», plappert die Frau, die hinterdrein getrippelt ist. «Er hat nämlich Tonnengewölbe. Wir wohnen ja hier mitten im Steinbruch drin, nicht wahr.»

«Hat Maurice Petiot seinerzeit gesagt, warum er die Koffer ausgerechnet hier draussen bei Ihnen unterstellen wollte?» fragt einer der Polizisten.

«Naja, doch von wegen der Sicherheit. Weil hier draussen in Courson-Les-Carières noch nie 'ne Bombe gefallen ist.»

«Wie wir dann das von seinem Bruder in der Zeitung gelesen haben mit den Leichenfunden, da haben wir uns gleich was anderes gedacht», ergänzt mit schlaudem Gesicht die Frau. Sie weist in einen Gang: «Das sind die Sachen.»

Tonnengewölbe, ja; aber aus den Mauern spriesst weissgrün der Schwamm. Als mit Hilfe der beiden alten Leute sechzig Gepäckstücke schliesslich hochgeschafft und im Flur abgestellt worden sind, weicht der Stallgeruch einem strengen Moderdunst.

Es sind durchweg gute Koffer. Sogar Tropenkoffer aus Leichtmetall sind dabei. Eine ganz neue Hutschachtel strahlt in blankem, nun von der plötzlichen Frühlingswärme leicht beschlagenem Lack. Zwei verschnürte Kartons befinden sich unter den Sachen, und ein grosser dunkelgrüner Kabinenkoffer, den die beiden Beamten zusammen hochgewuchtet haben. Das andere ist alles Handgepäck. Hotelzettel von früheren Reisen sind vorsorglich abgekratzt worden.

Während der Elektriker und seine Frau neugierig durch die Scheibe der Ladentür spähen, klettern die beiden Beamten von zwei Seiten her in ihren, offenen Viersitzer, um nach Auxerre zurückzufahren. Im Fond und in einem Anhänger sind die Koffer verstaut. Die Hutschachtel fand keinen

Platz mehr. Darum nimmt sie der Polizist, der neben dem Fahrer sitzt, auf die Knie. «Hoffentlich sind keine Knochen drin», scherzt er. Bald liegt Courson-Les-Carrières mit seinen verlassenen Steinbrüchen in einer Staubwolke hinter ihnen.

Einige Tage später sind alle Gepäckstücke in Paris beisammen: Aus Auxerre, aus Courson-Les-Carrières, einzelne Stücke sogar noch aus der Rue Lesueur. Der ganze Asservatenraum ist voll davon und riecht schimmelig. Die Koffer sind inzwischen durchnummeriert worden. Grosse Ziffern stehen mit Kreide draufgeschrieben. Bis Nummer 76 sind die Beamten gekommen.

«Sieht aus wie in 'ner Gepäckaufbewahrung», meint einer der Männer, während sie schleppen und stapeln.

«Wo sind die Listen aus Auxerre?» fragt Inspektor Valet.

«Hier.» Ein junger Assistent breitet die maschinengeschriebenen Blätter vor seinem Vorgesetzten aus. Der kehrt seinen Stuhl zum Fenster hin, überfliegt die Kolonnen: «71 Toilette-Necessaires, 93 Damenhemden, 10 Pyjamas, 306 Taschentücher, 30 Herrenanzüge, 21 Handtaschen, 46 Paar Unterhosen, 104 Herrenhemden, 91 Damenhüte, 74 Damenkleider, 18 Damenmäntel, 35 Röcke, 12 Herrenmäntel, 21 Puderdosen, 10 Nagelfeilen, 16 Lippenstifte, 22 Zahnbürsten, 57 Paar Schuhe.» Er sieht auf, überlegt und horcht dabei mit einem Ohr auf das Geschwätz der jungen Assistenten um ihn herum.

«Wieviel Opfer mögen wohl zu diesen Listen gehören?» überlegt der eine laut.

«Fragt sich, wonach man geht. Vielleicht nach den Damenhüten?»

«Schlecht», tadelt der Inspektor. «Sie wissen doch, dass die Pariserin stets so viele Hüte wie möglich mit auf Reisen nimmt.» Er legt den Finger an die Nase: «Eher wären die Handtaschen ein Anhaltspunkt. Und die Herrenmäntel.»

Das wären also schon 21 Frauen und 12 Männer. Doch noch mehr Gepäck muss durchgezählt werden. Die meisten Koffer sind unverschlossen. In manchem Schloss steckt sogar noch der Schlüssel. Der eine und der andere Koffer ist anscheinend mit Gewalt aufgebrochen worden und wurde nachher mit einem Riemen oder bloss mit einer Schnur wieder zugebunden.

Stunden vergehen. Die Beamten zählen. Die Schreibmaschine hämmert endlose Kolonnen: Kleider, Mäntel, Wäsche, Anzüge, Socken, Schuhe. Zumeist neue Sachen. Einmal ein ovaler Silberrahmen, aus dem ein Foto herausgerissen worden ist. Gebündelte neue Taschentücher. Do-

kumentenmappen, die leer sind. Parfümflaschen. Arzneischachteln. Schon fällt Dämmerung in den kahlen Innenhof. Die Beamten entzünden, da eben wieder einmal Stromsperre ist, Karbidlampen und registrieren weiter.

«Drei Frauenkleider. Alle getragen. Eins unter den Achseln gestückelt. Ein Frauenmantel, Pelzimitation, Ein Frauenhut, Filz, getragen. Hutband mit Marke herausgerissen.»

Der Inspektor mahnt: «Bezeichnen Sie die getragenen Sachen immer besonders. Die müssen alle unters Mikroskop.» Und, da er den erstaunten Blick eines Assistenten auffängt: «An Hand von Schweiss Spuren oder Haaren oder Parfüm lässt sich herausfinden, welche Sachen zusammengehören. Auch nach den Grössen und den Stellen, wo Monogramme entfernt wurden, lässt sich wohl manches sortieren. Denn in den meisten Koffern liegt das Zeug ja wie Kraut und Rüben. Einfach ³reingestopft, wie's kam.»

Aus der Hutschachtel schälen sich aber keine Hüte, sondern duftige Abendkleider: rosa Tüll, cremefarbene Seide.

Ein nagelneuer Kabinenkoffer enthält fünf elegante Herrenanzüge, darunter sogar einen Frack, in scharfen Plättbrüchen. Alles für eine grosse, breitschultrige Figur. Als der Beamte einen blauen Anzug herausnimmt, sticht ihn etwas in die Finger: Rosshaar dringt durch den Stoff. Es zeigt sich, dass beide Schulterpolster aufgeschlitzt sind. Schnell finden die Männer heraus, dass jemand auch die vier anderen Anzüge durchwühlt hat. Mit geschickter Hand und einem Messer hat er die Jackennähte aufgetrennt, hat das Taschenfutter innen aufgeschnitten und zu den Säumen durchgelangt.

«Da hat einer gesucht und gefunden», mutmasst Inspektor Valet.

«Aber was?»

«Vermutlich Geld und Gold. Oder Diamanten.»

Aufgeregt fasst der junge Assistent nochmals nach, als wollte er Nachlese halten. Doch Petiot hat ihm nichts übriggelassen.

Weiter: Ein schwarzes Taftkleid, mit goldener Schwalbe bestickt, im Rücken ein langer Riss.

Ein Damenmorgenmantel. Neu. Seide. Ein Silberfuchscape. Geschäftsmarke herausgetrennt. Ein Schal. Seide. Bedruckt. Blumenmuster. Mohnblumen. Die Beamten nehmen alles zu Protokoll. Und dann finden sie eine Kinderhaarbürste, weich und winzig. Sie fasst sich an wie ein kleiner Vogel. Und sie finden einen winzigen, verwaschenen Schlafanzug. Ein Beamter hält ihn hoch.

«Hat man auch Kinderknochen in der Rue Lesueur entdeckt?» «Soviel ich weiss, nicht», erwidert der Inspektor. «Aber das sagt nichts. Es gibt

ja noch andere Leichenteile unbekannter Herkunft. Aus der Seine zum Beispiel, meistens in Handtücher eingewickelt. Und Arme und Beine bei Clichy. Dann die drei grossen Pakete, die man vorigen Sommer bei Courbevoie gefunden hat. Das wird alles untersucht. Doktor Paul ist dabei.»

«Jetzt haben sie sogar noch einen Direktor vom Naturkundemuseum hinzugeholt», ergänzt ein anderer. «Der soll sagen können, wie alt die Knochen sind.»

«Was haben die Vermisstenlisten aus den Jahren seit Petiots Hauskauf eigentlich ergeben?»

«Das muss sich noch zeigen. Erst mal haben wir einige Angehörige von Verschwundenen benachrichtigt. Vor allem solche, die genaue Beschreibungen der Sachen geben konnten, die der Vermisste angehabt hat.»

Inspektor Valet nimmt einen langen Zettel vom Tisch: «Hier – ein Doktor Paul Braunberger, Arzt.» Valet dämpft seine Stimme: «Ein Jude. Verschwunden seit 20. Juni 1942. Seine Frau konnte die Kleidung genau beschreiben.» Er liest den aufhorchenden Männern vor: «Er hat bei seinem Verschwinden angehabt: Braunen Filzhut mit Monogramm. Braunen Ulster, gewendet. Einreihigen blauen Cheviotanzug. Hellblaues Hemd mit angestücktem Kragen. —»

«Das ist das Hemd aus diesem Koffer. Nummer zweiundfünfzig.»

Die erste Spur

Am nächsten Tag steht am Tisch des Asservatenraums, der nun in der Morgensonne liegt, ein gebeugter, grauhaariger Mann, der müde durch dicke Brillengläser blickt. Es ist Dr. Marcel Braunberger, der Bruder des Verschwundenen. Auch er ist Arzt. Franzose jüdischen Glaubens, wohnhaft zu Paris, Rue Charonne.

«Sie üben Ihre Praxis zur Zeit nicht aus, Herr Doktor?» fragt Inspektor Valet.

«Nein», sagt die müde, traurige Stimme des alten Arztes. «Ich bin Jude. Die Rassengesetze der Deutschen erlauben es mir nicht.»

«Ihr Bruder hat aber weiter praktiziert, nicht wahr?»

«Mein Bruder durfte das, weil er mit einer arischen Französin verheiratet war», erklärt der Doktor. «Ob er es heute noch dürfte, ist ungewiss. Die Bestimmungen ändern sich täglich.»

Der Beamte nickt. «Jaja, das ist alles sehr hart.» Er wendet sich an die Frau, die mit dem Doktor gekommen ist: «Verzeihung, Sie sind Frau Braunberger?»

«Nein, meine Schwägerin lebt seit dem Verschwinden ihres Mannes bei Verwandten auf dem Land», erklärt der alte Arzt. «Dies hier ist Fräulein Elise Kummerlé. Seit zwanzig Jahren Haushälterin bei meinem Bruder. Sie hat damals auch über die Kleidung des Doktors Aussagen gemacht.»

Fräulein Kummerlé nickt so heftig, dass der Veilchenduft auf ihrem altnodischen Hut ins Schwanken gerät. Ihr bärtiges Pferdekinn zittert.

Inspektor Valet ist sehr höflich: «Bitte setzen Sie sich doch. Ja, hier an diesen Tisch. Da haben Sie das beste Licht. Wir möchten Ihnen bloss ein paar Sachen zeigen.»

Er bringt mit einem schnellen Griff, wie ein Varieté-Zauberer, einen braunen Filz zum Vorschein und legt ihn auf den Tisch: «Kennen Sie diesen Hut?»

Dr. Marcel Braunberger fasst den Hut mit spitzen Fingern an und hebt ihn langsam an seine dicken Brillengläser. Er dreht und wendet ihn und schnuppert sogar an dem Filz. «Es könnte sein», sagt er ruhig. «Jedenfalls besass mein Bruder einen solchen Hut.» Er kehrt den Hut nach innen. «Die Hutmarke ist herausgerissen», sagt Valet und weist auf das beschädigte Futter, wo noch die Heftfäden heraushängen. Er schiebt den Hut zu der Kümmerte hinüber. Die traut sich zuerst gar nicht, das Ding anzufassen. Dann streift sie vorsichtig mit Daumen und Zeigefinger über die Krempe. «Ja», sagt sie und nickt energisch, «genau so fasste sich der Hut vom Doktor an. Bloss war er nicht so zerknüllt und nie so staubig.» Sie hat einen starken elsässischen Akzent. Unwillkürlich müssen die Beamten ringsum lächeln.

Valet aber blickt unzufrieden drein. Das alles sagt noch nichts. Er ist auch hier misstrauisch. Hüte gibt es viele, und die Herrenmode hat nur wenige Spielarten. Deshalb legt er jetzt das Hemd auf den Tisch. Ein hellblaues, getragenes, sauberes Herrenhemd. Diesmal ist die Wirkung erstaunlich. Fräulein Kümmerte reisst das Hemd, noch ehe der alte Doktor es besehen kann, am Kragen hoch, befühlt die Nähte, wirft sich dann schluchzend über den Tisch: «Der Herr Doktor. Das ist sein Hemd. Wo haben Sie das her? Ist ertöt?»

Jetzt ist Inspektor Valet zufrieden. Er gibt mit den Augen seinem Assistenten ein Zeichen, alles mitzustenografieren. Und alle hören zu, wie nun Fräulein Kümmerte heraus schluchzt, dass sie, sie selber, dieses Hemd vor über zwei Jahren ausgebessert hat. Den Stoff zu dem neuen Kragen hat sie einfach unten abgeschnitten. Das Hemd war auch so noch

lang genug. Der Doktor war ja nicht gross. Sie hat es neu gesäumt, mit weissem Zwirn; denn passende hellblaue Nähseide war nicht aufzutreiben. Am Halse des Doktors hat sie den Kragen eingepasst. Die Nähte hat sie mit der Hand genäht, ganz fein. Der Doktor war so empfindlich. Er konnte keine harten Nähte leiden. Das ist sein Hemd! Da ist kein Irrtum. Ach, der arme Mann! Wo mag er sein? Was mögen sie ihm getan haben? Und Fräulein Kummerlés Pferdekinn zittert.

Dr. Marcel Braunbergers schwarze Augen kehren aus einer anderen Welt zurück. «Darf ich wissen, wo Sie diese Sachen gefunden haben?»

Valet zögert mit der Antwort. Er tut, als suche er was in den Papieren vor ihm, blättert in seiner langen Liste, dann fragt er überraschend: «Kannten Sie Doktor Marcel Petiot?»

«Persönlich? Nein. Ich las bloss in den Zeitungen von den Funden.»

«Und Sie haben vorher niemals von ihm gehört? Er war doch ein Kollege, gewissermassen.»

«Nein, niemals. Auch mein Bruder hat meines Wissens den Namen nie erwähnt.»

«Sonderbar», sagt Valet. Er sieht in die verhärmtten Gesichter der beiden alten Leute. Er muss es sagen: «Diese Sachen hier lagen in einem Koffer, der aus der Rue Lesueur einundzwanzig stammt. Aus dem Haus von Doktor Petiot.»

Der alte jüdische Arzt, dem sie es in seiner Vaterstadt Paris verboten haben, Arzt zu sein, lässt den hageren Kopf sinken. Die Gläser seiner Brille trüben sich. Fräulein Kummerlé begreift nicht so schnell. Aber sie sieht an den ernstesten, erbitterten Gesichtern all der Polizeimänner, dass mit ihrem Herrn Doktor etwas Furchtbares geschehen sein muss. Sie hält das blaue, zusammengeflickte Hemd noch immer in den Händen.

«Tot?» fragt sie.

Es antwortet ihr keiner der Beamten.

«Warum?» fragt Fräulein Kummerlé wieder.

Auch Valet weiss nichts zu antworten. Der alte, hartgesottene Inspektor zieht nur die Schultern hoch und wendet sich ab.

«Neuartige, persönliche Behandlung»

Von Dr. Marcel Petiot keine Spur. Kein Anhaltspunkt. Kein Hinweis über seinen Verbleib. Er ist vom Erdboden verschwunden. Das Bild die-

ses Unmenschen aber verdeutlicht sich mehr und mehr. Untersuchungsrichter Berry lässt keinen Tag ungenutzt. Unermüdlich trägt er Steinchen um Steinchen zum Mosaikbild von Petiot zusammen. Wenn man ihn schon nicht hat, so weiss man doch jetzt genau, wer er ist, und kennt jeden Winkel seines Lebens und seiner Entwicklung.

Patienten berichten. Die Ärztekammer liefert Material. Gerichtsakten erzählen von seinen Vorstrafen. Ein Schreiben von der «Académie Française» meldet, dass der Name Marcel Petiot auch dort bekannt sei: Er hat vor Jahren der Akademie einen langen, verworrenen Schriftsatz eingereicht, worin er behauptet, das Problem des Perpetuum mobile gelöst zu haben.

Untersuchungsrichter Berry studiert nun die Geschäftskarte des Arztes, die der auf den Pariser Strassen verteilen liess. «S'il vous plaît, Madame, bitte sehr, mein Fräulein, bitte schön, der Herr.» Und schon hat man einen Wisch in der Hand, den man, je nach Laune, lesen, wegwerfen oder zu späterer Lektüre in die Manteltasche stecken kann.

Es wurden vielerlei Zettel verteilt im Paris von 1933. Besonders die grossen Boulevards waren buntgesprenkelt von all dem weggeworfenen Papier. Doch immerfort verteilen Arbeitslose neue Zettel: Die Schnellsohlerei «Express» hat ihre Preise gesenkt. Der Hosenbügler «Okay» nimmt noch Kunden an. Das Mittel X hilft gegen Manneschwäche. Zu den vielen bereits vorhandenen hat sich ein neues «Restaurant Russe» auf dem linken Ufer aufgetan und offeriert Mittagsmahle zu 4,50 Francs inklusive Brot und Wein, mit Rabatt bei Zehnerkarten. Von zeitbedingter Rührigkeit waren vor allem die Wahrsagerinnen. Sie nannten sich auf roten und grünen Zetteln «extra-lucide», besonders helllichtig. Sie priesen ihre «tarots égyptiens» an, ägyptische Traumdeuterkarten; oder sie rühmten sich des unfehlbaren Kartenlegesystems der Madame Lenormand. Alle hatten sie klangvolle, vielsilbige Namen. Meistens hatten sie eine Adresse, die nach Windeln, Kohl und Hintertreppe roch. Trotzdem hat sicherlich mancher Zeitgenosse diese Treppen erklommen. Im Paris von 1933 wimmelte es von Menschen, die gern ein paar Franken für etwas Zukunftshoffnung ausgaben. Die deutschen Emigranten zum Beispiel, Juden zumeist, die seit Hitlers Machtergreifung in Scharen Paris bevölkerten. Zwar kündete das neu aufgemachte, von Herrn Bernard geleitete «Pariser Tageblatt» in jeder Nummer; dass der braune Spuk bald vergehen und Deutschland mitsamt den Nazis wirtschaftlich zusammenbre-

chen würde. Bis es jedoch so weit war; hiess es für die Emigranten sich durchzuschlagen. Als Zettelverteiler zum Beispiel.

Auch der Arzt Marcel Petiot, frisch aus der Provinz zugezogen und seit Kurzem tipptopp in der Rue Caumartin installiert, als Nachfolger eines Dr. Valéry, greift zur Zettelreklame. Sein Werbezettel hat es in sich. Wenn man ihn gelesen hat, fragt man sich, für welche Leiden dieser Arzt nicht Spezialist ist, welche Kuren seine Praxis nicht bietet. Ausser Lepra und Schnupfen kommt alles vor. Als Chirurg und Geburtshelfer, als Internist, Laryngologe, Gynäkologe, als Hautarzt, Nervenarzt, Lungenarzt preist er sich an. Er offeriert Elektro- und Radiotherapie. Er kommt auf Wunsch ins Haus. Seine Preise sind mässig. Er ist bei allen Kassen zugelassen. Er tut alles für alle. Und in Kursivschrift hebt er zum Schluss hervor, dass seine Behandlungsweise «neuartig und persönlich» sei.

Wenn das nicht zieht!

Es zog. Und wie! Bald schon brauchte der Doktor keine Zettel mehr verteilen zu lassen. Die Patienten drängten sich im Wartezimmer. Neben krampfadergeplagten Hausfrauen des Bezirks, neben diabetischen Hausbesitzern und vom Fusstritt der Venus beschädigten Jünglingen fand sich auch andere Kundschaft ein. Da war Marguerite, genannt La Poupée, deren von Puder starrendes Puppengesicht gar nicht zu ihren von Spritzen zerstochnen Unterarmen passen wollte. Sie brachte Annette und Chouchou mit, leichte Damen aus dem gleichen Carré wie sie und genauso morphiumsüchtig. Der Doktor versorgte sie mit den entsprechenden Rezepten. Er gab ihnen mit der Anweisung auf Heroin und Morphin den Schlüssel zu kurzfristigen Paradiesen. Es lebten viele Süchtige im Quartier um den Bahnhof St. Lazare herum. Arme Luder, denen nicht zu helfen war. Dr. Petiot erprobte an ihnen seine «Methode der langsamen Entwöhnung», indem er ihnen, so oft sie wollten, Rezepte über kleine Mengen der begehrten Drogen ausstellte. Solch eine Entwöhnungskur konnte ziemlich lange dauern. Jedenfalls sähen weder Arzt noch Patienten den Endpunkt voraus. Darin waren sie sich einig. Und die Mädchen brachten aus lauter Dankbarkeit ihre Beschützer an, athletisch gebaute junge Zuhälter, die zwar als Patienten nicht viel hergaben, die dem Doktor jedoch durch wertvolle Tips halfen. Auch sprach es sich in diesen Kreisen herum, dass Dr. Petiot die Syphilis kurierte, ohne erst, wie es Vorschrift war, dem Gesundheitsdienst Meldung zu erstatten.

Zuhälter und Strassenmädchen schwatzen gern. Die Polizei hat ihr Ohr

überall. Und eines schönen Tages legt sich eine Hand auf des Doktors Schulter: «Sie sind verhaftet.»

Die Anklage lautet auf Rauschgiftverbrechen. An sich nichts Besonderes, dergleichen kommt laufend in allen Weltstädten vor, wo das kranke Fleisch Vergessen sucht. Schliesslich muss ein Provinzarzt ohne Pariser Verwandtschaft und Verbindungen auf irgendeine Art seine Praxis den ansässigen Medizinem abtrotzen. Da kommt er nun vom Lande, und gleich nützt die Halbwelt seine Gutmütigkeit und Unkenntnis aus. Sie beschwindelt ihn und fälscht seine Rezepte. Petiot reitet auf diesem Argument herum. Er schildert sich vor dem Untersuchungsrichter als gutgläubiges Opfer finsterner Typen. Er wirft mit ärztlichen Fachausdrücken um sich, redet endlos, gestikuliert – und wird zu einem Jahr Gefängnis und 10'000 Francs verurteilt. Er legt Berufung ein und erschleicht sich in der zweiten Instanz Bewährungsfrist und Ermässigung der Strafe auf 2'400 Francs. Pünktlich zahlt er die vierundzwanzig Hunderter an der Gerichtskasse ein. Er lächelt dabei.

Sein Geschäft floriert weiter. Die Praxis wächst. 1939 brachte sie ihm 500'000 Francs. Die Schande der bürgerlichen Diffamierung, die anfangs in ihm brannte, ist noch immer nicht vergessen; aber sie schmerzt nicht mehr mit solcher Heftigkeit. Sollen die Bürger ihn austossen, ihm den Weg in die hohe Politik vermauern, sollen sie unter sich bleiben. Und Petiot verspürt die saugende Kraft der Unterwelt der Metropole. Zu seinem eigenen Erstaunen fühlt er sich bei den Apachen und Dirnen daheim. Und sie akzeptieren ihn bedenkenlos als «einen guten Kerl».

Mit der Zeit gewinnt der Doktor aber trotzdem bürgerliche Reputation zurück, ohne dass er sich gross dahinterklemmt. Man macht ihn zum Amtsarzt. Er kommt in die Häuser. Er konstatiert Todesfälle. Er drückt Stempel auf Papier. Und während die Angehörigen noch schluchzen und der Sarg gebracht wird und das Telefon ununterbrochen von den Anrufen trauernder Freunde und mitfühlender Verwandten läutet, lässt der Doktor seine übergrossen Augen im Zimmer umhergehen. Seine Finger zucken. Sie greifen nach diesem und jenem, stecken hier einen Reisepass ein, da eine Brosche. Auch schon mal Geld, wenn es bequem daliegt, wie bei jenem alten Fräulein Hause, das so schrecklich Krach schlug und den Doktor beinahe vor Gericht gezerrt hätte. Es ist seltsam mit ihm. Ist er ein Kleptomane? Der Doktor beobachtet sich. Er fürchtet diese peinlichen Szenen hinterher. Und wirklich kommt wieder ein «Benzinkanister».

Man weiss, wie das am Boulevard St. Michel üblich ist: Die Buchhändler bauen vor ihrem Laden fünf, sechs Tische mit alter und neuer Literatur auf, kaum beaufsichtigt, ganz den Wühlern überlassen. Und so eilig hat es kein Pariser, dass er hier nicht stehenbliebe und ein bisschen wühlte. So auch Dr. Petiot. Ein Buch fesselt ihn. Ist es ein Kriminalroman? Oder ein Traktat über berühmte Giftmörderinnen? Man weiss es nicht. Man weiss nur, dass plötzlich mit Geschrei ein junger Verkäufer aus der Buchhandlung Gibert stürzt und sich an den Mann klammert, der da eben ein Buch in seiner Manteltasche hat verschwinden lassen. Der Mann wehrt sich wie wild. Und als nun ein Schutzmann hinzuspringt und ihm die Arme von hinten festhält, da tritt er und stösst und schreit unflätige Beschimpfungen.

Und wieder fragt jeder, der Petiot kennt: «Hat der Mann das nötig?»

Nein, keineswegs. Das Buch hätte ihn 12 oder 18 Francs gekostet. Eine Bagatelle bei seinen Einnahmen. Nun hat er wieder einen Prozess am Hals. Nun muss er wieder seine geistigen Störungen aus dem Kriege hervorkramen, muss den von Anfällen Heimgesuchten spielen – und landet folgerichtig wieder in einer Psychiatrischen Klinik, wo er acht Monate hindurch auf seinen Geisteszustand untersucht wird. Dann lässt man ihn nach Hause gehen, zurück zu seinen Drogenschluckern, Zuhältern und Hausfrauen. Zurück in die Stadt Paris, die noch lacht und leuchtet, während die Männer in den Bunkern der Maginotlinie bereits die Sprengarbeit der Männer hören, die auf der anderen Seite den Westwall errichten.

Ein genialer Einfall

Untersuchungsrichter Berry sucht vergeblich nach Militärpapieren in den Akten Petiotics. An diesem zweiten Weltkrieg hatte Marcel Petiot keinen Teil. Er war weder Soldat noch Militärarzt. Er war «réformé», das heisst, vom Waffendienst freigestellt. Wo er die Wochen des «Blitzkrieges» verbrachte, kann Berry nicht herausfinden. Jetzt kommen die ersten Lücken in der sonst so vollständigen Biographie. Fest steht nur, dass Petiot Ende 1940 wieder in Paris sass, als sei nichts geschehen, während ringsherum die deutsche Wehrmacht, Partei und Gestapo dabei waren, sich auf ihre Art in Frankreichs Hauptstadt einzunisten. Bald bliesen sie alle miteinander ein fröhliches Halali: Die grosse Jagd begann.

Da horchte Petiot auf.

Halali! Jagd auf die Rechte! Jagd auf die Linke! Jagd auf alle Verfolgten und Gehetzten Europas, die während der letzten Jahrzehnte ein Asyl in Frankreich gefunden hatten. Deutsche Kommunisten, spanische Republikaner oder italienische Demokraten. Und Jagd, gnadenlose Treibjagd auf die Juden!

Petiot sah zu. Es war eiskalte Jagd, die ihm da vorexerziert wurde. Ganz ohne Jagdfieber, dafür mit sehr genauen Vorstellungen von der Jagdbeute. Hilflos war das Wild diesen Jägern preisgegeben. Es gab kein Jagdgesetz und keinerlei Schonzeit. Es gab nur das harte Pochen im Morgengrauen an der Wohnungstür und den Befehl: «Mitkommen.»

Wohin? Die Jäger verrieten nichts. Die Opfer fragten ins Leere. Sie verschwanden irgendwo im grossen Beinhaus Europa.

Da muss es in Marcel Petiot aufgeblitzt sein. Der Geistesblitz eines satanischen Genies. Der Doktor begriff, dass dies die Zeit der Jäger war, und dass keiner nach den Opfern fragen würde, dass keiner wagen würde, sie zu zählen. Er schaltete sich gleich mit dem Terror, der hier den Namen Gestapo trug. Er beschloss, in den grossen Mordbottich seine eigene private Schädelstätte einzubauen, ein Unteragent zu werden im Geschäft des Todes. Ein kleiner, bescheidener Privatschlächter nur, abseits, unauffällig.

Dazu benötigte er eine abseitige, unauffällige Schlächtereier mit den erforderlichen technischen Einrichtungen. Was das Material betraf, so brauchte er sich ja bloss aus dem grossen Bottich zu bedienen. An Beute, so tippte er ganz richtig, würde es niemals fehlen, solange die Nazis in Frankreich das Halali bliesen.

Und Doktor Petiot ging hin und kaufte sich ein Haus. Er brauchte es nicht für sich und seine Familie. In der Rue Caumartin war ja für sie alle Platz. Obendrein lebten Frau und Sohn die halbe Zeit daheim in Auxerre, wo es mehr zu essen gab als im ausgesogenen Paris. Wozu also dieses Haus in der Rue Lesueur?

; Das hätten gewiss auch die Freunde gefragt. Deshalb betrieb der Doktor den Hauskauf in aller Stille. Das tat er schon mit Rücksicht auf das Finanzamt; denn wenn einer im letzten Jahr 26'000 Francs Einnahmen versteuert hat und geht dann hin und kauft sich ein Haus im Werte von 495'000 Francs, wobei er diesen Betrag sogar bar auf den Tisch zahlt, musste das Finanzamt stutzig werden.

Dem Verkäufer liegt auch nicht daran, das Geschäft laut werden zu lassen. Es ist Fürst Goloredo de Mansfield, Rumäne, gepflegter Aristokrat, doch, wie es scheint, nicht sonderlich bemittelt; denn er hat dies Grund-

stück 21, Rue Lesueur, in den letzten Jahren ziemlich verkommen lassen. Zwar hat er es mehrfach vermietet. Eine seiner Mieterinnen war sogar für kurze Zeit Cécile Sorel, die Seniorin der französischen Bühne, von der die spottlustigen Pariser behaupten, dass sie die letzten sechzig Jahre hindurch in unverminderter Jugendlichkeit ihr Publikum bezaubert habe. Doch Madame Sorel konnte das teure und obendrein gänzlich ungepflegte Haus nicht halten. Es lohnte nur für jemand, der willens war, etwas hineinzustecken, wie Dr. Petiot.

Petiot also unterzeichnete im Mai 1941 einen notariellen Kontrakt mit dem Fürsten, zahlte die halbe Million und verpflichtete sich ausserdem zu einer Jahresmiete von 17'000 Franken für die nächsten paar Jahre; denn auch in Frankreich sank, wie in allen kriegführenden Ländern, der Wert des Geldes, während Grundstücke, Dollars, Brillanten im Werte stiegen.

Bauherr Petiot

Im Oktober 1941 bestellt der Doktor die Handwerker. Oh, er hat sich alles hundertmal überlegt. Nicht umsonst hat er Stunden mit Bleistift und Notizblock in der Hand auf seinem neuen Grundstück verbracht. Er weiss, was er will. Das merken die Handwerker bald, die beiden Maurer Louis und Gaston Dethève und der Tischler Dupont, die er sich aus einem weit genug entfernten Stadtviertel hierhergeholt hat. Zu ihrem grossen Erstaunen lässt er das eigentliche Wohnhaus, das am nötigsten Renovierungen gebrauchen könnte, links liegen. «Das kommt später dran», erklärt er den Männern. «Dafür brauche ich Stilmöbel und ausländische Hölzer. Wo soll ich sowas jetzt hernehmen? Drum richte ich mich vorerst provisorisch im Hof ein.»

Die Höfe hinter den Herrschaftshäusern dieser Strasse sind alle gleich. Eine gepflegte Toreinfahrt führt hinein, zu Nebengebäuden, die in jener grauen Vor-Auto-Zeit, als diese Häuser erbaut wurden, Wagen, Pferden, Kutschern und Dienstpersonal Unterkunft gewährten. Ställe und Remisen also und Kammern. Dazu, weil man damals noch keine Kanalisation hatte, die Abortgruben.

«Schmeissen wir die Gruben zu, Chef», schlägt einer der Maurer vor.

«Wo denken Sie hin», erwidert Petiot eifrig. Und als die Maurer ihn erstaunt anblicken: «Gerade die Gruben kommen mir zupass. Darin lässt sich allerlei einlagern. Gegen Bombengefahr.»

«Na ja, schon – bloss, man müsste dann die Dinger säubern, ausputzen.» Dagegen hat der Chef nichts; und so werden Stall, Remise und Gruben sauber ausgekalkt. Die Decke wird verstärkt, und ein Flaschenzug wird eingebaut für die Steinplatten, welche die grössere Grube zuschliessen.

Unterdes hobelt im Nebenraum der Tischler. Er verkleidet die Wände des Stübchens, in dem wohl früher der fürstliche Kutscher schlief, mit Holz. Er passt billige Möbel ein und wundert sich insgeheim, dass dieser schicke Doktor mit so einem «Kabuff» Vorlieb nimmt. Als dann aber der Doktor verlangt, dass auch das dreieckige Gelass nebenan, das wohl mal der Abort war, wohnlich zurechtgemacht werde, streikt der Tischler: «Was denn? Die Ritze? Wozu denn?»

«Was glauben Sie wohl, Meister, wie gut die mir zustatten kommt», lacht der Bauherr Petiot. «Darin findet der Motor Platz, der meine Apparaturen und radiographischen Installationen mit Strom versorgen soll.»

Tischlermeister Dupont weiss nicht, was radiographische Installationen sind, und hütet sich, seine Unwissenheit einzugestehen. Der Doktor ist schliesslich ein studierter Mann und wird, sich auskennen. Er wird wissen, warum er die Doppeltür mit Kork schalldicht verkleidet haben will und wozu auf die gegenüberliegende Wand eine sauber gezimmerte zweiflügelige Tür aufgeklebt wird. Und als beim Einbau des Okulars oben in die Mauer, die das Dreieck vom Stall trennt, die Handwerker wieder mal erstaunt glotzen, erklärt Petiot unaufgefordert: «So kann ich nämlich den Motor im Kabinett jederzeit von aussen überwachen und kann die Stromstärke regulieren, nicht wahr?»

Das leuchtet den Männern ein. Und als Petiot sie zum Schluss die Mauer draussen um das Grundstück höher ziehen lässt, da sind sie schon einiges gewöhnt und fragen gar nichts mehr. Sie mauern und mauern, bis sich eine Wand von sieben Meter Höhe gegen die Nachbargrundstücke erhebt.

«Da luchst ihm keiner 'rüber», stellt einer der beiden Maurer fest, während er die letzte Steinlage in den weichen Mörtel bettet.

Das glaubt auch Dr. Petiot, als er die Maurer schliesslich ausgezahlt hat und nun zufrieden in seinem eigenen Hof steht. Es riecht nach frischem Mauerwerk. Die Sommersonne trocknet es schnell aus. Als auch der Tischler sich auf sein Fahrrad geschwungen hat und mit seinem Handwerkzeug davongefahren ist, verschwindet der Doktor in dem Stall. Er

wirft die Jacke ab. Ein Spaten lehnt an der Wand. Die Maurer haben ihn mit einem Sackfetzen sauber abgeputzt, ehe sie weggingen. Eine kleine Leiter ist auch da. Petiot klettert auf ihren Sprossen in die grössere Grube, zieht den Spaten nach und macht sich daran, den weichen Grund noch tiefer auszuschachten. Er gräbt mit Schwung. Schon häuft sich oben links und rechts die sandige Erde. Er wird sie nachher an der Mauer entlang ausstreuen und um den Baum packen, der im Hof steht.

Armer Baum, lichthungriges Grossstadtgewächs im Gefängnis. Nun sind die Mauern um dich dreimal so hoch geworden. Die Sonne wird nie diesen vermaledeiten Erdenfleck bescheinen. Du wirst immer im Schatten sein. Die Vögel werden dich meiden.

Doktor Petiot aber gräbt und gräbt.

Der erste Passagier

«Was? Ein Panzergeschütz?»

«Um Himmels willen, nicht so laut!» Die alte Frau reckt sich zu der jungen hinauf und zischelt ihr ins Ohr: «Ich hab' selbst gesehen, wie die Fritzen das Ding 'rangefahren haben. Sie haben es mitten auf dem Platz des Abesses aufgestellt! Und Maschinengewehre!»

«Was soll das nun wieder werden.» Die beiden Frauen sehen sich bedrückt und angstvoll an. Dann hasten sie heim, denn es ist schon drei-viertel sechs, und um sechs Uhr abends beginnt die Sperrstunde.

Was ist passiert?

Paris erfährt auch diesmal nichts Genaueres. Man munkelt nur, dass im Stadtteil Montmartre vorgestern, am 2. Dezember 1941, ein Attentat auf einen deutschen Offizier verübt worden sei. Daraufhin erging am nächsten Tage an alle Geschäfte der Befehl, um halb sechs zu schliessen. Es folgte ein Ausgehverbot ab sechs Uhr für die Bevölkerung und die Order an Kinos, Restaurants und Cafés, bereits um fünf Uhr zuzumachen.

Trotzdem bringt die folgende Woche neue Zwischenfälle. Es sollen Schüsse in dunklen Strassen gefallen sein. Man erzählt sich sogar von einer Bombe, die im Hotel Imperator, Rue Beaubourg, inmitten deutscher Gäste explodiert sein soll.

Wer war der Täter?

Der Täter blieb unbekannt.

Das hinderte den Sicherheitsdienst nicht, Repressalien zu ergreifen. Man gab durch Presse und Radio bekannt, dass als Strafe für eine Reihe

von Attentaten gegen Angehörige der deutschen Besatzungsmacht: nunmehr eine Busse in Höhe von einer Milliarde Francs erhoben würde, aufzubringen von den Juden Frankreichs. Ausserdem seien zahlreiche Judenstrafweise zum Transport in die Arbeitslager des Ostens vorgesehen. Und hundert Geiseln sollten auf der Stelle erschossen werden; diesmal jedoch, wie die Zeitungen betonten, keine Franzosen, sondern ausschliesslich Elemente, die mit dem französischen Volk als Volk nichts zu schaffen hätten, zum, Beispiel Kommunisten, Juden und Anarchisten.

Kräftig bliesen die Jäger das Halali. Und Dr. Petiot sah zu, wie sie an einem Dezembertag aus seiner Nachbarschaft, aus der Rue de Provence, den alten Professor Cohen abholten. – Cohen, der nur ein Ohr und eine verstümmelte Wange hat, weil er ein. Verwundeter des ersten Weltkrieges ist, Mitglied der «Gueules Cassées», der «Zerschlagenen Schnauzen», wie sich der Bund der französischen Gesichtsverletzten so schonungslos derb selber nennt. Cohen also, der Ritter der Ehrenlegion ist, Träger zweier Kriegsorden und mehrerer wissenschaftlicher Auszeichnungen auf seinem Lehrgebiet, der Physik – Professor Cohen wird ausgetrieben, wie das Gesetz es befahl. Die beiden deutschen Militärpolizisten jedoch, die den Befehl auszuführen haben, nehmen Rücksicht auf die Gefühle der Bevölkerung. Sie rühren den alten Mann nicht an, Allein geht er seines Weges. Bedächtig, Schritt für Schritt. Er schlenkert seine Hände in den armseligen Zwirnhandschuhen. In der Eile fand sich des Professors Baskenmütze nicht. Er geht barhaupt. Der Dezemberwind wühlt in seinen grauen Haaren und entblösst den sonst darunter verborgenen Knorpelrest der linken Ohrmuschel. Die Narben auf der linken Wange, Säbelhiebe wohl, färben sich blau. Unter den stummen und zugleich sprechenden Blicken der Passanten und Anwohner geht er dahin. Einer der deutschen Polizisten marschiert einige Schritte vor ihm, während der zweite ihm auf dem Bürgersteig folgt.

«Das ist der Anfang. Andere kommen nach», murmelt es in den Haustüren. «Diesmal räumen sie auf», flüstert es hinter den Scheiben der Cafés. Petiot aber sieht aus dem Fenster seines Ordinationszimmers den Dreien nach und läuft dann, so wie er ist, ohne Hut und Überzieher, quer über die Strasse zur Rue Gaumarfin 69, wo eine Goldschrift auf Glas meldet, dass hier die Firma «Guedo & Guschinow, Pelzwaren» zu finden ist.

Wenn Petiot nicht alles täuscht, hat er soeben Guschinows Gesicht mit den dunklen Augerl durch die Schaufensterscheibe spähen sehen. Jetzt ist

psychologisch der rechte Augenblick, um nachzuhelfen. Es wird langsam Zeit, dass der Herr sich zur Reise entschliesst.

«Gehen Sie durch, Doktor», sagt Guédo, der eine Teilhaber des Pelzgeschäftes, in seiner behaglichen Marseiller Aussprache. «Geben Sie ihm 'ne Spritze Trost. Der arme Kerl ist mal wieder völlig parterre.»

Ein Vorhang teilt den Laden mit seinen weissen Wandschränken und den beiden Stehspiegeln von dem Hofgelass ab, von der Werkstatt, wo es scharf nach Fellen aller Art riecht, doch nicht so scharf, dass ein belebender Bohnenkaffeeduft nicht, die Oberhand behielte. Das Faktotum Fräulein Riquet, genannt Riquette, bereitet ihrem Chef auf dem Spirituskocher eine kleine Stärkung.

Joachim Guschinow braucht sie. Petiot sieht trotz der aus Hofschatten, schmutzigen Scheiben und Dezembertrübe gemischten Dämmerung, dass Guschinow geisterbleich ist. Er hockt an dem breiten Arbeitstisch, stützt die Arme auf einen Maulwurfskragen, an dem Riquette herumgestückelt hat. Er sitzt krumm, als habe er Leibschmerzen. Petiot hat keine Mühe, ihm die Diagnose zu stellen. Nicht, weil er ein guter Arzt ist, sondern weil der andere ein Jude ist.

«Na, wie ist's, mein Lieber», sagt Petiot zu dem Pelzhändler, der nun seit runden sieben Jahren sein Nachbar und sein Patient ist. «Haben Sie es sich überlegt? Sind Sie zu einem Entschluss gekommen?»

Joachim Guschinow, Kürschner und Rauchwerkhändler, aus Krakau gebürtig, doch seit Jahrzehnten in Paris ansässig, richtet sich auf: «Doktor, Sie wissen ja Bescheid. Ich wäre längst weg. Aber da ist meine Frau.»

«Versteh' ich nicht. Ihre Frau ist doch keine Jüdin.»

«Nein. Sie ist arisch und französisch. Sie ist sogar das Allerfranzösischste, was es gibt; denn sie stammt aus dem Sarthe-Gebiet», erklärt Guschinow, mit dem Gaumen-R und den gedehnten Vokalen seines slawischen Tonfalls.

«Na – und?»

«Ach, Doktor. Schauen Sie, ich bin nun schon zweiundfünfzig, und sie ist so viel jünger. Und wenn ich erst drüben bin – und sie hier so allein – Er stiert unglücklich auf die Mokkatasse, die Riquette ihm auf den Tisch stellt. Und als sie ihm den Trank mit ihren zerstochnen Fingern auffordernd unter die Nase rückt, schüttet er den Kaffee hastig und gedankenlos

in sich hinein, so dass Riquette den Raum kopfschüttelnd verlässt und sich nach vorn zu Herrn Guédo in den Läden verzieht.

Petiot blickt sich um. «Sie haben doch zu keinem Menschen davon gesprochen?» fragt er im Flüsterton.

«Bin ich ein Trottel?» fragt der Pole entrüstet zurück.

«Denn Sie wissen ja», fährt Petiot fort, «ich riskiere allerhand. Wer weiss, wie lange ich es noch machen kann. Im Moment, wo Romier als Minister in Vichy geplatzt ist, platzen auch meine Mittelsmänner. Dann ist es aus. Dann kann ich keinem Menschen mehr in die ‚zone nono‘ hinüberhelfen.»

Die «zone nono», Abkürzung für «zone nonoccupée», unbesetzte Zone: Tausend und abertausend Gehetzte in Paris flüstern heute dieses Wort wie eine Beschwörungsformel. «Zone nono», das ist die offene Tür, die letzte Hoffnung.

Joachim Guschinow steht auf. Seine Augen unter den schweren Lidern bekommen wieder Licht. Er hält dem Doktor die Hand hin. Er sagt: «Sie haben recht, Petiot, es wird Zeit, ich mach's.»

«Und Sie werden auch alles . . .?»

«Alles, alles genau so, wie Sie's aufnotiert haben.» Er schlägt sich auf die Brusttasche: «Hier.»

Petiot erschrickt: «Sie haben es bei sich?»

«Was denn, doch nicht Ihre sieben Punkte. Bloss ein Hermelinschwänzchen. Das hat mir damals aus den Pogromen 'rausgeholfen. Das wird mir auch diesmal 'rüberhelfen nach Argentinien.»

Am Morgen des 2. Januar 1942, als es im Pelzladen noch nachfeier-täglich still ist und Herr Guédo die Ruhe benutzt, sich seine Renngewinne des vergangenen Jahres auszurechnen, da tut sich die Glastür auf, und Guschinow stürmt herein. Er ist bester Laune. Er legt gleich los: «Grüss dich, Guédo, alter Freund und Pferdedieb. Schön, dass man dich nochmal sieht. Wirst dich ein bisschen einsam fühlen. So allein im Geschäft. Na, vielleicht kommt meine Frau mal vorbei und hilft. Das heisst, wenn die Riquette nicht jedes weibliche Wesen 'rausbeisst.»

«Reisefertig?» fragt Guédo und steckt sein Notizbuch ein.

«Startbereit.»

Guédo klopft seinem Kompagnon Guschinow, der seit nunmehr elf Jahren auch sein Freund ist, auf die Schulter: «Gut, dass du dich endlich entschlossen hast. Wie ist dir denn so?»

«Ich begreife es nicht», sagt Guschinow feierlich. «Marseille – Casablanca – Dakar – Buenos Aires.» Er spricht diese unvorstellbar fernen Namen aus wie Zaubersprüche.

Guédo legt ihm die Hand auf die Schulter: «Ich wünsche dir ja so viel Glück, mein Alter. Petiot ist wahrhaftig ein anständiger Kerl, dass er dir hilft.»

Auf Guschinows Zügen zeigt sich bei diesem Namen das immerwache Misstrauen uralten Blutes, das Ghetto.-Misstrauen des von Kind auf Gekjagten.

«Was ist denn?» fragt Guédo, «was machst du für'n Gesicht? Ist was nicht in Ordnung?»

«Das ist es eben», vertraut sich Guschinow dem Freund an. «Siehst du, ich habe alles so gemacht, wie es der Doktor verlangt hat. Hab' die Wertpapiere versilbert. Den gefassten Schmuck verkauft. Bloss die losen Steine und die Devisen behalten. Hab' alles eingenäht und das Zeug im kleinen Handkoffer verstaut, wie Petiot es haben wollte. Und nun soll ich ausgerechnet diesen Koffer mit den Wertsachen drin hier bei ihm in Paris lassen.»

«Wozu denn das?»

«Er sagt, es sei zu gefährlich, wenn ich selber damit über die Demarkationslinie ginge. Er sagt, er kann nicht für diese Passeurs, diese Grenzgänger garantieren. Meiner heisst übrigens Marinetti, ich sag' es dir im Vertrauen, behalt' es für dich. Es ist nur, wenn mir etwas zustossen sollte.»

«Ah, geh, sei nicht so überängstlich», redet ihm der Freund zu. «Aber was soll das mit deinem Goldkoffer? Behält den etwa der Doktor als Taxe?»

«Unsinn. Der nimmt doch nichts. Wir sind ja befreundet. Bloss, für den Marinetti muss ich tüchtig ausspucken. Und dann natürlich für die Papiere. Vom Doktor lass ich mir aber auch nichts schenken.» Der Pelzhändler kneift ein Auge zu: «Ich hab' seiner Frau durch meine Frau fünf Felle überbringen lassen. Marderzobel, die Vorkriegsware. Da hat er was Reelles.»

«Jaja, aber der Koffer? Was will er mit dem Koffer?»

«Den kann Petiot einem argentinischen Diplomaten mitgeben. Er sagt, der Koffer steht drüben am Kai, wenn ich in La Plata ankomme.» Guschinow sieht seinen-Freund Guédo an. Der lehnt sich mit dem Rücken an den warmen Ofen. «Weisst du», überlegt er, und seine schlaun Augen funkeln, «reinlegen kann der Petiot dich eigentlich nicht. Du schreibst uns ja sofort, wenn du drüben ankommst. Argentinien bleibt bestimmt neutral, da reisst die Postverbindung nicht ab. Und wir bleiben hier in unserem Geschäft. Und der Petiot bleibt auch hier. Wir haben ihn in der Hand.»

Guschinow wiegt den Kopf, wie es seine Väter taten. Sicherlich ist das richtig, was Guédo sagt. Und doch, und doch . . . Tief innen schlägt eine Glocke an. Guschinow möchte dies ewige Misstrauen abschütteln, das er als lästiges Erbteil seines Blutes empfindet. Es gelingt ihm aber nicht.

Getrennte Hälften

«Was ist das?» fragt Dr. Petiot.

«Das?» wundert sich die zierliche Frau Guschinow. «Das ist ein Hundertfrankenschein.»

«Ganz recht. Und nun passen Sie auf.»

«Huch!» schreit Frau Guschinow auf; denn Petiot hat den Geldschein mitten durchgerissen. «So», sagt er und drückt ihr die eine Hälfte in die sorgfältig manikürten Finger: «Das ist für Sie. Die andere Hälfte nimmt Ihr Mann mit auf die Reise.» Er schiebt Guschinow, der kritzelnd an einer Ecke von Petiots Schreibtisch hockt, den halben Schein hin: «Das stecken Sie zu Ihrem Hermelinschwänzchen. Und sobald Sie glücklich in Buenos Aires gelandet sind, schicken Sie den Fetzen an Ihre Frau zurück. Die Zensur wird's ja durchlassen. Und wir wissen Bescheid.»

Frau Guschinow muss lachen. «Gute Idee. Wenn mein Mann nur erst drüben wäre. Was für'n Glück, dass er drüben gleich drei alte Bekannte hat. Die werden ihn nicht im Stich lassen.»

Es sind die Namen und Adressen dieser Bekannten, die Guschinow notiert hat. Den Zettel übergibt er dem Doktor: «Für alle Fälle.»

«Vielen Dank, mein Bester», sagt der und steckt den Zettel in seine Brieftasche. «Heute Abend. Punkt elf. Ecke Rue Pergolèse und Avenue de la Grande Armée. Wir erledigen dann sofort die Impfungen bei einem Kollegen in der Nähe. Spezialist für Tropenmedizin. Bescheinigung kriegen Sie mit, dann haben Sie das hinter sich.»

«Sind die Impfungen gefährlich?» erkundigt sich Frau Guschinow.

«Nicht die Spur, meine Liebe. Vielleicht ein bisschen Temperatur. Ein, zwei Tage lang ein leichter Druck im Oberarm. Es muss ja sein. Die argentinische Einwanderungsbehörde verlangt das. Immerhin gehen Sie in die Tropen, mein Bester.»

«Warum sagt er nur immerfort ‚Mein Bester‘?» denkt Guschinow, und die Glocke tief innen schlägt wieder an. Aber gleich ist er darüber weg,

als der Doktor ihm und seiner Frau lebhaft die Hände schüttelt und sie durch den zweiten Ausgang, nicht durch das Wartezimmer, hinausführt auf den Korridor. «Wiedersehen, mein Bester. Bald haben Sie es hinter sich. Ich freue mich mit Ihnen.»

Sie hatten geglaubt, dass bis zum Abend noch viel Zeit sei. Doch nun ist den beiden Guschinows über allem Kramen und Tun die Zeit glatt davongelaufen. Noch einmal schliesst die junge Frau die beiden Handkoffer auf. Mehr Gepäck hat Dr. Petiot nicht erlaubt. Die Koffer sind gehäuft voll. Doch es soll noch immer was hinein. «Wenn ich bloss wüsste, wie in Argentinien der Winter ist», klagt Frau Guschinow. «Soll ich dir nun den Wollschal mitgeben oder nicht?»

«Ach, lass doch. Ich kann mir drüben einen neuen kaufen», winkt er ab. «Ich komme ja nicht als armer Mann ins Land.»

Er überschlägt den Inhalt seiner Koffer. Drei Millionen Franken? Bestimmt mehr.

Wieder schlägt tief innen die Glocke an. «Ich weiss nicht», grübelt er, «ob es nicht doch besser wäre, wenn ich dir was hier liesse. Vielleicht ein paar Steine. Wenigstens die lupenreinen.» Und schon macht er Miene, das graue Jackett herauszuwühlen, in dessen linker Schulterpolsterung tausend Dollar stecken, während im rechten Polster die Brillanten eingnäht sind.

«Lass, bitte, lass», fleht sie ganz erregt. «Ich hätte doch keine ruhige Minute. Du weisst, wie sie bei den Levys alles durcheinandergeschmissen haben. Sogar die Bestecks und die alte Armbanduhr von Frau Levy haben sie mitgenommen. Hier ist doch nichts mehr vor denen sicher. Und wenn die merken, dass du weg bist... Ich geh erst fort aus Paris, wenn ich weiss, du bist 'raus aus dem Land.»

Das alles haben sie immer und immer wieder besprochen. Deshalb nickt er bloss. Es ist Abend geworden. Draussen warten die toten Strassen. Ein Glück, dass die Sperrstunde von den Deutschen seit Kurzem wieder aufgehoben worden ist. Als Jude möchte Guschinow ungern bei hellem Tage mit seinen beiden Koffern durch die Strassen von Paris ziehen. Zwar ist ausgemacht, dass seine Frau ihn bis zur Porte Maillot begleitet und die Koffer tragen hilft. Sie ist blond und arisch, was kann ihr schon geschehen? Sie ist für Joachim Guschinow plötzlich so viel mehr, als sie je zuvor war: Sie ist Halt und Trost. Sie ist seine Welt. In dieser Abschiedsstunde ist sie grossartig. Aus irgendwelchen Küchenschranktiefen zaubert sie ei-

nen Rest Pernod. Sie mischt ihm den grünen Anislikör mit Wasser, schenkt auch sich ein und trinkt ihm zu: «Auf die grosse Reise! Und dass du nicht seekrank wirst!» Sie trinkt noch ein Gläschen, wird ganz übermütig und kommt ins Schwatzen: «Sollst sehen, der Krieg ist bald aus. Die Russen sind schon auf der Krim gelandet. Und diesen Brauchitsch, diesen deutschen Obermotz, haben sie heimgeschickt. Monsieur le Führer macht jetzt selber den Krieg. Er wird sich schon kräftig blamieren. Im Radio haben die Deutschen schon gebettelt, man möge für ihre Soldaten Strümpfe und Mützen spenden. Die sind bald am Ende, sollst sehen!»

Er hört ihr mit seinem traurigen Lächeln zu. Wohl könnte er sagen, dass der Krieg noch längst nicht nach einem Ende aussehe, dass die Japaner vor drei Wochen in Pearl Harbour aufgedreht hätten, dass den Engländern Hongkong und halb Malakka verlorengingen, dass Singapore bedroht sei, Manila verloren, dass Rommel durch die Cyrenaika stosse, – aber er sagt nichts von alledem. Er hebt sein Glas, trinkt ihr zu: «Auf drüben!»

Die sieben Gebote

Die kleine Frau hatte wohl einen Schwips von dem ungewohnten Getränk. Nun wollte sie ihm doch wahrhaftig die Vokabeln abhören. Nicht etwa, dass er schon dazu gekommen wäre, Spanisch zu lernen. Das würde er drüben nachholen. Nein, der Doktor hatte ihm da ein kleines Heft verabfolgt; Schreibmaschinenschrift, ein Durchschlag. Es nannte sich «Sieben Gebote für Emigranten». Erstes Gebot: Fünf Fotos für Ausweise einreichen. Zweitens: Einer soll immer allein reisen. Drittens: Gepäck bleibt auf zwei Handkoffer beschränkt. Viertens: Alle Initialen und Etiketts sind aus Bekleidung und Kofferinhalt zu entfernen. Fünftens: Die Reiseanwärter haben sich möglichst südamerikanisch herzurichten. Sechstens: Möbel, Schmuck und Wertpapiere sind zu verkaufen. Alles Geld und Gold, alle Brillanten und Devisen sind einzunähen. Siebtens: Ein Geheimkode ist zu erlernen.

Und ausgerechnet aus diesem Kode will Frau Guschinow ihrem Jo nun die Vokabeln abhören. Der Doktor hat es ganz übersichtlich gemacht: Links stehen die harmlosen Formeln, rechts die sinnvollen Sätze und Satzteile, die umschrieben werden sollen. Gleich nach Herrn Guschinows Ankunft in Argentinien soll sich nach diesem vom Doktor ausgetüftelten Geheimkode über die «zone nono» die Korrespondenz zwischen ihm und

den Daheimgebliebenen entspinnen. Denn wenn auch Argentinien ein neutrales Land ist, so unterliegt Post von drüben doch der Zensur. Man kann nicht einfach mitteilen: «Ich bin gut ’rausgeschlüpft.» Man muss das tarnen.

Frau Guschinow also hört ihrem Mann die Vokabeln ab: «Was heisst: ‚gut angekommen‘?»

«Es heisst – es heisst – ‚dankeschön‘.»

«Stimmt. Und was heisst ‚Demarkationslinie‘?»

«Schönes Wetter.»

«Gut, Jo. Und was heisst ‚Schiff‘?»

«Schiff? Warte mal, das heisst – ‚ich warte‘.»

Er hat es getroffen nach dem Kode. Doch mit der gefassten Munterkeit von Frau Guschinow ist es vorbei. Sie wirft sich ihrem Mann an den Hals: «Ja, ich warte. Lass mich nachkommen. Ich werde so sehr warten, so sehr, Jo.» Sie weint.

Sie hatten so viele Stunden Zeit, und jetzt, in der allerletzten Stunde, gibt es atemlose Hetze: «Hast du alles? Beide Koffer zu? Hast du auch die Hornbrille eingesteckt?» Sie fasst in seine Jackentasche, tastet nach den Brillenbügeln und der kleinen Hülse mit gelber Fettschminke. Gleich hinter der Demarkationslinie wird Guschinow sich, dem Rat des Doktors folgend, auf argentinisch zurechtschminken. Er wird seiner blassen Haut einen Bronzeton geben und die schweren östlichen Lider hinter grünen Brillengläsern verbergen. Auch die fünf Fotos für den Doktor hat er bereits mit Teint und Brille auf nehmen lassen.

Zwei Menschen eilen durch die eisige Januarnacht. Um diese Stunde sind die Wagen der Metro ziemlich leer, man sieht fast nur deutsche Soldaten darin. Sie sind vergnügt und reden laut.

Franzosen, die jetzt fahren, sind still. Sie kommen von der Arbeit und hocken müde auf den Bänken. Die beiden Guschinows bleiben mit ihren Koffern nahe beim Eingang stehen und tun für alle Fälle ein bisschen fremd. Nur die Augen sprechen miteinander.

Am Rond Point des Champs Elysées müssen sie umsteigen. Stumm hasten sie durch den staubigen Dunst der unterirdischen Gänge. Noch ein paar Haltestellen, und sie sind an der Endstation Porte Maillot. Der jungen Frau fällt auf einmal so vieles ein, hundert Dinge, die nie gesagt wurden. Sie sieht auf die Uhr. Eben hat der grosse Zeiger den kleinen bei der Ziffer 11 eingeholt. Es ist Zeit.

«Adieu, chéri.»

«Adieu, chérie.»

Sie winkt ihm nach und sieht doch längst vor lauter Tränen nicht mehr, wie er die Avenue hinunter entschwindet.

Mit seinen zwei kostbaren Koffern hastet Guschinow die verlassene Avenue de la Grande Armée entlang. Er sieht sich nicht um. Fünf Minuten, da ist schon die Rue Pergolèse. Aus dem Dunkel kommt ein Mann, der in einer Haustür gewartet hat, auf Guschinow zu. Der bleibt stehen. Atmet tief auf: «Gott sei Dank, Doktor Petiot. Ich hatte schon Angst, Sie zu verfehlen.»

«Keine Namen, mein Bester, wenn ich bitten darf. Kommen Sie.» Und er nimmt ihm den einen Koffer ab.

Guschinow lässt es geschehen; denn den wertvolleren Koffer hat er noch in Händen. Er sieht seinen Begleiter von der Seite an. Der blickt stumm geradeaus und geht schneller. Guschinow versucht Schritt zu halten. Und wieder kommt dieses Misstrauen und legt sich auf seine Brust. Schweigend folgt er dem Arzt ins Dunkel.

«Das ist doch nicht die Rue Pergolèse?» Guschinow will stehenbleiben.

«Nein, nein, es ist die Rue Lesueur. Wir sind gleich da. Der Kollege wohnt Nummer einundzwanzig. Ich habe die falsche Strasse als Sicherheitsmassnahme genannt. Sie verstehen. Man erwartet Sie hier.»

«Sie machen sich so viel Mühe.»

«Nicht der Rede wert, mein Bester. Hauptsache, Sie kommen gut 'rüber. Da sind wir schon.» Und Petiot bringt seinen Schlüsselbund zum Vorschein.

«Schlüssel», denkt der andere, «er hat einen Schlüssel?» Und ganz, ganz fern schlägt ein letztes Mal die Glocke in ihm an, ehe Guschinow nun Petiot in das totenstille Haus hinein folgt.

Nachricht von drüben

Ja, er kam hinüber, der Rauchwerkhändler Joachim Guschinow, wenn er auch niemals nach Argentinien kam, wo die Palmen rauschen und durch dampfende Wälder der Puma schleicht. Guschinow reiste weiter, in jenes Land, das Hamlet meint, wenn er in seinem grossen Monolog sagt:

« . . . das unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt.»

Aber das wusste zu der Zeit, als Guschinow abreiste, bloss einer. Und dieser eine kam genau eine Woche nach des Pelzhändlers Abschied von

Frau und Kompagnon hinübergelaufen in das Pelzgeschäft, wo, wie er wusste, die junge Frau bei der Bilanz half. «Guten Morgen», rief er, «alles gut gegangen! Alles glatt verlaufen! Hier ist Post!»

«Was? Schon Nachricht?» ruft Guédo und legt das Brikett wieder hin, das er gerade mit spitzen Fingern in den Ofen befördern wollte.

«Nachricht? Endlich!» Und die junge Frau lässt blaue und rote Tinte stehen und fällt dem Doktor Petiot um den Hals.

Es ist bloss ein Zettelchen, aus einem Notizbuch herausgerissen, und sieht aus, als habe es jemand stundenlang in der Tasche herumgetragen. Kaum kann Frau Guschinow die verwischten Bleistiftzeilen enträtseln: «Mein Liebling, pflege Dich gut. Mach Dir keine Sorgen. Ich umarme Dich. J.»

Das ist nichts und sagt nichts. Aber für Frau Guschinow ist es viel und sagt alles. Immer wieder liest sie die Zeilen. «Sonderbar», meint sie nach einer Weile, «seine Schrift sieht so fremd aus. So zittrig.» Das findet auch der gute Guédo, als er nun über Frau Guschinows Schulter blickt.

Petiot lacht: «Kinder, wenn ihr bei Nacht und Nebel was kritzelt, nachdem ihr gerade den Grenzübertritt hinter euch habt, – also, da möcht' ich mal eure Klaue sehen.» Die beiden geben das zu. Nur die Riquette, die aus dem Hintergelass hinzugekommen ist, meint mit Schnupfenstimme, man müsse erst mal abwarten, was Herr Guschinow für ausführliche Nachrichten senden werde.

Man wartet. Und die Nachrichten kommen wie bestellt. Allerdings liefert Petiot keine Kritzeleien von des Pelzhändlers Hand mehr ab. «Viel zu gefährlich!» raunt er. Dafür übermittelt er mündlich, was er aus chiffrierten Meldungen seiner Helfershelfer entnommen haben will. Danach hat Guschinow sich am 10. Januar 1942 in Marseille eingeschifft. Auf einem neutralen Dampfer mit dem schönen Namen «Esplorado». Er hat in Casablanca Station gemacht, dem Dar-el-Beida der Araber, Marokkos grösster Hafenstadt; und routenmässig hat er den westafrikanischen Hafen Dakar passiert.

Eines stürmischen Februarmorgens dann, als Paris noch von den Bomben widerhallt, die auf Rüstungswerke in östlichen Vororten gefallen sind, reisst Petiot die Ladentür auf und schwingt ein Stück Papier. Den halben Hundertfrankenschein! Der gute Guédo hat ordentlich Mühe, bis Frau Guschinow am anderen Ende des Drahtes die Neuigkeit begreift.

Wenig später presst sie atemlos den regenbogenfarbenen Fetzen ans Herz, passt ihn an ihre Hälfte des Scheins, liest sich die Nummer vor, lacht und weint und lässt sich vom Doktor zum drittenmal das gleiche sagen:

«Ja, ich habe ausgezeichnete Nachrichten aus Buenos Aires. Es geht ihm gut. Er hat Abschluss an seine Geschäftsfreunde gefunden. Er hofft, bald so viel zu verdienen, dass er Sie nachkommen lassen kann.»

«Bitte, lassen Sie mich den Brief sehen», bittet die junge Frau.

«Längst verbrannt», erklärt der Doktor. «War übrigens auf Bütteln geschrieben. Hotelpapier mit dem Briefkopf vom Avenida Palace. Ja, Ihr Mann hat's gut. Der hat's wärmer als wir.» Petiot reibt sich die langen Hände und wirft einen verächtlichen Blick auf den kleinen Ofen, dessen schwache Glut der gute Guédo durch fortgesetztes Stochern vergeblich aufzumuntern sucht.

Noch mehr Nachrichten auf allerfeinstem Büttelpapier überkreuzen, laut Petiot, den Ozean. Beruhigt verlässt Frau Guschinow Paris und zieht zu ihrer Verwandtschaft an die Sarthe. Einmal im Monat erscheint sie in der Hauptstadt. Sie ruft in den Laden: «Tagchen, Guédo. Was machen die Rennpferde?» Sie steckt der immer dürrer werdenden Riquette ein Päckchen in die zerstochnen Finger: «Da, 'ne Kleinigkeit Landwurst.» Sie flitzt hinüber zu Dr. Petiot, jedesmal mit der leisen Angst, der Faden über den Ozean könne inzwischen gerissen sein. Doch o Wunder, dieser Faden hält. Petiot meldet auch weiterhin gute Post. Einmal darf die junge Frau sogar ein Zettelchen in Maschinschrift mit einem gezeichneten «Jo» darunter für ein paar herzklopfende Minuten in Händen halten, ehe es im Aschenbecher des vorsichtigen Doktors aufflammt. Ein andermal trifft sie die Frau des Arztes an, die an dem getrennten Paar weiblichen Anteil nimmt, «Jetzt müssen Sie aber bald zu ihm hinüberfahren», rät Frau Petiot wohlwollend. «Hier wird es immer scheusslicher. Am liebsten möchte ich mit Ihnen nach Argentinien segeln. Was meinst du, Marcel?»

Der Doktor vermeidet die Antwort. «Es wäre an der Zeit», sagt er zu Frau Guschinow, «dass Sie Ihre Reise so langsam vorbereiteten. Sie wissen ja ...»

«Ich weiss. Sachen verkaufen, Möbel, Schmuck und so weiter. Natürlich. Was soll ich mit Möbeln?»

«Eben. Vielleicht findet sich jemand dafür. Und reden Sie auch mit dem guten Guédo, dass er seinen Laden abstösst und gleich mit Ihnen 'rüberfährt. Hier ist die Pelzbranche tot. Da macht Ihr Mann drüben ganz andere Geschäfte.»

Der Wandkalender zeigt eine rote 24. Es ist der Ostersonntag des Jahres 1943. Vier Wochen später geriet Petiot in die Hände der Gestapo. Dreiviertel Jahre später kam er wieder frei. Unversehrt. Guédo sah ihn auf der Strasse. Er schickte Nachricht an Frau Guschinow, die inzwischen Monate mit einer schweren Operation im Krankenhaus gelegen hatte. Blass und dünn sass sie tags darauf vor dem Doktor: «Was ist mit Jo?»

«Tut mir leid», antwortet Petiot. «Seit Lucien Romier gestorben ist, Sie wissen, der Minister, funktionieren meine Mittelsmänner in Vichy nicht mehr.» Er rückt näher an die junge Frau heran: «Na, na, nicht so verzweifelt. Sie sollten sich lieber reisefertig machen. Jetzt ist Februar. Vielleicht im März?»

«Ja ja», nickt sie und seufzt schwer. Dann fährt sie an die Sarthe zurück.

Am 13. März, beim Frühstück, schlägt sie die Morgenzeitung auf und stösst auf die Notiz von den Leichenfunden bei Dr. Marcel Petiot in der Rue Lesueur. Und Tante Lisette hebt jammernd ein schneebleiches Bündel auf und schleppt es auf das knarrende Sofa.

Frau Guschinow? Witwe Guschinow? Von nun an hat sie nur einen Gedanken: Petiots Koffer. Die werden ihr verraten, ob sie noch Frau Guschinow ist oder seit über zwei Jahren Witwe.

Jeannot soll nicht teilen

«Hast du was gemerkt?» fragt die alte Frau und tunkt das krustige Brot in ihre blaue Kaffeetasse.

«Nö», sagt der alte Mann, obwohl er schon ahnt, worauf die Frau hinaus will.

«Denise erwartet wieder.» Das Brot muss die schlechte Laune der alten Colin entgelten. Sie zerpfückt es erbarmungslos.

«Lass sie doch.»

«Lass sie doch, sagst du?» ereifert sich Frau Colin. «Und wenn's nun wieder ein Junge wird? He? Soll Jeannot vielleicht teilen? Nein, ich bin dafür, dass die Wirtschaft zusammenbleibt. Aber du hast eben kein Herz für deinen Enkel.»

«Hör auf», protestiert der Alte und stemmt sich auf der weissgescheuerten Tischplatte hoch. «Sieh doch selbst zu, dass du die Sache in Ordnung kriegst.» Er tritt in seine Holzschuhe, die unter dem Küchenschrank stehen, und knurrt, sozusagen als Abschluss des unerfreulichen Morgen Gesprächs: «Weiberkram.»

Es war Weiberkram und wurde unter Weibern ausgehandelt.

Nein, der dralle Jeannot sollte mit niemand die Äcker teilen. Seine Mutter, gebürtige Pariserin und alle paar Monate in der Hauptstadt zu Besuch, würde die nächste Reise benutzen, um einen Arzt aufzusuchen. Die alte Dame, bei der Denise Colin zu übernachten pflegte, hatte da mal so was angedeutet. Herrn Colin Junior brauchte man gar nicht erst mit dieser Sache zu behelligen. Er hätte sich am Ende noch widersetzt.

Denise Colin also fuhr Ende der Woche nach Paris, wohlversehen mit einem Batzen schwiegerväterlichen Geldes. Alles ging nach, Wunsch. Der Arzt stellte keine lästigen Fragen. Er war geschickt. Er besuchte die Patientin noch einmal in der Wohnung und wechselte dabei auch ein paar belanglose Worte mit Frau Mouron, der Tochter von Frau Colins Zimmerwirtin.

«Was für ein interessanter Mann!» schwärmte die Mouron.

«Nicht wahr?» Frau Colin war ordentlich stolz auf ihren Arzt. «Und dabei ist dieser Doktor Petiot auch noch fabelhaft tüchtig. Ach Gott, nun hab' ich seinen Namen gesagt. Aber Sie sind ja verschwiegen. Er ist nämlich so anständig. So hilfsbereit. Wirklich ein netter Kerl.»

Ihrer Sorgen ledig kehrte die junge Frau Colin nach einer Woche in ihr kleines Garnier im Ländchen Oise zurück.

Wie es aufkam, weiss man nicht. Meistens verschwatzen es die Hauptbeteiligten unter dem Siegel der Verschwiegenheit, diesem brüchigsten aller Siegel. Es dauerte gar nicht lange, da tuschelte es hinter den Hecken und Scheunentoren. Und die lebhaft pikardische Phantasie verstieg sich im Nu bis zu Kindesmord und einer bei Nacht vergrabenen Leiche.

Gendarm Duval kam freundlicherweise im Dunkeln und durch die Hintertür. «Ihr müsst was unternehmen», sagte er zu den alten Colins. «Wir haben da 'ne Anzeige gegen das Mädcl.»

«Ich weiss auch schon, von wem», grollt der Alte.

«Wenn du das so genau weisst, Colin, dann weisst du ja auch, dass diese Sache mit Geld nicht abzumachen ist.»

«Ich breche diesen Kanailen sämtliche Knochen entzwei», tobt Colin.

«Bis dahin haben sie deine Schwiegertochter längst vors Gericht gezerrt», zetert die Alte. Fieberhaft überlegt sie. In der Nacht findet sie keinen Schlaf. Am Morgen weiss sie es. «Der Doktor muss helfen», sagt sie und nickt bei jedem Wort. «Wenn Denise ein Attest bringt...»

Und Denise Colin packt genau ein Jahr nach ihrer ersten Reise wieder

den Handkoffer und besteigt, von neugierigen und schadenfrohen Blicken aufgespiess, an einem Frühlingmorgen des Jahres 1942 den Kleinbahnzug, der sie zum Anschlusszug nach Paris bringt.

Am Bahnhof St. Lazare wurde sie noch einmal gesehen, wie sie mit ihrem Koffer in Richtung Rue Caumartin eilte.

Aus.

Man hat nie wieder etwas von Denise Colin gehört. Vergeblich fragte der kleine Jeannot nach seiner Mutter. Die Alten mahnten: «Sei still, Kind» und zergrübelten sich die Grauköpfe, was wohl der Schwiegertochter zugestossen sein könnte. Der junge Colin, der jetzt erst den Grund dieser Reise erfuhr, bedrohte die eigene Mutter mit Fäusten.

Wetten, dass Dr. Petiot seine Provinz kannte. Er stammte ja selbst daher, und er wusste genau: Rollt so was erst mal im Lande, dann ist kein Halten. Dann gibt es Skandal. Dann wird ausgepackt ohne Ende. Dann rollt die Lawine glatt über eine fleissige Bauernfamilie und einen beflissen-geschäftstüchtigen Arzt hinweg. Und wehe, wenn dieser Arzt schon Flecken auf seinem hygienisch sauberen Kittel hat! Wehe, wenn er sich gerade für 495'000 Franken ein Haus gekauft hat, das kaum angefangen hat, sich zu amortisieren.

Wehe? Wieso eigentlich wehe? Doktor Petiot geht ein Licht auf.

«Haben Sie meinen Namen jemandem genannt?» fragt er die junge Frau vom Lande, die mit verweinten Augen in der Sprechstunde vor ihm sitzt.

«Nein», antwortet sie und schüttelt den Kopf.

«Das ist gut.»

Und dann sagt er: «Kommen Sie heute Abend gegen acht in die Rue Lesueur einundzwanzig. Da wohnt ein Kollege von mir. Amtsarzt, Professor. Sie sollen sehen, Frau Colin, der wird Sie schon aus dieser dummen Sache herausbringen.»

Und genau so geschah es.

Ein gefährlicher Patient

Die «Petite Roquette», Annex des ehemaligen Pariser Gefängnisses hinter der Bastille, hat Fenster wie Schiessscharten. Trotzdem dringt am Nachmittag ein Streifen Märzlicht durch und fällt auf ein Geschöpf in einem Eisenbett. Ein Mädels aus Haut und Knochen. Das Gesicht bläulichweiss. Die Unterarme, die auf der Wolldecke herumzucken, sind ge-

sprengt von den Einstichen vieler Injektionen. Das Mädlein wirft sich auf dem Lager herum. Es stöhnt laut und erwacht vom Klang der eigenen Stimme. Und damit ist das Unglück da. Der helle Tag. Das Wachsein. Die Gier nach dem Gift. «Schwester», jammert die Kleine leise, während sich das welke Gesicht rötet und Schweiß aus der Stirn bricht, «Schwester, mir ist so übel!»

Die Tür zum Revier, wo die frisch eingelieferten Rauschgiftsüchtigen untergebracht werden, ist nur angelehnt. Im Nu ist die Krankenschwester zur Stelle. Sie wischt den Speichelfluss der Kleinen und hält sie bei den Schultern, während der elende Körper mit dem Brechreiz kämpft. «Na, das sind bloss die ersten Tage», tröstet die Schwester. «Sie haben so brav geschlafen. Über fünfzehn Stunden. Nun mach' ich Ihnen auch was zurecht.» Und sie rührt das von Dr. Violet verordnete umstimmende Mittel an und gibt es der Süchtigen ein. Mit einem leisen Schauer blickt sie auf die Kleine hinunter. Das Nachthemd ist ihr von der mageren Schulter gegliitten; man sieht die Abszesse auf der Brust, die Folgen vieler Spritzen.

Wenig später trifft die Schwester draussen den alten Dr. Violet. Sie spricht ihn an: «Sieht böse' aus, die kleine Gaul. Morphium?»

«Nein, Heroin, Essig-Ester des Morphiums. Scheint, dass man sie in einem Nachtlokal am Bahnhof St. Lazare aufgegriffen hat. Minderjährig. Hatte einen Freund dabei. Wir hatten ihn kurz hier.»

«Ein Freund?» fragt die Schwester. «Aber das arme Ding ist doch ein einziges Geschwür!»

«Was wollen Sie», erwidert achselzuckend der Doktor und trabt bereits auf seinen Segeltuchschuhen weiter. «Deren Freundschaft lebt doch in künstlichen Paradiesen.»

Die Märzsonne sieht nicht mehr durch die Schiessscharten. Für huschende Sekunden versackt die kleine Gaul in das Glück, das sie so gut kennt. Eine unendlich sanfte Hand streichelt sie. Feme Stimmen singen ihr einlullende Lieder. Die Welt ist ihre Wiege. Sie ist das gute Kind darin. Nichts tut ihr mehr weh. Nichts kann ihr geschehen. Nie, nie mehr wird sie allein sein und unglücklich. Es gibt keine Sorgen, Fragen, Ängste, keine Vergangenheit und Zukunft. Alles ist süsse, gelöste Gegenwart. Und mit ihr in dieser Süsse treibt, ganz aufgelöst darin wie sie, einer, der den Stich mit der Hohnadel auch kennt, ihr Freund Jean-Marc van Bever.

So liegt sie da und lallt und träumt und ist gut aufgehoben in der «Petite Roquette». Ihr Freund hat es nicht so gut. Er ist frei.

Nein, noch ist Jean-Marc van Bever nicht süchtig genug für die Entziehungsanstalt. Er ist Neuling in dem Land, das der Dichter Baudelaire, der es, ach, so gut kannte, als «paradis artificiel» in schrecklichen und wohlklingenden Strophen besungen hat. Aber davon weiss van Bever nichts. Er weiss überhaupt gar nichts mehr. Sein Kopf ist wie ein umgekippter Topf. Hat er nicht morgen einen Prozess? Hat er nicht selber Klage erhoben gegen ein jähzorniges Strassenmädchen wegen Körperverletzung? Ist nicht Paris von den Deutschen besetzt? Brennt nicht die Welt im Krieg?

Lauter Fragen, auf die van Bever bloss mit einem zerstreuten Vorsichhinstarren antworten könnte. Er ahnt im Moment nichts vom Weltgeschehen. Sein Wesen ist mit Haut und Haar und jedem Nerv bloss noch Begier. Vergangenheit und Zukunft verdichten sich für ihn jetzt in dem Wort «Morphium». Und weil vor dem Morphium der Doktor Petiot steht, denkt er statt «Morphium» auch manchmal «Petiot».

«Ganz ausgeschlossen», sagt der Doktor.

«Aber warum denn nicht? Sie haben doch sonst immer . . . Und ich sehe nicht ein, weswegen . . . Und Sie müssen überhaupt, nach allem, was ich von Ihnen weiss . . . Ich kenn³ mich sonst nicht mehr. Ich reiss³ Sie ³rein, Doktor! Ja, das tu ich glatt!»

Doktor Petiot sieht ihn an und überlegt kühl, was in diesem Körper, der da vor ihm schwankt, so vor sich geht: Das vegetative System hat sich infolge steigender Dosen des Giftes allmählich umgestellt. Die innere Sekretion ist betroffen. Der Säuren- und Basenhaushalt des Körpers ist in Unordnung geraten. Gleichzeitig ist die Empfindlichkeitsschwelle der Nervenzentren herabgesetzt. All diesen Erscheinungen liegt, das ist so ziemlich bewiesen, die «Hypothyreose» zugrunde, also: mangelnde Zufuhr an Schilddrüsensekret. Petiot beobachtet ihn interessiert.

«Sie müssen ja», schreit van Bever. «Sie können es nicht auf eine Anzeige ankommen lassen, Doktor!»

«Oh, wie recht du hast!» denkt Dr. Petiot. Dann spricht er begütigend, wie zu einem Kinde: «Nun, nun, van Bever, alter Freund, das meinen Sie ja gar nicht so. Aber Sie wissen selbst, dass Sie seit der Sache mit der kleinen Gaul die Polizei auf den Hacken haben. Womöglich quetschen die Polypen Sie nochmals aus. Dann kommt bestimmt die alte Sache zur Sprache. Sie wissen schon. Und das möchte ich nicht. Jetzt nicht. Mann, wir rasseln doch beide zusammen 'rein. Sie mit. Ich schick³ Sie zu 'nem Kollegen. Oder Sie probieren es in einem Nachtbums.»

Wenig später presst sie atemlos.

«Ich bin blank», flüstert der Süchtige.

Damit hat er sich das Todesurteil gesprochen. Denn ein Süchtiger, der kein Geld hat, ist zu allem fähig, um den begehrten Stoff zu erlangen. Ohne Bedenken wird er einen Dr. Petiot preisgeben. Mit der Schläue der Besessenen, die nur ein Ziel vor Augen haben, wird er ihn vorher bedrängen, erpressen und nicht von ihm ablassen.

«Ein Rezept kann ich Ihnen nicht geben», sagt Petiot. «Und ich hab³ auch nichts hier. Aber ich hab³ mal einem Kollegen ausgeholfen. Da springe ich vorbei, hole was und bring's Ihnen. Ist Ihnen acht Uhr recht?»

«O ja, danke sehr. Vielen herzlichen Dank!» Der Vorgeschmack des kommenden Rauschglücks löst die gespannten, hysterischen Züge des Süchtigen.

«Schön», sagt der Doktor. «Dann erwarten Sie mich, bitte, gegen acht Uhr an der Ecke bei Ihrem Hotel.»

«Danke schön. Vielen Dank, Doktor!»

«Und Sie werden schweigen?»

«Wie das Grab!»

Ein alter Hotelkellner, den ein Gast nach einer Zeitung zum Kiosk schickte, sah die beiden Männer miteinander in den dämmrigen Abend verschwinden. Den einen von ihnen sah man nie wieder. Er schwieg auch von diesem 22. März 1942 an wie das Grab.

Die Wäsche kochte weiter

Nachdem Dr. Petiot ausprobiert hatte, wie gut sich sein neues Haus nicht nur für neue Unternehmungen, sondern auch zur Begleichung alter, lästiger Rechnungen eignete, hing er drei Tage später noch schnell eine zweite Sache dran: Eine alte Frau, Madame Marthe Fortin-Khait, in zweiter Ehe mit einem jüdischen Schneidermeister verheiratet, hat eine Tochter aus erster Ehe, Raymonde, die abgerutscht und unter Süchtige geraten ist. Sie treibt sich herum. Eines Nachts wird sie aufgegriffen. Sie hat viel Morphium in der Handtasche. Sie soll sagen, woher sie es hat. Sie redet hin und her, verheddert sich in ihren Ausreden. Es fällt der Name Petiot. Ratlos läuft die Mutter zu dem Arzt, der ihrem Kinde, weit über die erlaubte Dosis hinaus, das Morphium verschrieb. Petiot kann jetzt keine Polizeiverhöre gebrauchen. «Wissen Sie was?» sagt er zu der aufgeregten Mutter. «Erzählen Sie auf der Polizei einfach, dass Sie selber das Mor-

phium spritzen, und dass die Dosis für Sie beide, für Mutter und Tochter, zur Abgewöhnung bestimmt war.» Dann wäre die erlaubte Menge nicht allzu weit überschritten. Und die verängstigte Alte lässt sich auch wirklich ein paar Injektionen machen und sagt auf der Polizei falsch aus, so wie ihr Petiot geraten.

Hat sie ihrem Kind damit geholfen? Oder hat sie vielleicht die Dinge noch schlimmer gemacht? Sie fällt in Unruhe. Kurz entschlossen läuft sie zu ihrem alten Hausarzt und erzählt ihm die Geschichte.

«Was?» ruft der erschrocken aus. «Ein Arzt gibt Ihnen solche Ratschläge? Diesen Petiot müsste man anzeigen!» Er beschwört die alte Frau, sofort Dr. Petiot aufzusuchen. Der Mann müsse für sein Rezept geradestehen.

Aber eine Hausfrau kann nicht so schnell vom Haushalt weg. Es ist immer was zu tun. Obendrein ist heute Washtag. Der Kessel brodeln schon auf dem Gas. Frau Khait hängt ihre Schürze an den Haken hinter der Küchentür und sagt zu ihrem Mann: «Gib ein bisschen auf die Wäsche acht. Ich bin gleich wieder da.»

Der kleine Schneider, der eben ein gewendetes Jackett über das Bügelbrett breitet, fragt: «Wo gehst du hin?»

«Bloss 'rüber zum Doktor Petiot.»

Einen Augenblick überlegt sie noch, ob sie die Handtasche mitnehmen soll; doch dann schiebt sie das abgeschabte Ding wieder in die Schublade des Küchentisches zurück. Es wird ja nicht gerade Ausweiskontrolle sein, während sie durch die paar Strassen läuft.

Als die Lauge verkocht war, brannte die Wäsche an. Herr Khait eilte herbei, drehte das Gas ab und Öffnete das Fenster. «Das gibt ein Theater, wenn Marthe heimkommt», brummte er dabei. Aber seine Frau kam nicht heim.

Dr. Petiot hatte am 25. März auch diese Rechnung beglichen. In einem Aufwaschen sozusagen. Frau Marthe Khait kam deshalb auch am nächsten Tag nicht. Auch nicht am übernächsten. Dafür kam Post von ihr. Als Herr Khait am Abend des 28. März die Dunkelheit ausnutzen und ein wenig auf die Strasse hinunterschlüpfen wollte, trat er vor der Korridor tür auf einen Briefumschlag. Keine Adresse. Drinnen ein Zettel. Winziges Gekritzel, kaum zu entziffern: «Ich muss in die unbesetzte Zone reisen. M.»

Teuflischer Spott von dem Schreiber, seine Zone, die sich mehr und mehr füllte, «unbesetzt» zu nennen.

Der Schneider starrt auf das zittrige Gekritzel, das ihm ganz fremd vorkommt, und begreift gar ni dits. Wie will seine Frau denn in die unbe-

setzte Zone gelangen? Es zieht sich doch ein eiserner Vorhang quer durch Frankreich. Man braucht einen Passierschein, wenn man von Paris in den Süden fahren will. Jeden Tag stehen Hunderte von Menschen vor dem deutschen Passierschein-Büro Schlange. Es gibt keine Scheine für Zivilreisende. Erschütternde Szenen spielen sich vor den Schaltern dieses Büros ab. Wer aber ohne Schein hinüber will, der braucht Geld. Viel Geld. Das weiss Khait, der sich schon tausendmal den Kopf über Fluchtwege zerbrochen hat».

Er wartet vierzehn Tage. Dann geht er in seinem besten Anzug zu Petiot.

Der tritt ihm in einem schmutzigen Kittel entgegen. Das Haar verwirrt. Die Augen übernachtigt. Da kommt es wie eine Ahnung über Khait. Heiser stammelt er: «Sie, – was haben Sie mit meiner Frau gemacht?»

Petiot lacht: «Einen guten Tip hab' ich ihr gegeben, dass sie hinüber konnte. Sie sollten ihr nachreisen, Herr Khait. Vielleicht könnte ich auch Ihnen behilflich sein. Sie wissen, ich habe Verständnis für Ihre heikle Lage.»

Aber Khait sieht den Doktor bloss misstrauisch von unten herauf an und wendet sich zur Tür.

Ein Ballen Trübsal. Nirgends verzeichnet. Nun vergangen und verweht. Die Mutter in der Rue Lesueur. Die süchtige Tochter verschollen. Der Schneider ein paar Wochen später im Morgengrauen abgeholt. Ziel: Auschwitz.

Zwei Rechnungen, die für Petiot glatt, schnell und geräuschlos aufgingen. Und die Märzsonne stieg höher und bemalte die Boulevards mit dem sprossenden Gezweig der Linden und lockte den kommenden Frühling, der nirgends so schön und beglückend ist wie in Paris.

Ein Sonntagsspaziergänger

Am Dienstag nach Pfingsten geht Dr. Paul, Gerichtsarzt bei der Stadt Paris, bereits eine Stunde vor seiner üblichen Zeit ins kriminalwissenschaftliche Institut. Er hat so das Gefühl, dass ihn dort wieder allerlei erwartet. Die Sonntage dieses schönen Maimonats 1942 waren bisher alle ergiebig. Da hatte das Pfingstfest mit seinen beiden Sonntagen wohl keine Ausnahme gemacht.

Dr. Paul spaziert den Boulevard St. Michel hinab zum Kai. Gestern hat es hier Lärm gegeben. Die Blauhemden haben demonstriert unter Führung

von Doriot, der gern Frankreichs Hitler werden möchte. Ausgerechnet auf dem Sorbonne-Platz haben sie sich zusammengerotzt und «Tod den Juden» gebrüllt. Lauter grüne Bürschchen, denkt in besorgter Betrübniß Dr. Paul, der den Auflauf vom Balkon eines befreundeten Buchhändlers mit angesehen hat. Die Pariser Polizei war gleich auf dem Plan erschienen, hatte den Boulevard St. Michel abgeriegelt; und als ein paar hitzige Blauhemen durchbrechen wollten, hatten die Flics zu ihren Gummiknüppeln gegriffen. Ganz erstaunt hatten einige deutsche Offiziere, Zufallszeugen des Geschehens, dieser Prügelei zugesehen. Und als Dr. Paul kurz darauf heimging, hörte er, wie eine ältere Frau zu ihrem Mann sagte: «Nu versteh ich gar nichts mehr. Die vom Doriot sind doch für den Marschall. Warum kriegen die denn von den unsrigen Dresche?»

Nein, Dr. Paul versteht das auch nicht. Ein Glück, dass die Politik nicht sein Beruf ist. Er hat in seinem eigenen Beruf Sorgen genug.

Dr. Pauls Labor blitzt von Nickel und weissen Kacheln. Der Fliesenboden wird zweimal täglich gewischt. Trotzdem führt der Doktor ungern Fremde in dies Labor. Sie kommen, gruseln sich, stossen Schreie aus, stören ihn nur bei der Arbeit und plagen alle Welt mit unnützen Fragen.

Meistens schaut der Doktor bei drohendem Besuch zuvor durch die Schiebetür und gibt seinen Assistenten mit einem warnenden Blick zu verstehen, dass keine Präparate herumstehen dürfen; dass die Glasgefässe, zylinderförmig oder nach Art grosser Aquarien, mitsamt ihrem Inhalt in die Kühlschränke geräumt werden müssen. Es hat sich als besser erwiesen. Mancher ist dem plötzlichen Anblick eines abgeschnittenen Kopfes nicht gewachsen, mag dieser noch so hygienisch gereinigt und im Formalinbad geruchlos gemacht worden sein.

Heute ist kein Besuch zu erwarten. Wenn Dr. Paul aber angenommen hat, er sei der erste im Bau, so irrt er. Beide Assistenten sind schon zur Stelle.

«Wieder drei Funde», ruft Michaud, der lebhaftige Mediziner, dem Doktor entgegen.

«Und einer davon scheint zu Siebzehnelb zu gehören», ergänzt der bedächtige Roque, Gerichtschemiker in spe, wobei er nur kurz von seinem Mikroskop aufblickt.

Für Fremde mag dieser Raum viele Schrecken bergen. Die drei Männer, die täglich hier arbeiten, spüren nichts mehr davon. Auf einer Anrich-

te stehen, von Michaud zwecks Vergleichs herausgeräumt, zehn oder zwölf verdeckte Emailleschüsseln. Jedes Gefäss enthält einen der Funde, die seit Kurzem regelmässig in der Umgebung von Paris von Sonntagswanderern, fussballenden Jungs, Schutzleuten oder frühen Marktfahrern gemacht werden. In Formalinlösung baden da menschliche Gliedmassen, Arme, Hände, Schenkel, Füsse, offensichtlich von verschiedenen Körpern. Die meisten wohl von Männern. Einige bestimmt von Frauen. Auch mancher Rumpf wurde aus der Seine gefischt und in die Morgue eingeliefert. All diese Funde hat man während der letzten drei Wochen gemacht. Meistens nach den Sonntagen.

«So was haben wir noch nie gehabt», ereifert sich Michaud.

«Zumindest nicht in den anderthalb Jahren, die ich hier bin», schränkt Roque ein und schiebt ein neues Hautpräparat unter das Objektiv seines Mikroskops.

«Auch nicht in den dreissig Jahren, die ich hier bin, mein Sohn», stellt Dr. Paul fest. «Ich habe das nachgeprüft. Wir haben Aufzeichnungen. Früher hatten wir vielleicht drei oder vier solcher Funde im Monat. Im Monat, meine Herren! Und nun haben wir innerhalb von drei Wochen schon das Vierfache, ohne dass ein Ende abzusehen ist!» Er wendet sich dem Schiebeglasfenster vor der Absaugvorrichtung zu, wo die neuen Funde immer für ihn aufbewahrt werden.

Dr. Paul zieht die buschigen Brauen hoch: «Aber das ist ja ein Kind!»

Er hält den aufgeschwemmten Kopf eines Kindes in Händen. Eines Knaben wohl; denn das rotblonde Haar ist jungenhaft kurz geschnitten.

Dr. Paul gibt Anweisung: «Zwölf Stunden in fliessendem Wasser ausschwemmen. Dann zwölf Stunden in Sublimat baden.» So kann man vielleicht die grünlich aufgetriebenen Züge wieder kenntlich machen für die, die das Gesicht zu Lebzeiten sahen, liebten und streichelten. Das gelingt jedoch nur, wenn die Zersetzung einen bestimmten Punkt noch nicht überschritten hat. «Ich fürchte, es ist schon zu spät», bedauert Dr. Paul. «Trotzdem müssen wir es versuchen.» Ein Kind. Ein Junge von vielleicht acht, neun Jahren.

Ausser dem Schädel sind dem Institut noch zwei weitere Objekte überbracht worden, die aber wohl noch aus der vorigen Woche datieren. Das eine fand ein Streckenwärter nahe dem Bahnkörper bei Courbevoie. Das zweite hatte ein Hund im Strassengraben neben der Chaussee nach Levallois-Perret aufgestöbert.

«Wieder' Courbevoie?» fragt Dr. Paul. «Da war doch schon mal was.»

«Ja, das war Dreizehnneunzehn», ruft Michaud und weist auf eines der vielen Gläser, in dem eine Hand liegt. Ein Paketanhänger ist mit einer Schnur an den Daumen geknüpft und meldet in Tintenschrift Nummer, Datum und Fundort.

Roque bringt ein rotes Büchlein aus seiner Brusttasche zum Vorschein und faltet einen Stadtplan auseinander, der hinten in das Büchlein geheftet ist. Unter dem Titel «Nouveau Paris Monumental» gibt er ein farbenfrohes Schaubild der Metropole und ihrer Umgebung, mit sauber aufgerissenen Kirchen und Museen, mit grün gefärbten Wiesen vor den Mauern und dem quer hindurch geschlungenen blauen Band der Seine. Eine Ausflugskarte.

«Hier habe ich mit Rotstift die Punkte angekreuzt, an denen in den vergangenen drei Wochen die Funde gemacht worden sind, einschliesslich der drei von heute», sagt Roque.

Und das ist nun wirklich sonderbar. Clichy, Courbevoie, Levallois, Puteaux, – alle diese Ortschaften liegen dicht beisammen an der Seine. Auch die Funde im Wasser stammen zum Teil aus dieser Flussschleife. In dem saftigen Wiesengrün, zwischen den gezeichneten, freundlichen Dörfchen, nehmen sich Roques Kreuze spukhaft aus. Wie Grabkreuze in einer Sonntagslandschaft.

«Es ist jemand, der aus dem Pariser Westen hinausfährt.»

«Ja, aus der Richtung Etoile.»

«Mit einem Auto?»

«Wer darf denn jetzt noch Auto fahren? Sehen Sie, Doktor Paul, hier fährt der Zug nach Asnières 'rüber. Da, von der Avenue kommt der Bus. Lauter Sonntagsausflüge.»

«Ein netter Ausflügler.»

«Ein Arzt», sagt Dr. Paul.

Roque blickt den Doktor fragend an. Michaud ruft: «Nanu!»

«Sie müssten eigentlich herausfinden, wieso, mein lieber Michaud», erklärt Dr. Paul. «Roque braucht es nicht unbedingt zu merken, dafür ist er Chemiker.»

Die beiden Mediziner grinsen. Sie häkeln gern gegen die andere Fakultät. Doch Michauds Augen fragen weiter.

«Sie begreifen nicht?» Dr. Paul doziert wie auf dem Katheder. «Dann rate ich Ihnen, die Trennmethode an all den Objekten zu studieren. Sie ist nämlich bei drei Vierteln dieser Funde die gleiche. Beachten Sie besonders die Skalpellschnitte im Fettpolster der Oberschenkel.»

Der Doktor hebt den Zeigefinger: «Hinzy kommt ein weiteres Indizium. Sie wissen, Michaud, dass wir Mediziner bei Sektionen das Messer niemals auf den Tisch legen, wenn wir eine Arbeitspause machen. Wir stechen es jeweils senkrecht in den Corpus, um es gleich wieder zur Hand zu haben. Und diese Stiche habe ich nun schon mehrfach bei den Funden festgestellt. Hier – sehen Sie – und hier wieder.»

Michauds Hand krampft, sich um Roques Oberarm: «Ein Arzt – als Mörder?» Roque schüttelt ungläubig den Kopf.

Es wurde alles exakt in den Obduktionsprotokollen vermerkt. Die Kriminalpolizei verstärkte ihre Aufmerksamkeit. Aber die Kreuze auf Roques Karte «Nouveau Paris Monumental» vermehrten sich weiter.

Im Institut und auf der Kriminalpolizei nannte man den um heimlichen Sämann, der die zerteilten Menschenkörper verstreute, nur noch den «Sonntagsspaziergänger vom Etoile». Er spazierte mit ziemlich gleichbleibendem Ergebnis den ganzen Sommer hindurch zwischen Clichy und Courbevoie herum. Auch stürmisches Herbstwetter schreckte ihn nicht. Selbst der Winter sah ihn bei seinen Gängen über Land. Mit einem Mal aber, zu Beginn des Frühjahrs 1943, hörten die Funde auf. Nicht nur in der Seineschleife, sondern in ganz Paris. Warum?

Den rotblonden Kinderschädel hatte man im Institut nicht mehr retten können. Er zerfiel, übrig blieb von ihm nur ein Protokoll des kriminalwissenschaftlichen Instituts; seine genaue Beschreibung auf sechs Schreibmaschinenseiten.

Der kleine René Kneller

«Maman, bin ich ein Franzose?»

«Ja, mein Kerlchen.»

«Ist Vati auch ein Franzose?»

«Nein, noch nicht.»

«Warum denn nicht, Maman?»

«Weil er nicht in Frankreich geboren ist, sondern draussen im Ausland.»

«Bei den Boches, nicht wahr?»

«Sag das nicht, René. Wir sind keine Boches. Wir sind Réfugiés.»

«Ja», antwortet das Kind. «Ich weiss, schon. Wir sind Juden.»

Die Mutter seufzt, während sie Aufnähte in die langen Ärmel der Ma-

trosenbluse macht, die deutsche Nachbarn, Flüchtlinge wie sie, ihr für den Jungen geschenkt haben.

Der Kleine kippt einen Stuhl um und schirrt mit Hilfe von Bindfäden sein zerkratztes Holzpferdchen zwischen Stuhlbeinen an. «Hé, Nico, allons, vite!» ruft er und treibt sein Ross mit wehendem Taschentuch an.

Das Pferdchen heisst Nico. Sein Kutscher heisst René. Und was er sagt, das sagt er auf Französisch. Vater und Mutter achten darauf, dass sie mit ihrem Sohn nur in der Landessprache reden. Untereinander sprechen sie nach alter Gewohnheit Deutsch. Das ärgert René. Er pflanzt sich vor den Eltern auf und piepst mit seiner Vogelstimme: «Je ne comprends pas.»

Worauf die Mutter lacht und der Vater sein Kind in die Arme schliesst und auf Französisch sagt: «Ja, du bist unser kleiner Franzose.»

Der zarte René mit dem rotblonden Schopf ist in Frankreich geboren. In Issy-les-Moulineaux, einer Mittelstadt im Seinegebiet. Mit Jubel wurde seine Ankunft begrüsst. Nun erst erschien den beiden Vertriebenen das Land warm und freundlich. Nun erst begannen sie es als neue Heimat anzusehen. René würde als Franzose aufwachsen und mit den Jungen und Mädchen des Landes zur Schule gehen. Er würde nicht geächtet sein wie seine Altersgenossen drüben.

Die Dinge kamen anders. Seit Kriegsausbruch wohnt man nicht mehr in Issy-les-Moulineaux. Man ist in einem grauen Mietshaus der Stadt Paris untergekrochen, das in seinen Stockwerken noch andere Emigranten und Juden beherbergt. Es wird viel Deutsch gesprochen in den engen Korridoren. Noch mehr Deutsch geflüstert. René hat schon vier Wörter aufgeschnappt: «Ausweis» und «Gestapo», und «nein»; und das ganz unverständliche, aber bestimmt Böses bedeutende Wort «Litzmannstadt». Dahin haben sie den guten Doktor Fraenkel gebracht, mit dessen Hörrohr René Telefon spielen durfte. Und nie, nie hat er René von dort geschrieben, wie er es doch so fest versprochen hatte.

«Litzmannstadt», flüstern die Grossen.

«Je ne comprends pas», klagt der Kleine.

Bis eines Abends etwas so Schreckliches passiert, dass René noch lange nachher Herzklopfen bekommt, wenn er bloss daran denkt. Nie wird er es jemand erzählen können. Sein Bettchen steht zu Füssen des elterlichen Bettes. Für gewöhnlich schläft er tief und bis in den Tag hinein. Diesmal erwacht er mitten in der Nacht.

Jemand weint. Das Kind richtet sich erschrocken auf. Und da sieht es im Mondlicht, dass sein Vater, der grosse, starke Vater, der alles weiss und kann, im Bett liegt und schluchzt und weint wie ein kleiner Junge. Wie ein René. Und die Mutter mag ihn streicheln und trösten, soviel sie will, er schluchzt weiter, rauh und schrecklich. Manchmal stösst er ein paar Worte aus in der Sprache von drüben, die René nicht mag. Aber das Kind rührt sich nicht und sagt auch nicht: «Je ne comprends pas.» Es legt sich leise auf sein kleines Kissen zurück und kann nicht wieder einschlafen.

Es war so weit. Sie hatten ihn untergekrigelt. Kurt Kneller war mit seinen Nerven fertig. Wieder hatten sie im Hause ein Ehepaar abgeholt. Er konnte sich an den Fingern abzählen, wann sie dran waren, Vater, Mutter und «unser kleiner Franzose», der nun, seit die Nazis ihre Rassengesetze auf Paris anwendeten, wieder ein Judenkind war.

Als Kurt Kneller im vorigen Jahr mit den Nieren zu tun hatte, war er zu einem Arzt gegangen, den ein Geschäftsfreund ihm empfahl: «Sehr tüchtig. Und drängt nicht mit der Rechnung. Doktor Petiot, Rue Caumartin.» An diesen Arzt beschloss Herr Kneller sich zu wenden, nachdem er von dem gleichen Geschäftsfreund erfahren hatte, dass Petiot Leute kannte, die sich damit befassten, Menschen über die grüne Grenze ins unbesetzte Frankreich zu bringen. Waren Knellers erst dort, so würde man weitersehen. Sie scheuten beide keine Arbeit.

Dr. Petiot besieht sich den Bittsteller. «Ich weiss nicht», sagt er und zögert.

«Sie können mir ruhig Ihr Vertrauen schenken, Herr Doktor», drängt Kurt Kneller. «Sie kennen mich doch als Patienten. Ich bin verheiratet, habe einen kleinen Jungen, übrigens in Frankreich geboren. Sie müssen mir helfen. Ich flehe Sie an.»

«Es ist nicht mehr so einfach wie früher», sagt Petiot und malt mit seinem Füllhalter lauter Kreise auf den Rezeptblock, die wie Taler aussehen. «Ich weiss nicht, ob es sich machen lässt. Sie wissen, das Risiko ist gross.»

«Ich würde es drauf ankommen lassen. Wir müssen 'raus. So oder so.»

«Ja. – Sie.» Und die Taler werden immer grösser. «Sie schon. Aber da sind diese Grenzgänger. Die reisen mit, kennen die Flics und wissen die besten Übergangsstellen.» Petiot blickt Kurt Kneller ins Gesicht. «Die tun nichts umsonst. Die wollen Vorschüsse.»

«Ich hab' schon dran gedacht», erklärt schnell der andere. «Was ich

habe, das steck' ich notfalls 'rein. Leider ist es nicht allzu viel.» Schweigen. Der Doktor schraffiert seine Taler mit schrägen Tinten strichen.

«Ich würde alle Sachwerte verkaufen», fährt Kneller fort. «Einen Posten Stoffe, gutes Kammgarn, Friedensware. Meine Möbel.»

Bei dem Wort Möbel schiebt Petiot seine Malerei beiseite. «Was haben Sie für Möbel?» fragt er. «Vielleicht könnte ich vermitteln. Ich wäre eventuell selbst interessiert.»

Er legt die Hand auf die Kartei seiner Klienten: «Ausserdem, nicht dass ich Sie mahnen möchte, gerade jetzt, aber Sie wissen ja-»

«Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Doktor, dass Sie mich nie gedrängt haben», sagt Kurt Kneller verlegen. «Ganz bestimmt wird das noch erledigt, bevor ich Paris verlasse.»

«Nun, das ist nicht so gefährlich. Und Ihre Möbel, was hätten Sie denn da abzugeben?»

Besuch in der Abendstunde

Drei Tage später schlüpfte bei Beginn der Dämmerung ein grosser, schlanker Mann in das graue Mietshaus mit den vielen Mietern. Er klommt hastig die drei Treppen hinauf und klingelte dreimal kurz, wie es verabredet worden war.

Kurt Kneller öffnete selber: «Ah, Herr Doktor Petiot.»

«Pst, keine Namen.»

«Sie haben recht.» Und Kurt Kneller führte seinen Besucher nun gleichsam auf Zehenspitzen durch die Wohnung und liess ihn die Sachen sehen. Knellers hatten von Glaubensgenossen, die ins unbesetzte Gebiet geflüchtet waren, eine ganze Einrichtung spottbillig, übernommen. Die Stücke fanden kaum Platz in den drei Räumen. Gute, neue Möbel: ein eichenes Esszimmer, ein Schlafzimmer in Mahagoni, ein Salon Louis Seize mit seidenbespannten Sesseln, auf deren Bezügen sich inmitten grüner Ranken viele bunte Papageien wiegten, zum Entzücken des kleinen René, der die Papageien liebte und sie insgeheim mit gar wundersamen französischen Namen benannte.

«Das ist unser kleiner Franzose», stellt der stolze Vater vor, als sie René in einem Papageiensessel finden. Der Junge springt auf, macht einen Diener.

«Ah», sagte der Doktor. Er hält dem Jungen den Zeigefinger unters Kinn und hebt dessen Kopf zu sich empor. «Wie heisst du?»

«René Kneller.» Er spricht es «Knellähr» aus, wie ein Franzose. Der Doktor lacht. René lacht mit. Er hat gern Besuch, der lacht und Französisch spricht.

«Bei Tageslicht kommen die Sachen noch besser zur Geltung», sagt Frau Kneller. „Es ist alles wie neu. Die, denen die Möbel vorher gehörten, haben nicht lange darin wohnen können.»

«Ja, ja» sagt Petiot zerstreut. Die Möbel gefallen ihm. «Das muss alles besprochen werden. Man muss den Hauswirt ins Bild setzen und den Spediteur verständigen. Klappt es nicht gleich, so stellen Sie die Sachen ruhig bei mir unter. Ich habe Lagerräume an der Hand.»

«Vielen Dank, Herr Doktor.»

«Nicht der Rede wert. Hauptsache, Sie machen sich reisefertig. Denn es kann sein, dass ich sehr bald einen Grenzgänger für Sie finde. Dann dürfen Sie die Gelegenheit nicht verpassen.»

«Auf keinen Fall», ruft Herr Kneller. «Ich habe alle Schiffe hinter mir verbrannt.»

Der Grenzgänger fand sich überraschend schnell. Knellers konnten gerade noch in Hast ihre Handkoffer packen, etwas Geld zusammenraffen und ein Paar gebrauchte, doch gut erhaltene Schnürschuhe für René kaufen, dem die Eltern das Geheimnis der Reise anvertraut hatten. Das Kind würde nichts ausplaudern. Glückselig träumte René von einem Land, in dem das Wort «Litzmannstadt» unbekannt war und er wieder «unser kleiner Franzose» sein würde.

Der Doktor regelte alles. «Sie übernachten draussen bei einem Kollegen», entschied er. «Dort holt Sie dann morgen in aller Frühe der Grenzgänger ab. Um den Vorschuss werde ich mich kümmern. Sie treten mir dafür das eine oder andere Möbelstück ab. Den Rest bewahre ich Ihnen auf, bis ich weitere Nachricht von Ihnen erhalte. Recht so?»

Kurt Kneller nickte und war's zufrieden. Nur erst mal heraus aus dieser Falle!

Knellers reisten noch in der gleichen Nacht ab. Sie kehrten nicht wieder. Vater, Mutter und Kind. Es blieb nicht viel von diesen drei Menschen übrig: Ein Kinderschlafanzug. Die Möbel. Ein Koffer mit Tischzeug und Bettwäsche. Eine Kinderlebensmittelkarte J-2 und ein Protokoll im kriminalwissenschaftlichen Institut über den Fund eines nicht identifizierten Kinderschädels mit rotblondem Haar.

Als Dr. Petiot sich später die Wohnungseinrichtung abholen will, trifft er auf Widerstand. Die Hauswirtsfrau lässt ihn nicht in die Wohnung hin-

auf. «Nee, nee», keift sie, «kommt gar nicht in Frage. Das sind Knellers Sachen. Die geb' ich nicht 'raus.»

«Aber Herr Kneller schuldet mir doch Geld. Wir haben abgemacht, dass ich die Sachen als Sicherheit übernehme.»

«Das sind Knellers ihre Sachen. Da lass ich keinen 'ran. Das machen Sie man mit denen selber aus.» Nun schreit sie schon so laut, dass die Leute im Torweg stehenbleiben.

Nichts zu machen, Herr Doktor Petiot!

Es half auch nichts, dass bald darauf aus dem unbesetzten Gebiet eine Interzonenpostkarte eintraf und den Flurnachbarinnen, Frau Noë und Frau Rouard, meldete, dass Knellers gut drüben angekommen seien und in Castres wohnten. Die Hauswartsfrau blieb bei ihrer misstrauischen Weigerung: «Nee, nee. Ich rühr' nichts an. Nachher bin ich's gewesen.» Und so blieben die Möbel in der Wohnung.

Petiot hatte diesmal zugesetzt. Das bisschen Geld und die Laken zählten nicht.

Es galt, den Verlust wieder aufzuholen. Und der Doktor holte ihn auf. Er ging zu grösseren Aktionen über. Als Auftakt dazu engagierte er sich einen Provisionsvertreter für sein Reisebüro ohne Rückfahrkarten.

Treffpunkt unter Holzköpfen

Das Perückenmachen ist mehr als ein Handwerk. Es ist eine Kunst. Die Perückenmacher selber nennen sich auch gern «Kunstposticheure» und bezeichnen die Produkte ihres Fleisses als «Postichen». Ausser solchen Perücken oder Postichen befassen sie sich noch mit Toupets. Das sind Haarfransen, welche die Stirn garnieren. Oder mit füllenden Einlagen, falschen Zöpfen und schliesslich mit all den Löckchen und Röllchen, die eine Frau von Welt, wenn es die Mode verlangt, in ihre Abendfrisur hineinpraktiziert. In der Hauptsache aber lebt da^ Gewerbe vom Theater.

Der Kunstposticheur Adolphe Verrier haust einen Katzensprung von der Grossen Oper entfernt, in der Rue des Mathurins. Das ist auch bloss einen Katzensprung von Dr. Petiot, Rue Caumartin, entfernt. Mit eben diesem Petiot ist Herr Verrier für heute Vormittag verabredet. Der Doktor kann jeden Augenblick eintreffen.

Was wird er sagen? Wie wird er sich entscheiden? Adolphe Verrier stösst einen Seufzer aus, ehe er sich wieder ans Werk macht. Vor ihm steht ein Holzkopf, ohne Gesicht und Haare. Dafür ist er, wo Haare spries-

sen sollen, mit Gaze bezogen. In die Gaze hinein fädelt Herr Verrier nun silberviolette haarfeine, platinerte Kunstfasern, die von einer Rolle ablaufen. Eine gestäubte Silbertolle entsteht. Eine neue Postiche für die Tänzerin Murajewska, in der sie als Prinzessin aus Samarkand faszinieren wird.

Von den Wandregalen herab schauen viele Holzköpfe dem Meister bei der Arbeit zu. Sie tragen am Halsansatz Namen, oft sehr berühmte, auf den Plakaten sehr gross gedruckte Namen. Frauen zumeist. Doch es sind auch Männer unter Verriers Kunden: Tänzer, Schauspieler, Filmstars. Dagegen ist die männliche Privatkundschaft so gut wie ausgestorben. Mit Wehmut denkt Verrier oft an die schöne Zeit vor 1914 zurück, als er vielen galanten, nicht mehr jungen Kavalieren mit einem diskreten Toupet aushelfen durfte. Heute hingegen werden die Glatzköpfe geradezu schamlos zur Schau getragen. Verrier zuckt es jedesmal in den Fingern, wenn er in der Bahn oder im Kino solch nackten Schädel vor sich glänzen sieht. Er hätte so schönes, seidiges Wellenhaar, um es darüber zu stülpen. Ganze Schubladen voll! Es muss wohl an den Frauen liegen, so sinnt der Fleissige und knüpft den gerissenen Silberfaden neu: Sie nehmen die Kahlköpfe hin. Sie meutern nicht mehr dagegen; denn Männer sind heutzutage rar. Ein Glück, dass wenigstens die Männerwelt in ihren Wünschen an die Weiblichkeit konservativ geblieben ist und nach wie vor Lockenfülle schätzt.

Es wird fleissig weitergespielt und getanzt im besetzten Paris. Die Besatzung legt sogar grossen Wert darauf. Es gibt Enthusiasten unter den deutschen Soldaten, die sich für eine französische Chansonette oder Ballerina die Hände wundklatschen. Verrier darf nicht klagen. Er hat zu tun. Natürlich könnten die Geschäfte besser gehen und die Rohmaterialien billiger sein. Für den Schwarzen Markt springt nichts heraus. Verrier, nun an die sechzig, ist mager wie ein Hering. Sein Gesicht unter dem dichten und merkwürdigerweise echten weissen Haar ist in der letzten Zeit sehr schmal geworden.

Es wäre Zeit, dass die Sache mit dem Doktor was einbrächte!

Verrier kennt Dr. Petiot schon lange. Schon seit der Zeit, als er noch auf dem Boulevard Malesherbes einen Laden betrieb, in dem auch frisiert wurde. Eine Journalistin vom «Figaro», Mademoiselle de Villers, war dort Stammkundin. Mit Journalisten ist leicht ins Gespräch zu kommen, weil sie sich von Berufs wegen für alles interessieren und stets auf der Lauer nach Themen und Menschen sind, die sich in Zeilenhonorare ver-

wandeln lassen. Mademoiselle de Villers also plauderte ausgiebig mit Verrier und nahm auch mit Teilnahme die Schilderung mannigfacher Leiden entgegen. Seit Verdun war Verrier nicht mehr recht gesund. Und mit der Behandlung im Hospital Beaujon, wo man die Kranken immer mehr über einen Kamm schor, war er schon gar nicht zufrieden.

«Ich hab' seit Kurzem einen ganz fabelhaften Arzt», vertraute ihm die Journalistin an. «Doktor Petiot. Da müssen Sie mal hingehen. Berufen Sie sich auf mich.»

Verrier ging versuchsweise hin, wär zufrieden, kam wieder und wurde Dauerpatient. Dr. Petiot legte eine Karteikarte unter «V» für ihn an und führte gewissenhaft über die Behandlung Buch. Eines Tages – Verrier hauste bereits in der Rue des Mathurins – sprang er auch mal bei seinem Patienten vorbei, schaute sich amüsiert all die drolligen Holzköpfe auf den Wandbrettern an und liess sich von Verrier zeigen, wie er schwarzes Menschenhaar in Form eines Tituskopfes in einen Kanevas nähte, wobei er die Strähnen ab und zu durch den grossen Eisenkamm zog, der am Tischrand, vor der Brust des Meisters, befestigt war.

«Wo kriegst du bloss das Haar her?» fragte der Doktor. «Das ist doch echt, nicht wahr?» Und er liess die kühlen Strähnen durch seine Finger gleiten.

«Und ob das echt ist, Doktor! Manchmal bringt 'ne Frau ihren abgeschnittenen Zopf. Aber die meisten haben ja schon Bubiköpfe. Und manchmal ist das Haar auch zu fein. Da bringen es eben die Toten.»

«Bringen ist. gut.» Wieder blickt der Doktor die gesichtslosen, haarlosen Köpfe an, die starr auf den Regalen stehen. Dann verlässt er unvermittelt schnell den fleissigen Perückenmacher. Der sieht ihm erstaunt nach.

Der Retter der Bedrängten

In letzter Zeit hatten sich die Beziehungen zwischen Petiot und Verrier etwas abgekühlt. Der Perückenmacher zürnte dem Doktor ob seiner Knauerigkeit. «Da verdient er nun sō viel Geld», vertraut Verrier seinem Freund Gontard an. «Er kriegt all die Muster von den Arzneimittelfirmen ins Haus geschickt. Gratis. Er hat den Schrank voll davon. Und nun hält er mir so ein Fläschchen vor die Nase und sagt: ‚Das ist gut für dich. Das solltest du dir in der Apotheke holen/ Konnte er mir nicht einfach die Medizin in die Hand drücken: ‚So, da hast du/ Hätte ihn gar nichts gekostet.

Wo ich seit fünf Jahren bei ihm in Behandlung bin. Aber nein, der geht hin und verkauft noch die Arzneimuster. Als ob er das nötig hätte!»

Und Freund Gontard, ein Maskenbildner beim Film, der auch schon über die fünfzig und von abgeklärtem Charakter ist, schüttelt missbilligend sein gepflegtes Haupt. Gontard hat auch silberweisses Wellenhaar. Es sieht aus, als sei es von seinem Freunde Verrier kunstvoll eingenäht. Es ist aber echt. Man könnte die beiden alten Herren glattweg als Reklame für ihr Metier ins eigene Schaufenster stellen. Und wo ihre Silberschöpfe auftreten, begrüsst man sie mit Hallo. Sie sind überall bei den Künstlern bekannt. Etwas verschämt stehen sie immer beieinander, wenn man ihnen ihre verzärtelten Spitznamen zuruft: «Bébé und Sissi, hallo.» Sie werden von aller Welt geduzt. Auch von Petiot, was natürlich nicht bedeutet, dass der Doktor sich von einem Verrier oder Gontard duzen liesse.

«Hallo, Verrier, mein Bester, wie geht's? Was macht das alte Leiden?» Mit drei Schritten springt der Doktor die Stufen zu Verriers Werkstatt hinab. Er schnüffelt die Dünste des kleinen Raumes ein und wirft sich auf einen löchrigen Rohrstuhl. Er schiebt den Stuhl an die immer haariger werdende violette Kunstperücke heran und sagt halblaut, wobei er seine Finger in den Seidensträhnen spielen lässt: «Also, was hast du?»

«Jemand will 'rüber. – Mehrere.» Verrier blickt Petiot erwartungsvoll an.

Verrier weiss noch genau, wie erstaunt er war, damals, im Oktober 1941 als Dr. Petiot ihm in seinem Sprechzimmer die erste Andeutung machte. Es war vom missglückten Grenzübertritt eines gemeinsamen Bekannten die Rede gewesen, als der Doktor sich plötzlich vorgebeugt und Verrier zugeflüstert hatte, dass er, Petiot, in diesen Kreisen wohlbekannt sei, und dass er unter dem Decknamen eines Dr. Eugène eine Rolle in der Résistance spiele und schon mancher armen, gehetzten Kreatur in die «zono nono» und noch weiter geholfen habe.

«Doktor Eugène handelt nicht aus Eigennutz», hatte Petiot gesagt. «Nein, er ist Idealist. Doch leider muss er oft mit Menschen zusammenarbeiten, die eine offene Hand haben. Deshalb kann der Doktor Eugène nur solche Leute hinüberschaffen, die etwas dranwenden wollen. Und auch dranwenden können.»

Und, mit einem Blinzeln: «Wenn du in der Richtung mal was hörst, du kennst doch Gott und die Welt –. Dein Schade soll es nicht sein, Verrier.»

Es stimmte, dass Bébé Verrier viele Leute kannte, darunter manche,

die in Not waren. Jüdische Theaterleute zum Beispiel. Schauspieler, Sänger. Er horchte auch fleissig herum; doch solche Menschen besitzen nicht viel. Und wenn sie etwas hatten, wollten sie nicht recht 'ran. Kurz, das Geschäft kam nicht in Gang. Da besprach sich Verrier vertraulich mit seinem Freunde Sissi Gontard über die Enthüllungen des Dr. Petiot, und zwar, ohne Namen zu nennen; denn er hatte von Petiot den strengen Befehl bekommen, unter allen Umständen des Doktors Identität geheimzuhalten und sich bloss des Namens «Doktor Eugène» zu bedienen. '

Der Busenfreund Gontard also vernahm die Mär vom guten Dr. Eugène, der den Bedrängten half. Und da er ein geselliger Mann und in den Lokalen um die Porte St. Martin herum gern gesehen war, fand er des Öfteren die Gelegenheit, ein Wörtchen über den geheimnisvollen Doktor verlauten zu lassen. Und eines schönen Frühlingstages traten in einer Bar der Rue de l'Echiquier zwei Gentlemen an Herrn Gontard heran. Sie luden ihn zu einem Gläschen ein, einem zweiten, einem dritten. Sie klopfen auf den Busch.

Es waren zwei grosse, breitschultrige, sehr elegant gekleidete Herren von geradezu aufreizender Wohlgenährtheit. Sie waren in der Bar bekannt, wenn auch nur unter ihren Pseudonymen, wie es Gontard vorkam. «Das ist Jo, der Boxer», flüsterte die Bardame Gontard zu, als Jo für eine Sekunde durch Zurufe grellbemalter Damen abgelenkt wurde. «Er heisst auch Géo Eisenarm. Der ist vielleicht stark!» und sie verdrehte schwärmend die Augen zur Decke hin.

«Und der andere?» fragte Gontard.

Die Bardame, eine ältere Vertreterin der Gattung, und Gontard, dem Weisskopf, wohlgesinnt, wartete den Augenblick ab, als der andere seine füllige Saffianbrieftasche zog, um die Rechnung beim Wirt zu begleichen. «Das ist François, der Korse», zischte sie über die Theke. «Man sagt, der hat sogar zwei Frauen auf dem Strich.»

«Aha!» Gontard ist im Bilde.

Wegen dieser beiden Herren hat sich heute Dr. Petiot zu dem Perückenmacher bemüht. Jetzt handelt es sich darum, was der Doktor für Jo, den Boxer, und François, den Korsen, tun kann. Für sie und ihre Damen, von denen sich die Herren aus geschäftlichen und sonstigen Gründen nicht gern trennen möchten. Nach reiflicher Überlegung haben sie beschlossen, Frankreich zu verlassen und sich nach Casablanca zu begeben, wo die Herren Geld investiert haben.

Wird Dr. Eugène ihnen hinüberhelfen?

«Also, erzähl mal, Verrier», sagt der Doktor und leckt sich die Lippen.
«Was sind das für Figuren?»
«Haben Geld wie Mist», sagt Verrier.

Glücklich, satt und munter

Charles Baudelaire, Pariser und Dichter, kannte diese Figuren, auch recht gut.:
«Les amants des prostituées
Sont heureux, dispos et repus.»

Womit er sagt, dass die Freunde jener Mädchen glücklich, satt und munter sind.

Das gilt sowohl für Jo, den Boxer, wie auch für den Korsen François. Jo insbesondere ist ein prächtiger Bursche, 1,90 gross und so breit, dass sein Schneider keine Watte für die Schultern braucht. Er hat ein kühnes Profil und dunkle Tieraugen. Blanke Reisszähne und wohlfrisirtes, ölig schimmerndes Braunhaar. Dazu ist er mit Muskeln bepackt wie ein Athlet. Als Athlet hat er auch seinerzeit in Marseille begonnen, wie er noch Georges Réocreux hiess, sogenannte Plastiken stellte und verhältnismässig grade Wege ging. Aber die Frauen haben dieses Prachtexemplar der Gattung Mann rasch erspäht und sich seiner bemächtigt. Sie haben ihn gelehrt, dass ein Mann von seiner Statur nicht zu arbeiten braucht. Sie haben ihn sich gegenseitig abgejagt und ihm zugesteckt, was immer er wollte. Weil aber Réocreux, inzwischen als «Géo Eisenarm» im Alten Hafen und auf der Polizei bekannt, ein Draufgänger und tatendurstiger Kerl war, begnügte er sich nicht mit den leichten Tageskassen eines Zuhälters. Er drehte ein paar schwere Dinger. Einbrüche und Raubüberfälle. Dazu gehörte Mumm. Des konnte man sich beim Wein den Kollegen gegenüber brüsten, während deren Freundinnen den Eisenarm mit den Augen auffrassen. Und so kam es, dass er verpiffen und gefasst wurde.

Zwanzig Jahre Zuchthaus lautete das Urteil. Doch er entwischte. Er turnte über Mauern und Dächer und entkam schliesslich nach Paris. Das Urteil musste «in contumaciam», in Abwesenheit des Täters, verkündet werden.

Derweil sass Géo Eisenarm, nun Jo, der Boxer, glücklich, satt und munter in Paris. Ihm war kurz darauf Paulette nachgefolgt, die Chinesenpaulette, so geheissen wegen ihrer mongolisch geschlitzten Augen, was ja in Hafenstädten schon einmal vorkommt. Das Paar ging seiner alten

Beschäftigung nach. Jo dem Nichtstun. Paulette ihrem horizontalen Gewerbe. Nicht etwa aus Not; denn sie hatte ein paar grosse Brocken mitgebracht, die jetzt wohlversteckt waren; nein, mehr aus Gewohnheit. Weil es aber Jo, den Boxer, auch in Paris nach kühnen Taten drängte, liess er sich als Spitzel von der deutschen Gestapo anheuern.

Die Unterwelt der Diebe, Zuhälter und käuflichen Frauen hatte nichts gegen den Krieg. Im Gegenteil. Sie gedieh vortrefflich im Paris der Besatzung. Über Nacht vervielfachte sich der Bedarf an Lumpen, Spitzeln, Dirnen, Denunzianten und Seelenverkäufern. Die Gestapo war geradezu auf die Unterwelt angewiesen und kam rasch mit ihr auf du und du. Es verstand sich von selbst, dass sie alles Ausgenutzte wegwarf und alles Verdächtiggewordene fallen liess, sobald sie wollte. Das gehörte zum Geschäft. Die Spitzel kalkultierten das ein.

Auf dieser Ebene fanden sich Jo, der Boxer, und François, der Korse, der im gleichen Tümpel fischte. Allerdings war François verschlagener und tückischer als das dummschöne Tier Jo. Auch ein schöner Mann, auch Zuhälter, aber intelligenter und gefährlicher; er war ohne Federlesens nach beiden Seiten hin tätig und lieferte deutsche Agenten der Gegenseite ans Messer, wenn der Preis dafür stand. Auch er hatte alten Dreck am Stecken bis an die Krücke, wie die Freunde von ihm sagten, und er war von Amts wegen längst aus Paris ausgewiesen. Das hinderte ihn jedoch nicht, erhobenen Hauptes in der Rue des Saussaies aus- und einzugehen und sich bei den deutschen Razzien mit eleganter Schulterbewegung als «einen der Ihren» vorzustellen, worauf man ihn laufen liess.

In letzter Zeit jedoch trug der Korse seinen Kopf nicht mehr ganz so hoch. Er hatte Grund zu der Annahme, dass die Gestapo hinter sein Doppelspiel gekommen war. Das Pflaster brannte ihm unter den Kreppsohlen. Er wusste: Die Gestapo fackelt nicht lange. Die legt ihn ganz still um und vergräbt ihn im Walde. Da liegt schon mancher, der vor Kurzem noch bei den Mädchen sass, glücklich, satt und munter. Drum will der Korse weg.

Mit François reist seine Freundin Claudia. Schon packt sie die Koffer. Sechs im Ganzen. Nur das Allernötigste für Afrika. Was die Reisekleidung betrifft, so plädiert Claudia' für das Einfache. Darunter wird auch die Unmenge Schmuck weniger auffallen, die Claudia auf Befehl ihres Korsen anlegen soll. In den Koffern ist ohnehin noch genug. Man muss das Risiko verteilen.

Jo, der Boxer, hat dagegen sein Kapital grösstenteils in Devisen umge-

wandelt. Bündelweise schleppt er Scheine mit sich herum. Schwedenkronen, Schweizer Franken, Dollars über Dollars. Es macht ihm Spass, vor den Augen stauender Damen in solchen Geldpacken herumzuwühlen. Nein, diese Herrschaften werden nicht als arme Schlucker drüben am Kai landen. Im besten Hotel am Platze werden sie logieren und von da aus mit der Kollegenschaft Fühlung nehmen, wobei Chinesenpaulette und Claudia das Ihre tun werden.

So machen die vier Reisenden ihre Pläne und sehen sich schon weissgekleidet in Casablanca. Was die Überschreitung der Demarkationslinie betrifft, so regt dergleichen weder Jo noch den Korse auf. Sie haben schon ganz andere Dinger gedreht; Ihnen ist es hauptsächlich um klare, unverdächtige Papiere für drüben zu tun, damit kein hässlicher Steckbrief die Ausbootung in Casablanca störe. Was an Gebühren dafür verlangt wird, bezahlen sie lächelnd mit der linken Hand. Die geforderten 25'000 Francs Vermittlungsgebühr pro Kopf, also 100'000 Papier francs für vier Personen, zerknittert der Korse nachlässig in seiner Jackentasche, während die Reisegesellschaft auf dem Wege zum Perückenmacher ist. Dort wartet der geheimnisvolle Dr. Eugène auf sie, der Retter der Bedrängten.

Kuhhandel

«Ganz nette Provision für dich. Fünfundzwanzig Mille pro Kopf», meint Dr. Petiot.

Der Perückenmacher räumt Teller und Gabel vom Tisch. Es riecht nach Kartoffeln, die in irgendeinem Ersatzöl gebraten wurden. «Was heisst viel?» murrte Verrier. «Eine halbwegs anständige Mahlzeit im Restaurant kostet schwarz genau fünfhundert Francs.»

«Macht immerhin fünfzig Mahlzeiten», rechnet der Doktor flink. «Kannst also von einer Person sieben Wochen lang täglich im ‚Caneton‘ futtern.»

Der Perückenmacher will eben eine Klage über die steigenden Preise und sinkenden Qualitäten der Mahlzeiten in den Lokalen anstimmen, da verdunkelt sich die Eingangstür. Eintreten Jo, der Boxer, die Chinesenpaulette, Claudia, die von Schmuck klirrt, und François, der Korse.

Im Handumdrehen ist der Raum voll von ihnen. Die Damen verharren verblüfft auf der Schwelle. Der Bratkartoffelgeruch wird von zwei penetranten Parfüms in die Flucht geschlagen. Der Korse tut einen Schritt auf

Verrier zu, der ihm entgegentritt. Jo, der Boxer, aber bewegt nur linkisch die Schultern, ängstlich bemüht, nirgendwo anzuecken.

Etwas zittrig in den Knien stellt Verrier vor: «Doktor Eugène – Monsieur Jo – Monsieur François – und die Damen.» Eine kreiselnde Handbewegung, die von Paulette und Claudia damenhaft übersehen wird. Dann bleibt Verrier abwartend stehen.

Die Parteien mustern einander. Das heisst, Jo ist immer noch damit beschäftigt, einen ungefährlichen Stehplatz für seinen kolossalen Körper zu finden. Und die Damen staunen belustigt zu den Perücken und Holzköpfen ringsum hinauf. Es mustern sich also bloss der Doktor und der Korse.

Stechende Augen bohren sich in brennende. Es ist ein sonderbares Duell und im Nu vorbei; denn jetzt übernimmt Dr. Eugène die Führung. Er schnickt mit dem Kopf zum demütig dastehenden Verrier hinüber. Das bedeutet: Verschwinden.

Verrier wieselt ins Hinterzimmer.

Auf irgendeine Weise gruppieren sich die Parteien um Verriers Arbeitstisch. Angewidert schiebt der Korse einen Haufen ungekämmten Blondhaares beiseite. «Machen wir's kurz», sagte er. «Wieviel?»

«Für Sie alle?»

Ja.»

«Einschliesslich der Papiere?»

«Ja. Und gleich das äusserste Gebot. Wir feilschen nicht gern.» Doch Petiot nennt noch keine Zahlen.

«Sie wissen, meine Herren . . . Pardon, meine Damen und Herren, dass mein Risiko ...»

«Wieviel?» fragt der Korse.

Nein, Dr. Eugène kann seine schöne Rede über den Doktor Eugène, der ein Idealist und Helfer der Bedrängten ist, hier nicht loswerden. Ein kurzer Blicketausch, Petiot nennt eine Zahl.

«Hm», macht Jo, der Boxer, und sieht den Korse fragend an. Der Korse runzelt die Stirn. Er rechnet wohl etwas durch. Die beiden Damen sitzen da, sehen aus wie Puppen und tun so, als sei eine Reise in einen anderen Erdteil nichts Besonderes.

«Einverstanden», sagt der Korse und langt in die Tasche. Petiot steckt die Scheine unbesehen ein. Rasch sind die restlichen Abmachungen getroffen: Morgen wird François mit seiner Dame reisen; und drei Wochen später wird Jo mit seiner Partnerin folgen. Der Korse blinzelt den Doktor an. «Ich will unseren Grenzgänger aber vorher ein bisschen beäugen.»

«Das wird sich machen lassen.» Petiot erhebt sich und ist plötzlich sehr aufgekratzt. Alle stehen nun auf. «Gehen wir», schlägt Jo, der Boxer, vor, der allmählich in dieser Miefbude Platzangst verspürt.

Verrier kommt wie auf ein Zeichen wieder herein. Er lächelt, dienert und weiss nicht recht, ob er auf sich und die vereinbarte Vermittlungsgebühr aufmerksam machen soll. Doch der Doktor drückt ihm schon heimlich ein Bündel zerknüllter Scheine in die Hand.

Verrier verbeugt sich tief und öffnet die Tür.

Sie gehen zusammen. Dr. Eugène und seine vier Kunden. Verrier späht ihnen durch die Türscheibe nach. Er sieht die Herrschaften in Richtung Metro entschwinden, wo der Doktor sich mit Handschlag von den Herren verabschiedet. Die Damen nicken bloss obenhin. Dann schliesst Verrier seine Ladentür ab und zählt das Geld. Es stimmt.

Zuerst reiste der Korse mit seiner einfach und doch apart gekleideten, üppig mit Schmuck behängten Dame ab. Alles klappte verabredungsgemäss. Pünktliche Abfahrt in das Land, das wir bereits kennen.

Drei Wochen vergehen. Der Termin für Jo, den Boxer, und seine schlitzäugige Partnerin naht heran. Und da geschieht etwas Merkwürdiges: Diesmal windet sich der Retter der Bedrängten. Er macht Ausflüchte. Er hält Jo hin und hat hundert Gründe, die einen Aufschub der Reise ratsam erscheinen lassen.

Der Boxer ist fuchsteufelswild. «Was denn, Doktor? Ich hab' den halben Zaster für die Papiere bar hingelegt. Ich steh' für den Rest bei der Abreise gerade. François ist weg. Ich muss ihm nach. Wir sind verabredet.» Wieder einmal sind die beiden Männer in der Werkstatt des Perückenmachers beisammen, und wieder weiss Jo nicht, wohin mit seinen Schultern und den sagenhaften Eisenarmen.

Was ist mit Petiot? Gerade an Jo, dem Boxer, könnte er doch gut verdienen. Der Junge läuft ja über von Geld und Gold. Hat Jo herumgeschwätzt? Aber das wäre nur ein Grund mehr, ihn schnell auf die Reise zu schicken. Jo ist jedoch viel zu träge zum Herumschwätzen. Jo ist bloss stark und wild. Er hat eine Witterung wie ein Tier. Rührt man ihn an, so schlägt er zu. Und wo er trifft, da wächst für eine Weile kein Gras mehr.

Ja, der Doktor gesteht es sich insgeheim: Er hat Angst vor diesem Menschen. Eine hundsgemeine, ganz körperliche, in den Eingeweiden spürbare

Angst. Ein Griff zu früh, eine Tür zu spät verschlossen, und dieses Tier wittert die Falle. Dieser Koloss haut zu. Und Dr. Eugène, der Retter der Bedrängten, könnte zur Abwechslung selber in Bedrängnis geraten.

Das war's, was Petiot bedrückte, als er den Boxer von einem Tag auf den andern verschob. Manchmal erwog er sogar bei sich, diesem Herrn seinen Vorschuss zurückzugeben. Aber nein. Unmöglich. Der wusste schon zuviel. Er würde nicht locker lassen, mitsamt seiner Chinesenpalette.

Und widerwillig und von erbärmlicher Furcht geplagt, übernahm der Doktor eine Woche später schliesslich doch den Grenzübertritt für Jo und sein Mädchen. Jo war wieder gut Freund. Er klopfte dem Doktor auf die Schulter. Nun würde er bald seinen Kumpan wiedersehen und mit ihm und den Damen übers Meer nach Casablanca fahren, der weissen Stadt, wo sie alle miteinander weiterleben würden wie bisher, glücklich, satt und munter.

«Also um acht Uhr. Pünktlich am Etoile. Mit Gepäck.»

«Wir sind pünktlich, Doktor!»

Rohrpostbriefe aus dem Nichts

Am 20. Juni 1942, morgens um halb neun, klingelt bei Dr. Braunberger, Rue Faubourg St. Denis, das Telefon. Der Arzt nimmt den Hörer ab. Am anderen Ende eine Männerstimme: «Herr Doktor Braunberger?»

«Am Apparat.»

«Eine Ihrer Patientinnen ist plötzlich schwer erkrankt und bittet um Ihre Hilfe. Ich bin eben bei ihr.»

«Wer spricht denn dort?»

«Ein Kollege von Ihnen. Einer Ihrer Glaubensgenossen, der seine Praxis nicht mehr ausüben darf. Ich kenne Sie. Bitte kommen Sie so schnell wie möglich zur Metro-Haltestelle Etoile.»

Dr. Braunberger hängt mit einem Seufzer ein. Es sind schlimme Tage für die Pariser Juden. Seit einer Woche müssen sie den gelben Stern tragen, das Zeichen der Geächteten.

Dr. Braunberger hat eine ausgedehnte Praxis und kommt, wann immer man ihn ruft. Auch jetzt noch, gerade jetzt, solange ihm das Praktizieren noch nicht offiziell untersagt ist. Bei dem Kollegen am anderen Ende des Drahtes scheint es soweit zu sein. Dr. Braunberger begreift gut, dass der Kollege den Namen der Patientin verschwiegen hat. Wie leicht kann ein Telefongespräch abgehört werden. Die Patientin könnte Schwierigkeiten haben.

Der Doktor holt aus dem Sprechzimmer die bereitliegenden Instrumente, packt sie in seine altmodische Handtasche. Als er in der Flurgarderobe seinen braunen Filz sucht, den ihm die zahlreichen Frauen seines Haushalts ewig mit ihren Hüten, Mützen und Schwesternhauben verhängen, taucht aus dem Küchenbereich Fräulein Kummerlé auf, die langjährige Köchin des Hauses.

«Aber, Herr Doktor», brummt sie in ihrem harten Elsässisch. «Jetzt rennen Sie schon wieder weg und haben bloss ein Stückchen Brot im Magen. Sie machen sich noch ganz kaputt.»

Dr. Braunberger lächelt wehmütig. «Tut nichts», sagt er und klopft auf die Tasche. «Das geht vor.» Endlich findet sich auch der Hut.

Brummend verzieht sich die Kummerlé wieder in ihre Küche. Hinter dem Arzt fällt die Korridortür ins Schloss.

Beim Einbruch der Nacht war Dr. Paul Braunberger noch nicht zurückgekehrt. Vergeblich horchte die Kummerlé bis Mitternacht ins Treppenhaus hinunter. Erfolglos durchwühlte Frau Braunberger die Kartei nach Patienten, die man in der Gegend vom Etoile anrufen könnte.

Als ihr Mann am anderen Morgen noch nicht daheim war, fuhr Frau Braunberger zu dem Bruder ihres Mannes in die Rue Charonpe, Dr. med. Marcel Braunberger. Er war schon auf. Er schlich wie ein gefangenes Tier durch seine Wohnräume. Die Schwägerin blickte weg. Sie sah ihn zum erstenmal mit dem Stern.

«Wir müssen bei den Patienten um den Etoile nachfragen», entscheidet der Bruder. Er schlüpft in seinen Regenmantel. Seine Züge sind verquält. Die Schwägerin unterdrückt ein Schluchzen.

Den ganzen Tag über läuft der alte Mann durch die Strassen um den Etoile. Die Schwägerin hat ihm eine Liste aller Patienten gegeben, die der Doktor je hier herum gehabt hat. Vergebliche Mühe. Niemand weiss was von einem Dr. Braunberger. Manche wollen auch gar nichts von ihm wissen.

Was nun? Bruder und Frau des Verschwundenen sitzen beisammen im Sofawinkel und überlegen fieberhaft. Eine Anzeige bei der Polizei? Der Bruder lacht bitter. Ausgeschlossen!

Es bestehen zwei Möglichkeiten, meint dann Marcel: Entweder ist Paul Braunberger in den Hinterhalt der Gestapo geraten; oder aber – Marcel Zögert – die eigene jammervolle Lage hat ihn überwältigt und zum Selbstmord getrieben. Er war in letzter Zeit ohnehin schon bei jedem Klingelzeichen am frühen Morgen zusammengefahren. Viel Kraft hatte er nicht mehr.

Sieben Tage vergehen. Tage der Angst. Nächte ohne Schlaf.

Da bringt der Morgen des achten Tages einen Rohrpostbrief. Frau Braunberger wirft einen Blick darauf. Ihr Herz setzt aus. Dann fängt es in schmerzhaften Stößen wieder an zu schlagen.

Sie hat die Handschrift ihres Mannes erkannt.

Zittrige Bleistiftbuchstaben: «Ich lebe, bin gesund, muss mich aber versteckt halten. Bin bei einer Patientin, deren Namen ich nicht nennen darf, um sie nicht zu gefährden, hoffe jedoch, bald mit Dir ins Ausland reisen zu können.» Aus. Bloss noch eine Nachschrift: «Bitte, vernichte diesen Brief sofort.»

Die Frau vernichtet den Brief nicht. Sie lässt ihn nicht aus der Hand. Sie liest ihn immer wieder. Fräulein Kummerlé holt den Bruder. Beide rätseln an der Botschaft herum. «Der Poststempel ist Rue La Boétie», stellt Marcel fest. «Also achter Bezirk. Nicht weit vom Etoile entfernt.»

«Wer kann den Brief bloss aufgegeben haben?»

«Vermutlich jemand von den Leuten, bei denen Paul wohnt.» Der Bruder prüft die Schrift mit seiner Lupe. «Ich möchte schwören, dass es Pauls Handschrift ist. Bloss zittriger als sonst. Flackriger.»

«Wenn die Gestapo hinter ihm her ist.»

«Gewiss, unter starkem seelischem Druck verändert sich die Handschrift.»

Wieder versenkt sich der Bruder in die Betrachtung des Blättchens, das von einem billigen Schreibblock abgerissen ist.

Sie warten. Sie hoffen und harren und warten. Sie lauern auf Post. Und Post kommt. Aber nicht durch den Briefträger. Ein Bekannter des Hauses, der Versicherungsagent Vallée, bei dem Braunbergers verschiedene Verträge laufen haben, kommt und bringt einen Rohrpostbrief, den er heute mit der Post erhalten hat. Adressiert an ihn, Vallée, doch an Frau Braunberger gerichtet und mit des Doktors Namen unterzeichnet.

Wieso schreibt der Doktor an Vallée, den er nur flüchtig kennt? Und was schreibt er?

Er schreibt noch zittriger, noch flackriger als im ersten Brief, dass es ihm gut gehe. Es sei bald soweit. Seine Frau möge die Koffer packen, alles Wertvolle hineinlegen, auch Schmuck und Bargeld. Die Koffer würden dann durch einen Boten abgeholt. Auch die Möbel solle sie zum Abtransport bereithalten. Ein Lastwagen sei dafür bestellt. Aus.

Endlose, erregte Debatten! Die Frau will nicht. Sie begreift gar nichts.

Diese Briefe sind ihr unheimlich. Sie vergleicht seine Schrift. Das «f» stimmt. Das grosse «M» stimmt. Aber dann das «H»? Und alles so dünn und kraftlos geschrieben. Doch er muss es selbst geschrieben haben.

Er schreibt wieder, und zwar wiederum an Herrn Vallée, der atemlos mit dem neuen Brief angelaufen kommt. Diesmal macht Dr. Braunberger, nachdem er seine Wünsche wegen der Möbel und Koffer wiederholt hat, genauere Angaben: Er habe Gelegenheit, die Sachen in einerr leeren Hause, Rue Lesueur 21, unterzustellen. Seine Frau möge sich bereithalten, den Möbeln einen Tag später mit Koffern und Wertsachen zu folgen, um ihn zu treffen. Aus.

«Und was das Tollste ist», sagt Herr Vallée, «was das Allertollste ist, gerade für dieses Haus Rue Lesueur einundzwanzig hab' ich eine Feuerversicherung abgeschlossen. Vor etwa drei Jahren. Über das Anwaltsbüro des Eigentümers, eines Fürsten Colorado.»

Ein sonderbares Zusammentreffen, weiss Gott. Die Braunbergers, Frau und Bruder, wissen nichts daraus zu machen.

Herr Vallée ist von ehrlicher Teilnahme erfüllt. «Ich meine immer, es müsste sich alles zum Guten aufklären. Der Doktor hatte doch keine Feinde. So ein grundanständiger, hilfreicher Mensch!» Herr Vallée hustet ein bisschen verlegen. «Zwar bin ich ja nicht sein Patient, bloss sein Versicherungsman. Na ja, wissen Sie, wir haben 'nen Arzt in der Familie, Doktor Marcel Petiot, einen Vetter von meiner Frau. Da kann man nicht gut anders. Er ist auch ganz passabel. Ihr Mann muss ihn übrigens kennen, Frau Braunberger. Er hat ihn vor sechs, nein, vor acht Jahren mal bei mir getroffen. Bei der Kommunion unserer Kleinen.»

Nein, davon weiss Frau Braunberger nichts. Sie hat den Namen Petiot nie vernommen. Sie spürt nicht die seltsamen Verbindungen, die diabolischen Beziehungen, die kuriosen, schicksalhaften Hinweise auf den unvermittelt auftauchenden Namen des Hauptakteurs Petiot. Sie hat auch Herrn Vallée nur ganz oberflächlich zugehört. Ihre Gedanken sind woanders. «Wissen Sie, was mich an Pauls Briefen am meisten wundert?» sagt sie und starrt auf die neue, dritte Botschaft. «Dass er mich immer ‚liebe Frau‘ anredet. Das hat er sonst nie getan. Er schrieb stets ‚liebe Maggie‘.» Sie schüttelt den Kopf.

Nach langem Hin und Her beschlossen Bruder und Frau, gar nichts zu unternehmen. Die Möbel blieben am Platz. Die Koffer blieben ungepackt. Das ganze Haus Braunberger hoffte weiter.

Doch es kam kein Brief mehr, keine Botschaft. Niemand erschien, um Koffer oder Möbel abzuholen. Niemand brachte Petiot die Sachen ins Haus, die er so ungeduldig erwartete. Seine Möbelsuche stand offenbar unter einem schlechten Stern. Während bei den Knellers wenigstens noch ein paar Geldscheine herausgesprungen waren, gab der alte Arzt Braunberger rein gar nichts her. Was die Instrumente in seiner altmodischen Tasche betraf, so hatte Dr. Petiot bessere. Wahrscheinlich wäre sein Name auch niemals im Zusammenhang mit dem Verschwinden Dr. Braunbergers genannt worden, wenn nicht irgendein Zufall den braunen Hut und das gestückelte Hemd des Arztes aus einem der Koffer, die Petiot versteckt hatte, wieder zum Vorschein gebracht hätte. Die unwiderruflich letzte Botschaft von Dr. Paul Braunberger.

Adrian und Jojo

Es ist ein heisser Tag im Juli 1942. Gontard, der weisshaarige Maskenbildner und Busenfreund des Perückenmachers Verrier, will eben sein Bier in der Bar Rue de l'Echiquier trinken, da legt sich eine Hand auf seine Schulter: «Monsieur, auf ein Wort.»

Gontard fährt herum. Zwei Männer schauen auf ihn herab, beide wohl einen Kopf grösser als er, breitschultrige, elegant gekleidete Kavaliere, von geradezu aufreizender Wohlgenährtheit.

«Darf ich fragen, worum es sich handelt?» stottert Gontard.

Die Herren sind kurz angebunden: «Bring uns zum Doktor Eugène. Aber dalli.»

Zwei neue Anwärter für die grosse Reise.

Die beiden Herren haben es ganz besonders eilig. Am liebsten würden sie stehenden Fusses abreisen. Sie lassen Gontard nicht mal sein Bier austrinken. Sofort muss er lostraben.

Er eilt in langen Sätzen in die Rue des Mathurins, seinem Freund die beiden neuen Passagiere zu melden. Der eine von ihnen hat Gontard im Hinausgehen noch so ganz nebenbei wissen lassen, dass auch ein paar Damen mit auf die Reise gehen sollten. Zwei oder drei, oder auch fünf, das müsse man sehen.

«Wenn er den Boxer und den Korsen angenommen hat, macht es Doktor Eugène auch für die», meint Gontard.

«Kann schon sein», erwidert Verrier und überschlägt, was dabei für ihn und seinen Freund herauspringt.

«Hat man eigentlich schon etwas vom Boxer und dem anderen gehört?» fragt Gontard neugierig.

Verrier zuckt mit den Achseln: «Was geht's mich an?»

«Der Doktor Eugène soll Post vom Jo bekommen haben», sagt Gontard. «Lucille in der Bar de l'Echiquier hat's erzählt.»

«Meinetwegen.» Verrier ist merkwürdig schweigsam. «Ich für mein Teil halte mich 'raus.»

«Recht hast du, Bébé», gibt Gontard zu.

Was des Doktors neue Reiseanwärter betrifft, so ist es wirklich besser, man betrachtet sie nicht allzu genau. In gewissen Kreisen sind sie unter den Spitznamen «Adrian der Baske» und «Jojo Balafré» bekannt. Es sind abgebrühte Jungen. Aber ihr letzter und so überaus erfolgreicher Fischzug liegt ihnen schwer im Magen und raubt ihnen die Nachtruhe.

Was haben der Baske und Jojo getan? Sie haben sich in die Reviere der berüchtigten Bande Bony-Lafont gewagt. Und deshalb ist diese Bande nun hinter ihnen her und lauert auf einen günstigen Augenblick, die beiden Outsider zur Strecke zu bringen. Nicht etwa die Gestapo oder die Pariser Polizei sind hinter ihnen her. Nein, die Herren Mitganoven wollen Jojo und Adrian künftige Privatfischzüge in privilegierten Gewässern ein für allemal verleiden.

Die Bande Bony-Lafont war eine Clique von Unterweltlern, geführt von jenem Bony, dem ehemaligen Abgeordneten, der 1933 als Betrüger aus der Stavisky-Affäre hervorging und seitdem den Anschluss an die bürgerliche Welt nicht mehr gefunden hatte. Er tat das gleiche wie Petiot: Er bereicherte sich an den Opfern der Gesetzlosigkeit. Freilich unterschied er sich wesentlich von Petiot, der sich als Freund der rassisch Verfolgten ausgab und sie dann nach wohlüberlegten Plänen spurlos vernichtete. Bony gebärdete sich als Feind der Juden, plünderte sie aus, liess sie aber am Leben.

Seine Bande, war gewissermassen eine Schmutzkonkurrenz der Gestapo. Sie hatte auch ein Hauptquartier. Es lag in der Rue Lauriston. Von dort aus zog die Bande auf Raub aus, ganz wie die Gestapo, die offiziell zwar von der Bande abrückte, insgeheim aber mit ihr zusammenarbeitete.

Auch die Bande trat in Uniformen auf. Es ist allerdings nicht sicher, ob die Knöpfe, Aufschläge und die Anzahl der Stiefelnägel in jedem Falle genau gestimmt haben. Aber wer von den zitternden Juden, die man im Morgengrauen aus den Betten jagte, kannte sich da schon aus? Einige Mitglieder der Bande pochten an die Türen, riefen: «Aufmachen! Deutsche Polizei!», brausten dann durch die Zimmer und misteten die Wohnung aus. Die Betroffenen sahen schweigend und zitternd zu, jeden Augenblick ge-

wärtig, selber mit aufs Auto verladen zu werden. Aber da dachte die Bande anders als die Gestapo. Sie hatte keinerlei rassische Vorurteile. Sie hätte mit gleichem Eifer bei Heiden, Christen und Mohammedanern geplündert und geraubt, solange dies durch lähmende Verfügungen gefahrlos war und sich lohnte. Man liess also die Bewohner ungeschoren und zog bloss mit der Beute ab. Natürlich kam es vor, dass die Geplünderten ob solcher unerwarteten, inkonsequenten Milde Verdacht schöpften und den Schwindel merkten. Vielleicht erhoben sie sogar Anzeige. Die meisten taten das aber nicht und wussten, warum. Wieweit die falschen Agenten etwa mit richtigen Agenten der Gestapo im Bunde waren und gute Tips mit einem Anteil an der Beute lohnten, ist heute nicht mehr festzustellen. Bony und Lafont sind nach Kriegsende für ihre Schandtaten hingerichtet worden. Es war eine wirre Zeit.

Jojo Balafré und Adrian der Baske unterhielten Beziehungen zu der Bande, ohne beim Geschäft aktiv mitzumachen. Nicht etwa aus moralischen Gründen, nein. Es gefiel den beiden bloss nicht, dass die Beute bei dieser imitierten Gestapo in so viele Teile ging. Was sprang da schon für den Einzelnen heraus? Also zogen es Jojo und Adrian vor, auf eigene Faust zu arbeiten. Ein feiner Tip war ihnen gegeben worden: Die Adresse eines Anwalts, der soeben grosse Mengen Geld für bedrohte Klienten in sein Depot übernommen hatte. Diesen Anwalt raubten Jojo und Adrian aus, wobei sie sich auch mit einer Art Uniform ausstaffierten. Eine Beute von etwa 20 Millionen Francs fiel in ihre Hände. Das entsprach 1942 einer Million Mark.

Es dauerte nicht lange, da wurde dieser erfolgreiche Privatfischzug der Bande Bony-Lafont verpiffen. Die Bande schwur Rache. Auch die Unterwelt hat ihre Gesetze und ruft den, der dagegen verstösst, härter zur Ordnung als die öffentliche Justiz. Jojo sowohl wie der Baske fühlten sich gar nicht mehr wohl in Paris. Sie wollten weg.

«Also was ist mit dem Doktor Eugène? Wo können wir ihn sprechen?»

«Im Laden meines Freundes Adolphe Verrier, Rue des Mathurins.»

Bäumchen, Bäumchen, wechselt euch

Wieder trifft man sich zwischen Holzköpfen und Haarzöpfen. Kaum aber hat der Grössere der beiden, Adrian der Baske, im Halbdämmer der

Perückenwerkstatt Dr. Eugène erspäht, den Retter der Bedrängten, da bricht er auch schon in ein tolles Gelächter aus: «Was denn? Sie sind der Doktor Eugène? Petiot, alter Kronensohn, wie kommen Sie denn in das Geschäft?»

«Estebeteguy?» fragt Petiot betreten, und es klingt, als ob er in einer Geheimsprache redet. Aber sein Gegenüber mit dem Stiernacken trägt tatsächlich diesen klangvollen Namen. Er und Petiot sind alte Bekannte. Vor ein paar Jahren hat sie eine Rauschgift-Affäre zusammengeführt.

«Wissen Sie noch?» erinnert Estebeteguy alias Adrian der Baske. «Mensch, Doktor, waren das noch Zeiten! Sie haben uns damals atts der verfahrenen Koksgeschichte fein 'rauslaboriert.» Er strahlt den Doktor in nachträglicher Bewunderung und Dankbarkeit an.

Petiot war anfangs peinlich überrascht, aber er hat sich schon wieder gefasst. Hier ist kein Dr. Eugène, kein Menschenfreund, nötig. Hier kann er mit aufgeklapptem Visier 'rangehen.

«Na ja», sagt er. «Jeder tut, was er kann. Ich habe da Beziehungen. Die nutze ich aus. – Ihr wollt also beide 'rüber, wie?» Er blickt seine zukünftigen Kunden prüfend an.

«Klar, Doktor. Und wir haben's eilig. Was Sie brauchen, das kriegen Sie.» Der Baske klopft sich auf die Briefftasche.

Petiot wirft einen fragenden Blick auf den anderen, den er zum ersten Male sieht. Es ist ein fülliger, dunkelhaariger Bursche mit einer Narbe quer über der Stirn. Der Eindruck, den er auf Petiot macht, ist nicht gerade überwältigend. Der Baske merkt das:

«Keine Bange. Der Junge geht in Ordnung. Was, Jojo, du fährst mit, wenn es dir auch sauer wird, dein liebes Paris zu verlassen?» Er lacht vertraulich. «Wissen Sie, Doktor, der betreibt nämlich ein Haus, Saint-Omer. Kennen Sie es? Ich sag' Ihnen: Picobello! Chainante Mädels. Lauter Fritzen als Kundschaft.»

Jojo nickt und lächelt verschämt, als er sich so gepriesen hört.

Sein Haus ist wirklich eines der besten, nach den Preisen zu urteilen. Und es geht gut. Während in den, deutschen Wunschkonzerten Babygeschrei ertönt und sinnige Bande der Treue im Lied zwischen Front und Heimat geknüpft werden, gedeihen Häuser wie das von Jojo unangefochten im Schatten der Besatzungsmacht. Sie vergrößern sogar mit stillschweigender Genehmigung ihren Betrieb. Das ist die Kehrseite der Medaille. Jojos Unternehmen hätte weiter an Ort und Stelle geblüht, wäre nicht sein Millionen-Fischzug verpiffen worden. So erscheint es ihm ratsam, sein Haus mit den sicheren Einnahmen zu verlassen.

«Sehen wir so aus?» Und es stellt sich heraus, dass sie jeder mindestens eine Dame mitnehmen wollen. Adrian seine Gisèle, und Jojo eine gewisse Anette.

«Gut», sagt Dr. Petiot weiter. «Zwei Paare also.»

«Jawohl.» Doch Adrian kneift ein Auge zu. «Ich reise aber mit Jojos Dame. Falls es nicht sogar zwei werden. Die Wahl fällt ihm schwer!»

«Und Monsieur Jojo ...?»

«... .. begibt sich mit meiner Gisèle auf die Tour. Klar?»

Doch Dr. Petiot macht ein Gesicht, aus dem man herauslesen kann, dass ihm das Ganze nicht klar ist. Darum wird der Basken deutlicher: «Was wir sonst mitnehmen, wird auch geteilt. Ich die Hälfte, er die Hälfte. Auf die Art sind wir sicher, dass unterwegs keiner von uns türmt. Drüben treffen wir uns dann und spielen Bäumchen, Bäumchen, wechselt euch. Prima Idee, was?» Adrian grient.

«Ach so», sagt Dr. Petiot verblüfft. Jetzt hat er kapiert. Es scheint, dass Freund Adrian diesem Jojo mit seinem albernen Dauerlächeln nicht über den Weg traut. Aber seiner Dame, oder seinen Damen, wird er brav nachzockeln.

Das ist der Plan Adrians des Basken, Bullenkerl und wilder Schläger, Überbleibsel aus der Zeit des Faustrechts.

Dr. Petiot aber plant es anders. Und weil der Doktor ein Kind unserer wissenschaftlichen Epoche ist und sich ihrer Mittel bedient, ist es nur logisch, dass Herr Estebeteguy trotz seiner Kraft dem Doktor, seinem Witz und seinen fortschrittlichen Methoden unterliegt.

Sie reisten also ab. Adrian mit Anette und einer zweiten Dame, deren Namen niemand weiss. Und Jojo reiste mit einer bildschönen Person namens Gisèle, schlank, apart, mit einem feinen Näschen und blattschwarzem Haar, die aber nicht sein Typ war. Sie reisten über Kreuz, wie abgemacht. Der Doktor mag eine Art Vergnügen dabei empfunden haben.

Nachdem die Abreise dieser fünf Menschen glatt vonstatten gegangen war und man halbwegs übersehen konnte, was die Partie an Gold, Devisen, Francs und Reisegepäck eingebracht hatte, drang eines frühen Sommermorgens trotz des Protestgeschreis der Aufwartefrau ein Mann in des Doktors Sprechzimmer in der Rue Caumartin ein. Auch ein Bullenkerl und Schläger mit einem dunkelbrennenden Auge, während das andere nichts weiter war als eine Narbe.

«Was hast du mit meinem Bruder gemacht?» brüllt der Einäugige. «Wo hast du ihn hingeschafft?»

Petiot, noch im Morgenrock beim Frühstück, weiss sofort, wer das ist. Er sieht die Ähnlichkeit und hat auch Adrian von seinem Bruder erzählen hören. Keinen Augenblick verliert er die Ruhe. Er fragt: «Darf ich fragen, mit wem ich es zu tun habe, mein Herr?»

Der Einäugige stösst seinen Namen wie einen Kriegsruf heraus.

«Ah, Herr Louis Estebeteguy.» Der Doktor wundert sich: «Hat ' denn Ihr Bruder sich gar nicht von Ihnen verabschiedet?»

«Kein Wort!» tobt der Einäugige. «Wo ist er?»

«Er hat mir einen Brief hinterlassen, der Ihnen alles Nötige sagen wird», antwortet der Doktor kühl. Aus einem Schreibtischfach bringt er einen Zettel zum Vorschein. Darauf steht wirklich zu lesen, dass Adrian alle Freunde bitte, die schnelle Abreise zu entschuldigen. Unaufschiebbar Gründe und so weiter. Er habe ins unbesetzte Gebiet hinübergemusst. Er werde demnächst schreiben. Unterzeichnet: «Adrian Estebeteguy.»

Der Einäugige ist kein Schriftgelehrter. Und sein Bruder ist kein Schreiber. Die hartgesottenen Brüder haben wohl auch kaum je miteinander korrespondiert. Also schluckt Louis die Botschaft glatt. Er quetscht sogar etwas heraus, das wie eine Entschuldigung klingt.

Dann, während sein dunkles Auge listig blinzelt: «Wie ist das, Doktor? Sie machen also so was?»

Der Doktor wehrt ab: «Nur, wenn's der Zufall bringt.»

«Nee, nee», grinst der Einäugige. «Kneifen ist nicht. Und ich komm' auch bestimmt wieder, wenn mal einer, und will fix 'rüber.» Er schiebt sich ohne Handschlag aus der Tür. «Also – abgemacht?»

Dr. Petiot frühstückt in Ruhe weiter.

Sein Geschäft hatte sich über den Perückenmacher und dessen geschwätigen Freund recht gut eingespielt. Aber der Doktor lernte nun eine Dame kennen, eine wirkliche Dame, elegant und weltgewandt, die seinem Unternehmen in der Rue Lesueur einen grösseren Auftrieb geben sollte. Diese Dame war rothaarig, sehr intelligent und sprachbegabt. Sie nannte sich Eryane.

Verbilligte Gesellschaftsfahrten

«Wie pünktlich Sie sind, Doktor Eugène! Oh, Sie haben Ihr Rad dabei! Kommen Sie, wir stellen es an die Garderobe.»

Der Doktor ist seit Kurzem unter die Radler gegangen; denn auf der Metro gibt es immerfort Stromsperrern und Pannen. Er tut wie geheissen und folgt der zierlichen Dame durch den Flur. «Meine Freunde erwarten Sie schon», flüstert sie, als sie die Klinke niederdrückt. «Das heisst, ohne die Schwiegermama! Die alte Dame hört nicht gut.»

Im grünen Salon ist der Kaffeetisch gedeckt. Buntgeblümete Mokka-tässchen. Ein A sternstr auss. Herr Wolf erhebt sich bei des Doktors Eintritt. Frau Wolf schaut ihm erwartungsvoll entgegen.

Dr. Eugène verbeugt sich weltmännisch. Er sieht die hoffnungsvollen Blicke und spürt 'die Sympathie, die man ihm entgegenbringt. Er fühlt sich und verwächst immer mehr mit seiner Rolle als Helfer und Retter der Bedrängten.

Sie setzen sich um den Tisch. Frau Eryane Kahan, eifrig und quirlig, giesst ihren Gästen den Kaffee ein. «Wir sind Ihnen ja so dankbar, Herr Doktor», beteuert Frau Wolf. Ihr Mann nickt: «Wahrhaftig ein Glück, dass unsere liebe Frau Kahan Sie ausfindig gemacht hat.»

Die Rothaarige wehrt ab: «Wir sitzen alle im gleichen Boot.» «Wenn wir nur erst die neuen Papiere hätten», sagt Frau Wolf. «Eher fühlen wir uns nicht wieder als vollgültige Menschen», ergänzt ihr Mann; und beide lassen kein Auge von dem Doktor. Der nickt teilnehmend und verständnisvoll.

Die Wolfs sprechen das harte und zugleich verwaschene Französisch der Deutschen, obwohl sie schon seit 1933 in Paris leben. Ihre Züge erzählen den Rest der Geschichte: Juden, vor Hitler aus Frankfurt geflohen und nun wieder gehetzt und verfolgt. Für ein paar Tage sind sie bei Madame Goux, der Freundin von Eryane Kahan, in der Rue Pasquier mit ihrem Fluchtgepäck untergekröchen.

Geflüsterte Frage von Lina Wolf an die Kahan, als sie zum erstenmal ihren Namen nannte: «Sind Sie auch . . .?»

Geflüsterte Antwort: «Ja, ich auch. Aber man sieht es nicht sehr, wie?»

Die Wolfs verneinen höflich. «Ich bin nämlich bei den Deutschen nicht eingetragern», verrät die Kahan den Wolfs.

Man vertraut einander schneller, wenn man unter Leidensgefährten ist. Bald wissen die Wolfs alles von Frau Kahan: Dass sie auch Jüdin ist, gebürtige Rumänin, in Wien aufgewachsen, und seit 1927 in Paris. Dass sie bei der Polizei unter dem Namen Eryane, ihrem Vornamen, als Rumänin registriert ist. Dass sie sich um tausend Dinge kümmert, in einem

Wirbel von Anrufen, Besorgungen und Besuchen lebt, und dass sie hilft, wo immer sie helfen kann.

Das Vertrauen der Wolfs geriet auch nicht ins Wanken, als Frau Wolf eines Abends im halbdunklen Flur der Wohnung Goux plötzlich einem Soldaten in deutscher Uniform gegenüberstand. Zwar erschrak sie so sehr, dass sie einen Aufschrei nicht unterdrücken konnte. Doch Frau Kahan kam gleich zu ihr ins Zimmer geschlüpft und erklärte hastig: «Ein Österreicher. Ein alter Bekannter von Wien her. Der ist in Ordnung. Er kann den Hitler selber nicht besehen.» Und sie gab der Frau Wolf zu verstehen, dass sie über diesen Unteroffizier schon manches Wichtige erfahren und an die richtige Stelle weitergegeben habe: «Radio London. Sie wissen schon.»

Strahlend kam sie ein paar Tage darauf zu den Wolfs gelaufen: «Hilfe in Sicht!» Endlich hatte sie den rechten Mann für eine Ausreise mit falschen Papieren entdeckt. Einen Arzt, Dr. Eugène. Einen wunderbaren Mann!! Sogar die alte Schwiegermutter bekam die Nachricht ins Ohr trompetet. Aufgeregt ächzte sie aus ihrem Ohrenstuhl hoch und schlurfte durch die von antiken Möbeln vollbesetzte Stube.

Und jetzt sitzt der, wunderbare Mann mit ihnen zusammen und trinkt in aller Bescheidenheit seinen Mokka. «Ich kann das nicht vertragen», sagt er voller Entrüstung zu den Wolfs, «wenn man solchen gehetzten Menschen wie Ihnen mehr als unbedingt erforderlich für die Passage abnehmen will. Es ist für fünfzigtausend zu machen. Wer mehr haben will von Ihnen, will Sie nur ausnehmen.» Die Wolfs nicken sich zu, Eryane hat nicht zu viel von Dr. Eugène erzählt.

«Wie ist das, liebste Eryane, kommen Sie nun mit oder nicht?» fragt Lina Wolf.

«Ich möchte schon», antwortet die Rothaarige. «Wer weiss, wie bald ich hier auffliege.»

«Beim nächsten Mal, Frau Kahan», versichert der Doktor und gewährt seinem ahnungslosen Lockvogel einen zärtlichen Blick.

Eine Woche darauf reisten die drei Personen ab. Herr und Frau Wolf und die halbtaube Schwiegermutter. «Grossartige Papiere hat der Doktor ihnen besorgt», erzählt die Kahan ihrer Freundin, Madame Goux. «Fix und fertig. Sogar Fingerabdrücke sind drin.»

Frau Goux meint säuerlich: «Wären nur die Baschs auch erst weg! Ich hab' so ein dummes Gefühl.»

Auch Frau Goux war nur ein Mensch. Da hatte sie nun seit gestern wieder neue Flüchtlinge, diese Baschs im Hinterzimmer.

Mevrouw und Mynheer Basch, Holzhändler aus Amsterdam, die selber zugaben, dass man ihnen bereits auf der Spur war. Als die Deutschen damals zur Judenjagd in Amsterdam bliesen, hatten die Baschs sich mit falschen Ausweisen hinauswinden können. Viel Geld half ihnen über die Grenzen nach Paris. Aber die Deutschen folgten ihnen fast auf dem Fuss. Mit seinen nervösen, langen Geigerfingern, die sich nach Läufen und Triolen sehnten, schleppte Mynheer Basch nun schon seit Tagen Koffer durch die fremde, grosse Stadt. Von Tür zu Tür. Immer wieder das Quartier wechselnd, denn niemand behielt damals gern solche Gäste unter seinem Dach.

Wieder trat Eryane Kahan in schöner Selbstlosigkeit zurück und liess erst die anderen reisen, die es eiliger hatten: Herrn und Frau Basch und fünf jüdische Verwandte der Baschs: den Schwager Arnsberg, Frau Schonker mit ihrer Tochter, Frau Ehrenreich und Frau Ludovika Hollander. Nach einem Wirbel von Gängen, Telefonaten, Besuchen brachte Frau Kahan die ganze Gesellschaft in ihrem grünen Salon zusammen und übergab sie Dr. Eugène zu treuen Händen.

«Beim nächsten Mal sind Sie aber ganz bestimmt dabei, Frau Kahan», lügt der Doktor, als er sich mit seinen sieben Reisenden verabschiedet. Er verspricht ihnen, sie innerhalb von drei Tagen nacheinander in zwei Gruppen hinüberzubringen.

«Zu dumm, dass ich Doktor Eugènes Adresse nicht weiss!» sagt die Kahan zu ihrer Freundin.

«Was du nicht weisst, macht dich nicht heiss», meint Frau Goux. «Schlimm genug, dass der Doktor unsere Adresse kennt.»

Er kannte sie, doch er liess sich seit Ausgang des Winters 1942-1943 nicht mehr in der Rue Pasquier blicken. Und als Eryane Kahan eines Morgens in der Zeitung von einem Arzt las, der bei Grenzgängerei ertappt und verhaftet worden war, stand es für sie fest, dass dies der Dr. Eugène sein müsste. Und weil sie wusste, dass unter Druck und Folter schon mancher seinen Nächsten preisgegeben hatte, packte sie ihre Koffer und verabschiedete sich von Madame Goux. Sie kroch anderswo in dem grossen Paris unter.

Bis sie Mitte März 1944 an einem Zeitungskiosk den Dr. Eugène wieder sah. Nicht ihn selbst. Sein Bild. Unter Herzklopfen brachte sie ihre kurzsichtigen Augen an die Reproduktion einer Fotografie mit dem wohlbekannten, lächelnden Gesicht heran. Sie las darunter den ihr gänzlich unbekannt Namen Marcel Petiot.

Sie las von dem unheimlichen Haus in der Rue Lesueur. Langsam ging

sie um den Kiosk herum, hielt sich an ihm fest; denn die Strasse begann sich vor ihr sanft zu heben und wie das Deck eines Schiffes nach rechts abzugleiten. Und dann sackte die sonst Unverwüstliche, der man ihre 48 Jahre nicht so ohne Weiteres anmerkte, gründlich zusammen.

Sie packte wieder ihre Koffer, kroch wieder woanders unter, bis Ende August die Amerikaner ins befreite Paris einzogen. Dann tat Eryane Kahan etwas, wozu Mut gehörte: Sie stellte sich der französischen Polizei. Sie erzählte, was sie für die Wolfs, die Baschs, die Arnsberg, Schonker und andere liebe Freunde in guter Absicht hatte tun können.

Sie wurde an die vielen Koffer des Dr. Petiot geführt. Sie erkannte das rotblaue Strickkleid von Lina Wolf. Sie hielt den Beamten die Ledertasche hin, die sie am Arm trug: «Wie Frau Wolf Abschied nahm, da hat sie mir Geldscheine in die Hand gedrückt. Sechstausend Francs. ‚Da kaufen Sie sich ’ne hübsche Tasche für’, hat sie gesagt. ‚Für die rührende Mühe, die Sie sich mit uns gegeben haben. Ich selbst bin nicht mehr dazu gekommen/» Und die rothaarige Frau Kahan weint.

Der letzte Passagier

In dem absonderlich schrecklichen Leben des Dr. Marcel Petiot gibt es keinen wilderen Tag als den 21. Mai 1943, der blau und golden über Paris aufging.

Man war guten Mutes in der Stadt. Die Deutschen hatten Tunesien räumen müssen. England und Amerika beherrschten wieder das Mittelmeer. Im Osten ging es hart auf hart am Kuban. Englische Bomber hatten vor zwei Tagen die Edertalsperre zerstört und weite Teile Westfalens unter Wasser gesetzt. Zwar trommeln die Pariser Zeitungen, die von den Deutschen kontrolliert werden, für den Atlantikwall und rühmen seine unüberwindlichen Festungswerke. Doch in Tunis steht das Volk schon an den Strassen Spalier und jubelt Eisenhowers Truppen zu. Es kann nicht mehr lange dauern. Die Zeit arbeitet gegen Hitler.

Durch den herrlichen Frühlingmorgen spaziert der Doktor wohlgenut um drei Ecken zu seinem lieben Verrier, der ihm Botschaft geschickt hat, dass wieder ein Passagier warte. Ein Edelwild diesmal. Ein Mann namens Yvan Dreyfus, von dem sich gewisse Leute zuflüstern, er sei Millionär. Ein manierlicher Junge aus sehr reichem Haus. Ein Beutetier, das be-

reits von vielen Jägern umstellt ist. Aber das weiss Jäger Petiot ebenso wenig wie sein Opfer selber. Vielleicht würde der Doktor sonst nicht so fröhlich und unbeschwert durch die heiteren, lichten Strassen promenieren.

Als die Deutschen in Polen einzogen, war der junge Dreyfus in Argentinien. Auf schnellstem Wege kehrte er heim nach Frankreich und meldete sich zur Armee. Als der Krieg für Frankreich beendet war und der geheime Krieg der Resistance gegen die deutsche Besatzungsmacht begann, reihte sich Dreyfus, ohne lange zu überlegen und trotz der Bitten seiner jungen Frau, die grosse Angst um ihn hatte, begeistert in eine der vielen Widerstandsgruppen ein.

Yvan Dreyfus hatte ein Hobby, eine Liebhaberei. Er war passionierter Radiobastler. Zwei seiner Freunde, Techniker und Radionarren wie er, arbeiteten in den Radiowerken von Brioude. Auch sie gehörten der Résistance an. Sie benutzten ihre Arbeit, um aus entwendeten Radioteilen einen Geheimsender zusammenzustellen, wobei Dreyfus eifrig mittat. Nicht nur, dass er Geldsummen in dieses gefährliche Unternehmen steckte, er war auch bei den ersten Versuchssendungen aktiv dabei. Aber die Sache kam auf. Die beiden jungen Techniker wurden verhaftet und in Richtung Mauthausen abspediert. Dreyfus entging mit knapper Not einer Verhaftung. Das war der erste Schock für ihn. Den Rest gab ihm das Kesseltreiben auf die Juden: der Zwang zum Judenstern, von dem auch er nicht verschont blieb. Von da ab hatte er nur einen Gedanken: Fort! Fort aus Frankreich! Hinüber nach Spanien und weiter, zum General de Gaulle nach Afrika, um sich bei dessen Truppen zu melden für den Befreiungsmarsch nach Frankreich.

Neun junge Leute fanden sich zusammen. Die meisten von ihnen waren Juden. Vier Vettern von Dreyfus waren mit dabei. Sie alle hatten den gleichen Plan gefasst. Sie kamen aber nur bis Montpellier. Dort lieferte ein Landgendarm die jungen Männer für eine Prämie von 2'500 Francs pro Kopf ans Messer. Er holte die neun aus einer Scheune heraus, in der sie genächtigt hatten.

Dreyfus wurde nach einem Fünfminutenverhör ins Konzentrationslager Compiègne gesteckt. Aus diesem Lager wurden regelmässig Juden Transporte nach Lublin zusammengestellt. Das wusste jeder. Auch die junge Frau Dreyfus wusste das. Hals über Kopf raffte sie alles zusammen, was sie an Geld und Geldeswert besass. Sie fuhr nach Paris. Dort rannte sie von Pontius zu Pilatus. Sie bat, weinte und flehte. Nun, das taten viele, doch es hatte keine Wirkung. Frau Dreyfus aber zeigte Geld. Sie bot hohen Lohn demjenigen, der ihrem Mann aus Compiègne heraushalf.

Der Geldgeruch brachte die richtigen Hunde auf ihre Fährte. Einen ausgestossenen Anwalt. Einen bestechlichen Beamten. Einen Kerl von der Bande Bony-Lafont. Sie alle witterten Geld, viel Geld. Sie klammernten sich an die schmale Frau, die so leicht weinte. Sie liessen sie nicht wieder los. Sie versprachen ihr das Blaue vom Himmel. Sie wussten nicht, ob sie von den vielen Versprechungen auch nur eine halten konnten. Aber sie liessen Frau Dreyfus zahlen.

Und sie zahlte. Sie zahlte immerzu. Sie zahlte nach und nach drei Millionen Francs in bar oder Schmuck. Sie zahlte dieses Geld in viele schmutzige Hände, bis etwas davon auch in eine Hand floss, die den Riegel des Gefängnisses öffnen konnte. Yvan Dreyfus wurde eines Abends Hals über Kopf aus dem Lager Compiègne entlassen. Er reiste nach Paris und flog in die Arme seiner tapferen, glücklichen Frau.

Im Lager hatte Dreyfus sich wacker gehalten. Er hatte unter den Mitgefangenen Freunde gefunden, die, wie er, Widerstandskämpfer waren. Er hatte an einem Erdtunnel mitgeschachtet, der ihm und seinen Kameraden zur Flucht verhelfen sollte. Ein Unternehmen, das jedoch vorzeitig entdeckt wurde.

Nun konnte man allerdings den losgekauften Gefangenen Dreyfus nicht offiziell und in Ehren entlassen. Es musste ein Dreh gefunden werden. Und er fand sich. Der junge Mann bekam vor seiner Entlassung im Lagerbüro zwei Papiere zur Unterschrift vorgelegt. Daraus ging hervor, dass der Jude Dreyfus freigelassen werde unter der Bedingung, von nun an für die Gestapo Spitzeldienste zu leisten und insbesondere die Agenten ausfindig zu machen, die sich mit dem Transport von Juden ins Ausland befassen. «Formsache», so hatten die Zwischenhändler, die das Freilassungsgeschäft vermittelten, dem jungen Dreyfus zugeflüstert. Sie hatten ihm versichert, man werde nachher diese Papiere mit seinen Unterschriften den Deutschen wieder abkaufen und sie Dreyfus übergeben, so dass er sie selber zerreißen könne und wieder blank und sauber dastehe. Das habe man schon öfters gemacht.

In Wirklichkeit geschah nichts dergleichen. Die Deutschen behielten Herrn Dreyfus⁵ Unterschrift, und die Judasse behielten ihren Dreyfus hübsch an der Leine. Sie konnten ihn mit dem Hinweis auf seine Unterschrift jederzeit unter Druck setzen und ihn vor den Augen seiner Kameraden aus der Widerstandsbewegung als Lockspitzel blossstellen.

Auch sonst waren diese Dunkelmänner, die das noch übrig gebliebene

Dreyfusedel rochen, nicht dafür, den jungen Mann in der Stadt Paris frei umherlaufen zu lassen. Sie wollten ihn im Auge behalten und zusehen, was sich noch aus ihm herauspressen liess. So einen Goldfisch fing man nicht alle Tage. Mochte er ruhig mit seiner übergelücklichen jungen Frau Zusammentreffen und mit ihr Fluchtpläne schmieden – die Judasse würden dabei das letzte Wort behalten. Vielleicht könnten sie den jungen Dreyfus sogar als Köder verwenden, um andere Gejagte zu fangen.

Das umstellte Wild

Wer entwirrt das teuflische Katz-und-Maus-Spiel dieses Maimorgens?

Während sich von der Rue Caumartin her mit grossen Schritten und munter pfeifend Dr. Petiot dem Perückenladen nähert, hastet aus der entgegengesetzten Richtung an den Häusern entlang ein bleicher junger Mann dem gleichen Ziele zu. Es ist Dreyfus. In der verschwitzten Rechten trägt er einen hellgelben Schweinslederkoffer. Manchmal zögert er an den Ecken und studiert die Strassenschilder. Er kennt dieses Stadtviertel nicht besonders gut. Wenn er nur pünktlich um elf in der Rue des Mathurins ist, im Laden des weisshaarigen Friseurs, den er gestern Abend in einer Bar an der Madeleine kennengelernt hat. «Das ist der Richtige», hat ihm einer der Dunkelmänner zugeflüstert, als er die Herren Dreyfus und Verrier einander vorstellte. «An den halten Sie sich, Dreyfus, der bringt Sie über den Doktor Eugène 'raus.»

Wie könnte Dreyfus ahnen, dass er nur als Köder vorgeschickt werden soll, um Doktor Eugène zu fangen? Dass jetzt in diesem Augenblick zwei Gestalten hinter ihm herschleichen und ihn nicht aus den Augen lassen, an ihn geheftet wie witternde Hunde?

«Nicht übel, der Junge, hein?» Einer stösst den andern an. Sie zwinkern sich zu und mustern liebevoll ihren Dreyfus, der da vor ihnen her durch den Frühling schwankt.

«Was der wohl in seinem Koffer drin hat?»

«Bestimmt nicht bloss dreckige Wäsche!»

«Das könnte dem so passen, jetzt zu verduften!»

An der Ecke des Boulevards leuchtet gerade die rote Ampel. Dreyfus gewinnt einen Vorsprung. Und als seine beiden Verfolger in die Rue des Mathurins einbiegen, sehen sie Dreyfus schon wieder aus dem Laden des Perückenmakers treten, zusammen mit einem grossen, dunkelhaarigen Mann ohne Hut.

«Das ist er! Das ist dieser Doktor Eugène!»

Die Verfolger wechseln die Strassenseite und behalten Dreyfus und seinen Begleiter im Auge. Nun nimmt der Doktor ihm den Koffer ab, winkt Dreyfus mit der Hand, ein wenig zurückzubleiben. Und während Dr. Eugène mit dem Koffer voranmarschiert, trabt Dreyfus gehorsam hinterdrein.

Als die beiden mitsamt ihren Verfolgern den belebten Platz de la Concorde überqueren, fühlt sich einer der Dunkelmänner plötzlich am Ärmel festgehalten. Er schrickt zusammen, fährt herum. Sagt dann erleichtert: «Ach, Sie, Javel!»

Javel strahlt; «Famos, dass ich Sie zufällig treffe, ich wollte schon lange ...»

«Ja, ja, leider hab' ich's eilig. Ich werde erwartet.» Und der Judas sucht sich loszumachen, reckt den Hals hinter Dreyfus und dem Doktor her, die ihm zu entschwinden drohen zwischen Menschen und Autos. «Andermal, Javel, lieber Freund. Ich rufe Sie an.»

Aber der liebe Freund lässt sich nicht so schnell abschütteln. Lärmend fragt er nach einem halben Dutzend gemeinsamer Bekannter. Er will dies und jenes wissen. Endlich gelingt es dem Festgehaltenen, sich loszureisen und seinen Kumpan einzuholen, der ihn am Obelisk erwartet.

«Wo sind die beiden?»

«Ich könnte platzen!» entgegnet der andere, «auf einmal waren sie weg. Wie vom Erdboden verschluckt.»

«Wo sie bloss hin sind? Champs Elysées?»

«Ich tippe, aufs linke Ufer.»

Und so laufen die Verfolger über die Brücke hinüber, auf die Deputiertenkammer zu. Sie spähen um das Gebäude herum. Sie fragen einen Schutzmann, ob er einen Mann mit Schweinslederkoffer gesehen habe.

«Non, Monsieur.» Und er schickt den beiden einen misstrauischen Blick nach.

«Nom d'une pipe!» flucht der eine. Der andere schlägt vor: «Wenn wir zu diesem Perückenmacher zurückgingen? Der weiss vielleicht, wohin der Doktor mit Dreyfus gegangen ist.»

«Das wird der uns gerade erzählen! Wo er uns kaum kennt! Nee, wir müssen schon zurück und Meldung machen: Vogel entwischt.»

«Vogel entwischt – und der Köder dazu.»

«Ach, um den Dreyfus mach' ich mir keine Gedanken. Der findet sich todsicher wieder beim lieben Frauchen ein.»

Wirklich kreisen die Gedanken des jungen Dreyfus um seine Frau, während er hinter Petiot her in die Champs Elysées einschwenkt. Das wird er diesen Grenzgängern sagen, zu denen ihn der Doktor bringen will: Ohne seine Frau verlässt er Frankreich nicht. Ganz gleich, was es kostet!

Vor ihnen breitet sich die grosse Prachtstrasse, leuchtend in der Frühlingssonne. Die Mädchen tragen lichte Kleider und kommen ohne Hut und Strümpfe daher, wie es in diesem Kriegsjahr 1943 Mode ist. Sie trinken ihren Tomatensaft oder ihr Eau de Vittel auf den herausgestellten Tischen vor den Cafés, und ihr Gekicher und Lachen erstirbt nicht, als die beiden Männer an ihnen vorübergehen. Auf knallbunten Plakaten kündigt das Casino de Paris seine neue Revue «Pour toi, Paris» an, mit der Nackttänzerin Lyana und der Königin des französischen Chansons, Edith Piaf. Andere Plakate fordern in schreiend roten Buchstaben zur Arbeit in Deutschland auf.

Einmal, im Gedränge an der Metrostation. George Cinque, hat Dreyfus den Doktor aus den Augen verloren. Erschrocken sieht er sich um. Sein Herz klopft stark. Sollte dieser Dr. Eugène auch nur einer von den vielen sein, die ihn prellen wollen? Dreyfus läuft. Er kann den Doktor nicht wiederfinden. Aber als er an der Ecke der Rue Washington vorüberhasten will, steht dort der Doktor mit dem Koffer und wartet auf ihn und gibt ihm ein Zeichen, dass er weiter im Abstand folgen soll. Dreyfus atmet auf und stolpert dem Doktor getreulich nach.

Petiot nimmt den Koffer von der Linken in die Rechte. Fast zärtlich geht er mit dem gelben Schweinslederding um, auf dessen glitzernden Inhalt er schon im Halblicht des Perückenladens einen Blick geworfen hat. Ein Blick, und er war entschlossen. Noch nie hat der Retter der Bedrängten sich so schnell bereit gefunden. Noch nie hat er einen so lohnenden Passagier gehabt.

Und während die beiden Spitzel schliesslich, müde von ihrer vergeblichen Jagd auf dem linken Ufer, sich zurückgaben zur Rue des Saussaies, um der Gestapo ihr Missgeschick zu melden, überquerten Dreyfus und Petiot die Place de l'Etoile und bogen rechts ab. Dreiviertel zwölf schloss der Doktor das Eichentor auf. Die Mittagsglocken waren noch nicht verhallt, da trat der junge Dreyfus schon die Reise ohne Wiederkehr an. Er kam gar nicht dazu, um Pässe für seine junge Frau zu bitten.

Yvan Dreyfus ist der einzige Passagier, von dem man mit Bestimmtheit weiss, dass seine Reste sich unter dem befanden, was später aus Gru-

ben und Öfen geholt wurde. Man weiss es, wenn auch sein armes Gesicht nicht mehr erkannt wurde. Man weiss es so genau, weil, er Petiots letzter Passagier war. Denn am Abend dieses blaugoldenen 21. Mai wurde Dr. Marcel Petiot verhaftet.

Die unsichtbare Kette

«Schweinerei!» brüllt Gestapohauptling Wiedemayer in der Rue des Saussaies. «Unerhört, so was!»

Er schäumt vor Wut, dass dieser judenfreundliche Reisedoktor, auf den er schon seit Wochen lauert, ihm wieder durch die Lappen gegangen ist. Die beiden Zutreiber stehen mit gesenkten Köpfen da und lassen das Unwetter toben. Vorsichtig wirft schliesslich der eine hin: «Wenn man Caretta vorschickte?»

«Diesen Italiener?»

«Ja. Der hat mal was mit dem Doktor Eugène vorgehabt. Ist, glaub' ich, sogar von ihm 'reingelegt worden.»

«Umso besser», grient Wiedemayer, schnell besänftigt. Er drückt auf einen Knopf und befiehlt, dass man ihm Caretta vorführe. Im Zusammenhang mit Schiebergeschäften, an denen auch SS-Leute beteiligt waren, hat man ihn vorige Woche eingebuchtet.

Zuerst kapiert der Italiener nicht recht. Mit blinzeln den Augen steht er da, bewegt unbehaglich die Schultern: «Ja, aber wie soll ich denn das machen?»

Wiedemayer legt in seinem klobigen Französisch los; «Reden Sie keinen Stuss. Sie erzählen einfach diesem Perückenkerl, dass Sie 'rauswollen aus dem Land. Dass es Ihnen aufs Geld nicht ankommt. Machen Sie einen Treffpunkt mit dem Doktor aus. Sagen wir, heute Abend um acht. Wir holen Sie dann um halb neun dort ab. Alle zusammen.» Und Wiedemayer ist plötzlich ganz aufgekratzt. Als der Italiener schweigt, wirft er nachlässig hin; «Willst doch nicht ewig bei uns bleiben, wie?»

Den Italiener schaudert's. Er nickt. Er macht es.

So kam es, dass am Abend des 21. Mai 1943 in Verriers kleiner Werkstatt vier Männer beisammen sassen und auf den Dr. Eugène warteten, dem der Perückenmacher ein Zettelchen zugeschickt hatte. Einmal Verrier selbst und sein Freund Gontard; dann der Italiener Caretta, der es angeblich so eilig hatte, aus dem Lande zu kommen, und einer der Dunkelmänner, der ebenfalls vorgab, ins unbesetzte Gebiet hinüber zu wollen. Bloss der Doktor fehlte noch, obwohl die Uhr schon viertel neun zeigte.

Die beiden Besucher rutschten ungeduldig auf ihren Stühlen, sie gaben einander mit Fingern verstohlene Zeichen und horchten zur Strasse hinaus. Gontard, der sie scharf beobachtete, witterte allmählich Unrat. Diese beiden späten Gäste gefielen ihm nicht.

Gontards Witterung trog nicht. Zwar erschien kein Dr. Eugène. Dafür kam, den Herren Gontard und Verrier völlig überraschend, ein anderer Besuch. Mit Kolben und Fäusten trommelte es Punkt halb neun gegen die verschlossene Ladentür: «Aufmachen! Deutsche Polizei!»

Blitzschneller Blicketausch zwischen den beiden Besuchern. Es hat geklappt. Die Jäger sind pünktlich. Zu pünktlich, denn Dr. Eugène, zu dessen Einkassierung sie sich vier Mann hoch herbemüht haben, ist nicht zur Stelle.

Leichenblass, mit zitternden Händen, steht Verrier da, während die Uniformierten durch die Werkstatt und durch seine Wohnräume poltern. Gontard erhascht ein Blickespiel zwischen dem Italiener und den Gestapobeamten.

«Verräter», zischt er und wirft sich auf Caretta. Den alten, sonst so feinen Herrn hat eine scharlachrote Wut gepackt. Blind schlägt er um sich. Zwei Gestapobeamte haben alle Mühe, den tobenden Maskenbildner von seinem Opfer abzubringen.

Die kleinen Räume sind rasch durchwühlt. Nein, Dr. Eugene ist nicht da. Zur Strafe bekommt der entgeisterte Verrier ein paar Hiebe mit einem Lederriemen übergezogen. Man wirft ihm noch schnell sein Handwerkszeug, seine Haarzöpfe und Holzköpfe durcheinander, zertrampelt das letzte Produkt seines Fleisses, eine goldgelockte Perücke, für ein Märchenspiel bestimmt. Zum Schluss lädt man alle vier Herren auf einen Lastwagen, auch die beiden Spitzel, die man ja pro forma mitnehmen muss, um ihre Verräterrolle zu tarnen.

Zurück bleibt ein Chaos von Zöpfen, Locken, Brennscheren, zertretenen Mastixgläsern, zerschlagenem Küchengeschirr und zerstreuten Papieren, unter denen man natürlich nichts gefunden hat, was auf Grenzgängerei und Judentransport ins neutrale Ausland hindeutete. Dr. Eugène arbeitete unbürokratisch.

Wo war Dr. Petiot, während seine beiden Zutreiber mit vier Gestapoleuten und zwei Spitzeln zum Hauptquartier der Gestapo fuhren? Er war zu Hause, Rue Caumartin 66. Er sass friedlich in seinem Wohnzimmer. Die Stehlampe brannte. Der Doktor genoss die Ruhe. Sein Tagewerk lag hinter ihm. Es war anstrengend gewesen. Er hatte keine Lust, nochmals zu Verrier zu laufen.

Sein Freund Nezondet, der Häusermakler, war zu Besuch, ein alter Bekannter aus dem Städtchen Villeneuve an der Yonne. Nezondet war nur schnell zu einer Plauderstunde gekommen und hatte seinem lieben Petiot zwei Theaterkarten für die Neuinszenierung von «Madame Sans-Gêne» mitgebracht. Man konnte nur sehr schwer für diese Vorstellungen, die immer ausverkauft waren, Karten erwischen. Aber Nezondet hatte Beziehungen. Er machte Frau Petiot gern eine Freude.

Petiot schenkt Wein in die Gläser, man zündet Zigaretten an und lehnt sich behaglich zurück. Da erdröhnt plötzlich wüstes Gehämmer draussen an der Tür. Petiot steht auf, zögert, sieht Nezondet an. Er sagt: «Nanu?» Er sagt es ganz ruhig und mit leiser Verwunderung. Als er das Weinglas absetzt, zittert seine Hand nicht. Er geht zur Tür: «Ja, bitte?»

«Aufmachen! Deutsche' Polizei!»

Gleich im ersten Verhör hat Verriet der Gestapo gestanden, was nur er allein wusste: dass dieser Dr. Eugène eigentlich Dr. Marcel Petiot, Rue Caumartin 66, ist.

«Sie wünschen?» fragt Petiot. Keine Antwort. Ehe er sich recht besinnen kann, sitzt er schon in einem grauen, offenen Wehrmachtswagen. Ohne Hut und Mantel. Den völlig verdatterten, vor Schreck sprachlosen Nezondet packen sie zur Vorsicht gleich mit in den Wagen. Was ist los? Nezondet kann sich kein Bild machen.

Beim Anfahren flüstert ihm Petiot zu: «Ich bin Widerstandskämpfer.»

Nezondet ist baff. Das hätte er gar nicht hinter Petiot gesucht. Und jetzt sitzt er mit drin. Aber er hat eine saubere Weste. Ihm kann man nichts tun.

Das Auto hält in der Rue des Saussaies. Der Doktor wird trotz der späten Stunde – es geht auf elf – hinaufgebracht ins Zimmer Nr. 131, wo Wiedemayer ihn erwartet. Das Verhör beginnt sofort: «Los, packen Sie aus. Was haben Sie mit Dreyfus gemacht?»

«Ich habe ihn einem Doktor Ozanan übergeben, der ihn auf der Placé de la Concorde erwartete.»

«Wer ist dieser Ozanan?»

«Ich weiss es nicht. Ich kenne ihn nur unter diesem Decknamen, so wie er mich nur als Doktor Eugène kennt. Wir sind die ersten Glieder einer Kette, von denen das eine Glied immer nur vom nächsten weiss.»

«Und wer soll den Dreyfus 'rausbrjngen?»

«Das weiss ich nicht. Doktor Ozanan hat ihn weitervermittelt. Ich ken-

ne das nächste Glied der Kette nicht. Ich weiss nur, dass die Kette viele Glieder hat. Und erst das letzte Glied besorgt den Grenzübertritt.»

«Erzählen Sie uns keine Märchen.»

«Ich sage Ihnen die Wahrheit'» Und Petiot sieht den anderen aus seinen übergrossen Augen an. Wiedemayer fängt an, ihm zu glauben. Er fragt aber trotzdem noch hin und her, unterhält sich mit ihm, bis der Dolmetscher gähnt. Es ist vier Uhr morgens.

Das Verhör ergab nichts. Der Doktor blieb bei seiner gliederreichen Kette, auch, als einer der unteren Dienstgrade ihn mit Faustschlägen und Knüttelhieben traktierte. Und Dreyfus blieb verschwunden.

Die Herren Gontard und Verrier, die rein gar nichts zu wissen schienen, wurden gleich wieder heimgeschickt. Den Nezondet, den guten Onkel, behielt die Gestapo einige Wochen im Bau, ehe sie ihn laufen liess. Die Karten für «Madame Sans-Gêne» verfielen.

Dr. Petiot jedoch wurde ins Militärgefängnis Fresnes überführt. Die Gestapo hoffte, ihm dort mit der Zeit und unter Druck weitere Glieder der unsichtbaren Kette zu entreissen, die so vielen Menschen hinausgeholfen hatte nach Argentinien.

Bis zum 8. Februar 1944 sass Dr. Petiot im Gefängnis von Fresnes. Zum Erstaunen des Gerichtsarztes Dr. Paul hörten über Nacht die Leichen f un de. um den Etoile auf. Niemand kam mehr zur rothaarigen Frau Kahan, um ihren verängstigten Freunden bereitwilligst über die Grenzen zu helfen. Ja, der Doktor konnte nicht mal mehr in seinem Hause in der Rue Lesueur aufräumen und die Reste beseitigen, die noch von den letzten Reisenden im Schuppen auf dem Hof übriggeblieben waren. Er musste, was mit dem armen Dreyfus in der Grube lag, verrotten und verkommen lassen. Er überlegte hundert Möglichkeiten, die seine Untaten ruchbar werden lassen könnten. Die Gestapo hatte alle seine Hausschlüssel an sich genommen. Das ganze Schlüsselbund mit dem Torschlüssel zur Rue Lesueur 21. Wahrhaftig eine dumme Situation für den Retter der Bedrängten! Dr. Petiot grübelte, ersann Ausreden für alle möglichen Anschuldigungen und Verdächtigungen. Er blieb ruhig und überlegen. Doch seine Nächte waren voller Träume.

Totentanz

Die Suppe mit ihrem faden Sodageschmack hat heute Petiot widerstanden. Er hat sie nur aus Hunger gelöffelt. Dafür quält ihn nun sein Magen.

Und die harte, nach fremdem Schweiss riechende Woldecke kühlt, anstatt zu wärmen. Während sein Zellennachbar Richard Lheritier längst den Schlaf der Jugend schläft, wälzt sich Marcel Petiot schlaflos auf seinem Lager. Lange, denn hier hat er keine Schlaftabletten.

Am Ende ist er doch eingeschlafen. Er träumt.

Eine zarte Gestalt, dunkle Augen, ein Mädchen: «Herr Doktor», flüstert es, «Herr Doktor! Ihre Schlüssel!» Er richtet sich in seinem Bett auf und begreift nicht gleich. Da lächelt das Mädchen und sagt beinahe verschämt: «Deine Schlüssel, Marcel.»

Es ist die kleine Louise Delavaux aus Villeneuve. Wie kommt denn die hierher? Und woher hat sie das Schlüsselbund? Es ist das Schlüsselbund, das ihm die Deutschen abgenommen haben. Sie schliesst dem Doktor die Zelle auf. Völlig lautlos. Sie winkt. Er folgt ihr durch ein Labyrinth von Gängen in einen dunklen Keller, hinter dessen feuchten Wänden alle Angstträume der Welt eingemauert sind. Drähte und Kabel aller Art liegen wie Schlangenkäuel herum. Sie kommen an einem rosa Bettchen vorüber. Das Bettchen steht mit seinen Füßen im Wasser. Da sieht Louise den Doktor an und legt den Finger quer über die Lippen.

«Wohin?» fragt der Doktor.

Die Kleine blickt verwundert drein. «Wohin? Es sind doch noch Patienten da», sagt sie. «Sie warten. Alle Wartezimmer sind voll.»

Als sie aus dem Gefängnis von Fresnes treten, das hinter ihnen klein im Mondlicht weiterschläft, sind sie in der Rue Lesueur. Sie brauchen nur den Fahrdamm zu überqueren und stehen vor dem Haus Mr. 21. Vergeblich müht sich Louise, das Tor aufzuschliessen. Der grosse Schlüssel fasst nicht.

«Siehst du, ich hab's gewusst», lacht der Doktor. «Diese Tür kann nur ich öffnen. Ich allein.» Und er tufs.

Im Torweg hängt Rauch in Schwaden. Mühsam, mit angehaltenem Atem, bahnt sich der Doktor den Weg. Er sieht Louise nicht mehr. Er versucht mit beiden Armen den Rauch wegzudrängen. Der Rauch bleibt. Der Doktor wendet sich nicht mehr um. Er hat Eile.

Sonderbar, wie ruhig heute die Patienten sind. Sonst schwatzen sie immer. Heute sitzen sie stumm da. Es sind sehr viele. Sie sitzen, wo Platz ist, auf Stühlen, Sesseln und Sessellehnen, auf den Fensterbänken, auf einem Stapel zusammengerollter Läufer, auf dem Bücherregal. Überall. Einer sitzt sogar oben auf der Vitrine. Das ist Jo der Boxer. Sein Frack-

hemd leuchtet. Die Birne an der Decke brennt nicht. Von irgendwoher rieselt Mondlicht in den Salon. Die modriggrüne Seidenüberspannung von den Wänden glänzt seltsam, als sässen alle unter Wasser. Wie in einem Aquarium, denkt Petiot. Die bleiche Dame mit dem Mohnstrauss auf dem Bild an der Wand ist die einzige, die lächelt. Die anderen sind ernst. Toternst. Sie sitzen still und unbeweglich. Nur Jo der Boxer auf der Vitrine baumelt mit den Beinen. So eine Frechheit, denkt der Doktor, und beschliesst, Jo zur Strafe als letzten dranzunehmen.

Petiot windet sich durch die staubige Portiere ins Esszimmer. Auch hier wimmelt es von Patienten. Im blassen Licht erkennt Petiot Frau Wolfs scharfes Profil und das Silberhaar ihrer Mutter. Drüben im Ledersessel liegt ein Bündel. Petiot schaut im Vorbeigehen hin. Ein Bübchen im Schlafanzug. Warum hat es sich hier im Sessel gebettet, wo doch oben zwei Zimmer sind?

Aber auch die Schlafzimmer erweisen sich als überfüllt. «Guten Abend» sagt Petiot. Es antwortet niemand. Die meisten schlafen. Drei Frauen liegen auf der roten Matratze. Eine sitzt vor dem Toilettentisch und bewirft sich mit Puder, der aussieht wie Löschkalk. Zwei elegante Frauen halten sich umschlungen. Petiot weiss, das sind die Freundinnen des Basken. Er kann sie nicht genau erkennen. Manche der Frauen kommen ihm ganz fremd vor. Es muss am Rauch liegen, der von draussen hinter dem Doktor herzieht und die Räume einspinnt.

«Es ist Stromsperre», denkt der Doktor. «Schade. Sonst könnte ich meine radiotherapeutische Einrichtung in Betrieb nehmen und mit der Behandlung beginnen. Ich komme ja sonst nie durch bis zum Morgen.» Und durchkommen muss er, das weiss Petiot. Es darf kein Patient in diesem Hause bleiben. Sie müssen alle hinüber.

Da erstrahlen plötzlich die Birnen an der Decke und beginnen seltsam an den Drähten zu schwingen. Und, ah seien auch sie jetzt eingeschaltet, bewegen die Patienten rund um den Doktor automatenhaft ihre Glieder. Sie stehen auf, verdrehen die Häuse, schlenkern mit den Händen. Und nun reden alle auf einmal durcheinander. Bitten und betteln: «Ich zuerst Hinüber, hinüber! Sie müssen mir helfen.»

Dr. Petiot steht plötzlich in seinem Sprechzimmer im Schuppen. Dort wartet bereits ein wichtiger Patient auf ihn. Ein gewisser Dr. Eugène, dem seit dem 21. Mai 1943 der Pariser Boden unter den Füssen brennt. Er sieht genau aus wie Petiot. Petiot sieht sich doppelt. Als ob er daneben stände.

Arzt Petiot und Patient Petiot sitzen sich in ihren Stühlen gegenüber.

Der Spiritusbrenner summt. Langsam füllt der Arzt die Spritze. Er hält sie gegen das Deckenlicht. Dabei schwatzt er pausenlos über das Land Argentinien, das ein schönes Land sei, ein gesundes Land, ein tiefes Land – vier Meter tief. Ein Land, darin man gut aufgehoben sei, vorausgesetzt, dass man richtig geimpft am Kai von La Plata lande.

«Vier Meter?» verwundert sich der Patient Petiot. «Dann allerdings findet man dort so leicht niemanden wieder.» Er legt seine Jacke ab, streift den Hemdärmel hoch, bietet dem Arzt seinen nackten Oberarm dar. «Muss das sein?» fragt er dabei, obwohl er die Antwort weiss.

«Die argentinische Regierung verlangt es», erwidert der Arzt und sticht zu. «Ich nehme Phenol. Das hilft sofort.» Er lässt den Inhalt der Kanüle in die Vene laufen.

«Phenol?» fragt der andere ganz erstaunt. «Phenol? Hilft denn das?»

«Es hilft mir und dir», lächelt der Doktor. «Du spürst es schon, nicht wahr? Deine Glieder erstarren. Übelkeit befällt dich. Schweiss bricht aus deinen Poren.»

Der andere nickt. Seine Augen sind riesengross. Vergeblich quält sich die gelähmte Zunge um eine Antwort.

«Das hat nichts zu bedeuten», tröstet Dr. Petiot. Er greift dem Patienten Petiot unter die Arme: «So, nun stehst du schön auf, gehst mit mir durch diesen kleinen Gang, siehst du, in dies nette, gemütliche Kämmerchen. Hier hast du deine Jacke. Komm, ich helfe dir hinein. Geh nur weiter, durch die Tür da drüben. Im Nebenraum wartet schon dein Bett.»

Und Arzt Petiot schliesst hinter dem Taumelnden die Tür zum dreieckigen Gemach., Die Tür, die innen keine Klinke hat. Dann knipst er das Licht aus.

Was ist das? Sind die Wände der Zelle auf einmal nicht mehr schalldicht? Das kann doch nicht sein, sie sind ja doppelt gemauert und mit Korkplatten belegt. Trotzdem hört Dr. Petiot nun den Patienten Petiot drinnen im Dunkel entsetzlich stöhnen. Er hört, wie der mit Fäusten gegen die Tür schlägt, die gar keine Tür ist, sondern Täuschung. Hört dann die Fäuste gegen die Tür ohne Klinke hämmern, durch die er den Patienten eingelassen hat. Hört Schreie, Geröchel. Hört alle Laute des Todes obwohl er sich die Ohren zugpresst – bis endlich, endlich drinnen Ruhe wird.

Dr. Petiot wischt sich den Schweiss von der Stirn und beschliesst, dem nächsten Patienten eine grössere Dosis einzuspritzen, damit die Reise

schneller vonstatten geht. Das Kind wird er einfach erwürgen. Vorher jedoch muss er die Kammer ausräumen.

Petiot öffnet die Doppeltür und die Tür zum Hof. Er lädt sich den Toten über die Schulter und, trägt ihn nach nebenan in den Stall. Er leiht die Steinplatte über der Grube mit Hilfe des Flaschenzuges hoch, umschliesst den Kadaver mit der Kette und lässt ihn langsam hinab.

Plötzlich fühlt er von unten einen Zug. Der da unten zieht. Der reisst. Der zerrt den Doktor nach in das Land Argentinien, das vier Meter tief ist.

«Hilfe!» Mit einem schrillen Schrei ist Marcel Petiot, Häftling in Fresnes, auf seiner Pritsche hochgefahren. Wo ist er? Wer ist er?

Durch das Gitterfenster tastet ein bleiches Morgenlicht. «Hilfe –!» ächzt der Häftling Petiot und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Auf der anderen Pritsche rührt es sich. «Was is'n los?» Richard Lheritier brummt und wirft sich herum, wischt sich den bleiernen Morgenschein aus dem Gesicht und zieht sich dann die Decke über die Ohren. Schon schnarcht er wieder.

Petiot kniet auf seiner Pritsche. Die übelriechende Decke hat er von sich geworfen. Bloss nicht wieder einschlafen. Und geschrien hat er auch! Er wird sich künftig einen Schal um den Mund winden müssen. Er muss Lheritier wecken. Der muss mit ihm sprechen. Vernünftige Worte, die Menschen zueinander sagen.

«Lheritier!» Der hört nicht. Der schläft tief. Petiot will den Traum aus seinen Gehirnwindungen loswerden. An etwas anderes denken. An etwas Schönes. Es fällt ihm nichts ein. Wieviel Gestalten sassen da in den Zimmern herum? Dreissig? Nicht daran denken. In Villeneuve gab es Malyen, die waren zwei Meter hoch. Nicht wieder einschlafen!

Und während er sich abquält wachzubleiben, schläft Marcel Petiot wieder ein. Und gleich ist der Traum auch wieder da. Die Steinplatte liegt fest und fugendicht auf, wie es sich gehört. Der Doktor muss sich beeilen, wenn er bis zum Morgenrauen all die Patienten, die noch vorn im Haus herumsitzen, auf die Reise schicken will.

Aber die sind nicht mehr im Haus. Sie stehen quer über den Hof Schlange und sind ungeduldig. ‚War gut, dass ich die Mauer erhöhen liess‘, denkt der Arzt. ‚Die Schlange dürfte ruhig noch länger sein. Platz ist genug. Ich muss es Verrier sagen. Hauptsache, jeder bringt seinen Kof-

fer mit. Der Doktor späht die Reihe entlang, deren Ende sich irgendwo im Rauch verliert. Er erkennt in dem fahlen Morgenlicht viele grosse und kleine Koffer. Mancher Patient ist vom Warten in dieser endlos langen Nacht müde geworden und hat sich auf seinen Koffer gesetzt. Drüben hat einer eine ganze Kofferbastion um sich herumgebaut. Es muss der Kotse sein, der Protz; Einer hat bloss eine abgeschabte Tasche bei sich, wie sie alte Ärzte bei Hausbesuchen tragen. Mit solcher Tasche wird er hier nicht abreisen können. Er wird Möbel nachliefern müssen. Mehrere Wagen voll. «Bitte», sagt der alte Mann, «diktieren Sie mir doch heute wieder einen Brief. Meine Frau wartet.»

«Ruhe», befiehlt der Doktor; er arbeitet im Schweisse seines Angesichts. Seine Finger zittern vor Übermüdung. Manchmal trifft seine Spritze nicht gleich die Vene. Dann fallen von Seiten der nervösen, ängstlichen Patienten vorwurfsvolle Worte. «Für drei Millionen kann ich eine ordentliche Spritze verlangen», schildert einer namens Dreyfus. Zur Strafe, so beschliesst der Doktor, wird er diesen Dreyfus nicht hinüberbringen, sondern in der Grube verrotten und verkommen lassen.

Endlich, schon kriecht die Sonne über die Mauer, ist der letzte Patient dran. Es ist ein Gestapospitzel namens Judas, der Petiot verraten hat. Der Doktor kratzt eigens für ihn die Tapete vom Periskop und schaut zu, wie der Judas langsam verendet. «Siehst du wohl», sagt er, «das kommt davon, wenn man für dreissig Silberlinge Doktor Eugène verrät, den Retter der Bedrängten. Dafür hast du Strafe verdient, das siehst du doch ein.»

«Klar», sagt der Tote.

Fieberhaft arbeitet der Doktor im Morgenlicht weiter. Er trennt und zerschneidet. Er stapelt und sortiert. Dabei bemerkt er mit Schrecken, dass er niemals fertig wird. Vor allem Jo, der Boxer, mit seinen Eisenarmen rutscht ihm immer wieder vom Küchentisch herunter. Gleich ist es elf Uhr, und um elf ist Petiot wieder zum Verhör bestellt. Doktor Ozanan erwartet ihn auf der Place de la Concorde. Die Kette ist lang. Sie hat viele Glieder. Warum schlingt ihm dieser Ozanan die Kette um den Hals? Oder ist das noch der Boxer? Verzweifelt schlägt der Doktor um sich. Drüben aus dem Stall sieht er den guten Nezondet winken. Der hat Theaterkarten besorgt. Gleich beginnt die Vorstellung. Im Orchester stimmen sie schon die Instrumente. Und er muss immer noch schneiden, schneiden. «Ich muss weg», keucht der Doktor und windet sich, «lasst mich los!»

Sie lassen ihn nicht los. Die vielen Arme seiner Reisenden, sie umklammern seine Hände, seine Füße, seinen Hals. Jetzt setzt die Overture mit einem lauten, dröhnenden Blechakkord ein.

«Petiot! Petiot!»

Der Häftling schlägt die Augen auf. Es ist lichter Tag. Vor seiner Pritsche steht sein Mitgefangener Richard Lheritier in Unterhosen und rüttelt ihn bei den Schultern. «Was ist dir?» fragt er und sieht ganz erschrocken aus. «Du schreist ja wie eine Katze.»

«Wer? Ich?» murmelt der Doktor. Er ist matt wie nach schwerer Arbeit. Keine Hand kann er heben. Sein ganzer Körper ist nass von Schweiß und schwer wie Blei.

«Du träumst aber sehr lebhaft», meint Lheritier und klopft seine Wolldecke aus, während draussen im Gang Schlüsselgeklirr und Schritte den Beginn eines neuen Gefängnistages anzeigen. Lheritier lacht: «Bei meiner Fallschirmtruppe, da hatten wir auch einen, wenn der ein bisschen viel, getrunken hatte, dann stand er sogar im Schlaf auf und ging herum.»

Petiot hört nicht zu Petiot starrt die Decke an. Er ordnet die Gedanken und trennt Traum von Wirklichkeit. Bestimmt wird er sich morgen einen Schal um den Mund winden.

Dann sagt er, und es kostet ihn unendliche Anstrengung: «Ich habe von unseren Aktionen geträumt. Von unserer Widerstandsgruppe.»

Und Lheritier, Leutnant der Fallschirmtruppe und Widerstandskämpfer, sagt verständnisvoll: «Na, dann ist es kein Wunder.»

Der kluge Mann baut vor

Niemand weiss, wie solches zugeht: aber auch ohne Radio und Tageszeitung erfahren die Gefangenen in Fresnes immer, was draussen in der Welt gespielt wird.

Am 9. Juli 1943: «Jungens, hört zu! Die Amerikaner und Engländer sind auf Sizilien gelandet!»

Drei Wochen später: «Mussolini wird abgesetzt. Italien wackelt.»

Anfang August; «Der Fritz hat Orel aufgeben müssen. Der Iwan bleibt ihm auf den Fersen.»

Am 4. September kriegt es Lheritier, Petiots Zellengenosse, von einem Wärter gesteckt, der für de Gaulle ist: «Die Westmächte sind in Kalabrien gelandet.»

Lheritier ist freudig erregt: «Sizilien haben sie! Nun klettern sie den italienischen Stiefel 'rauf. Und was sie dem Fritz alles auf seine Städ-

te schmeissen! Schwere Dinger.» Lheritier seufzt; denn auch auf die Stadt Paris sind schwere Dinger gefallen, und er hat seine Angehörigen dort. Opfer müssen gebracht werden. Lange kann es nicht mehr dauern. Das ist der Refrain in den Zellen von Fresnes.

«Die Unsrigen stehen bereit», teilt Lheritier seinem Zellengefährten Petiot zum hundertsten Male mit. Der Fliegerleutnant und der Arzt sind recht gute Kameraden geworden. Petiot hört so aufmerksam zu, und Lheritier erzählt so gern. Schon kennt Petiot sich einigermaßen im Netz der Widerstandsgruppen aus. Er weiss, wer Pierre Brossolette ist. Er hat von der Gruppe «Regenbogen» vernommen und von den kühnen Taten ihres Chefs «Cumulo», von denen zu dieser Zeit nur wenige Pariser etwas wissen. Und eines Nachts, vor dem Einschlafen, vertraut er sich seinerseits Lheritier an: «Auch ich gehöre zu einer Gruppe. Wir nennen uns Fly-Tox, Fliegengift. Wir sind nicht von Pappe, das kannst du dir denken.»

«Fly-Tox», wundert sich Lheritier, «davon hab' ich aber nie gehört. Und ich kenne so ziemlich alle Pariser Gruppen.»

«Wir sind nicht viele», erklärt Petiot. «Ausserdem vertreten wir das individuelle Prinzip. Es ermöglicht schnellere Entschlüsse.»

Wenn er so daliegt und nicht schlafen kann, baut Petiot an seiner Fes-tung. Stein für Stein mauert er in die Wehr, hinter der er einmal Schutz suchen will, wenn gewisse Dinge herauskommen sollten: Die Wehr der Résistance mit dem wackeren Einzelkämpfer Petiot dahinter, dem Dr. Eugène von der Gruppe Fly-Tox.

Seine Mitgefangenen liefern ihm, ohne es zu ahnen, den Zement, um seine windigen Behauptungen fest einzufügen. Leider wird Lheritier eines Tages abtransportiert. Man flüstert was von Ravensbrück. Ihm folgt ein neuer Zellengefährte für Petiot, ein Student namens Roger Courtot, der in irgendeine Flugblattgeschichte verwickelt war.

Kurz nach Neujahr geht wieder das Geflüster durch den grauen Bau: «Der Russe rollt auf Polen zu.» Und wenig später: «Die Alliierten sind bei Nettuno gelandet, hinter den deutschen Linien.»

Der stille Courtot strahlt. «Würden sie nur erst an unserer Südküste landen», wünscht er sich. «Da unten in den Bergen sitzt alles voll von unseren Jungens. Die könnten helfen, dass es schneller geht!»

«Und wie!» stimmt Petiot zu. «Die Fritzen kämen schon ins Rennen.»

«Wenn wir sie rennen lassen.» Courtot blickt geheimnisvoll drein. Pe-

tiot spitzt die Ohren. Der andere ereifert sich: «Wir würden ihnen das Rennen versalzen. Die Brücken würden dutzendweise vor ihnen auffliegen. Ein Glück, dass die Unseren jetzt das Plastic haben.» Und er schweigt wieder.

«Plastic», notiert Petiot in seinem Gedächtnis. Und beiläufig meint er: «Ja, das Plastic. Das soll ganz wunderbar sein.»

Doch Courtot schickt ihm nur einen misstrauischen Blick zu und verschliesst sich wieder.

Zwischendurch wird Petiot zum x-ten Male verhört. Unermüdlich bringt er neue Ausschmückungen an seiner Ozanan-Geschichte an, die den Deutschen schon ellenlang zum Halse heraushängt. Was sollen sie mit diesem Petiot machen? Sie werden nicht schlau aus ihm. Dass er die Finger in den Judenpassagen drin hatte, steht fest. Andererseits wirkt er nicht wie ein Patriot und Menschenfreund. Dafür haben die Gestapoleute einen Riecher. Die einen sind der Meinung, Petiot sei «hervorragend intelligent»; andere vertreten den Standpunkt, er sei «bloss ein pathologischer Schwätzer». Aber alle sind sich darüber einig: solche Typen geben brauchbare Spitzel ab.

Die Mitgefangenen in Fresnes erfahren nicht, warum die Gestapo am 8. Februar 1944 unvermittelt Petiot die Freiheit wiedergibt. Man flüstert sich beim Rundgang im Gefängnishof allerlei von Papieren zu, die der Doktor unterschrieben haben soll.

SS-Sturmführer Regierungsrat Dr. Bertelen händigte Petiot am frühen Morgen, als noch die Lampen brannten, Entlassungsschein und Schlüsselbund aus.

Die Schlüssel! Fest drücken Petiots Finger das kühle Metall. Kein Gestapomann, kein französischer Polizist ahnt, welches Tor der schwere Schlüssel mit dem dreizackigen Bart aufschliesst. Das weiss nur der Hausbesitzer allein.

Petiot verschwindet

Auf flüchtig abgestaubtem Fahrrad radelt Petiot die Champs-Elysees hinauf.

Die Rue Lesueur liegt vornehm und schweigend da wie immer. In der klammen Februarluft wirkt sie ganz besonders öde. Die Läden von Nummer Einundzwanzig triefen vor Nässe. Knirschend dreht sich der Schlüssel. Schon öffnet sich das Tor. Es ist alles ganz anders als in dem Traum.

Es ist kalt, und das freut Petiot, Vielleicht wäre sonst, was vier Meter

tief in der Stallgrube liegt, trotz der schweren Steinplatte vom Wind über die hohe Mauer hinaus verräterisch geweht worden. Noch ist es kalt; aber das Wetter kann täglich umschlagen. Petiot muss handeln.

Es zeigt sich, wie gut es ist, wenn einer was gelernt hat. So viel Chemiker ist der Arzt Petiot, dass er die ausdörrende Wirkung des Löschkalks auf Fleisch und Bein kennt. Woher bekommt er aber den Kalk? Wer soll ihn liefern? Wer anders könnte ihn besorgen als derjenige, der ohnehin Bescheid weiss, der schon all die vielen Koffer aus der Rue Lesueur abholte und auf dem Dorf verbarg: Bruder Maurice daheim in Auxerre?

Die Kalkfuhrer rollt an. Petiot schaufelt sie in die Grube. Da mag vorerst alles liegenbleiben. Eine acht Zentner schwere Decke drückt darauf. Der Doktor spürt ordentlich, wie der Kalk frisst, saugt und dörrt.

Und er? Immerhin hat er acht Monate Kittchen hinter sich mit dünnen Wassersuppen und klitschigem Brot. Er hat acht Monate hindurch elend schlecht geschlafen und wüst geträumt. Er hat mit Nerven, so scharf gespannt wie Klaviersaiten, Verhöre durchgestanden und auf Ausdrücke wie «Plastic» und «Cumulo» gehorcht. Petiot ist erholungsbedürftig.

Auxerre nimmt ihn auf. Zu Hause füttert man ihn wieder heraus. Er bekommt sein Frühstücksei am Morgen. Sein Schlaf ist traumlos. Von der Rue Lesueur wird unter den beiden Brüdern nicht gesprochen. Es genügt, wenn Maurice über die Gruppe «Fliegengift» und ihren Chef, den Dr. Eugène, ein paar Stichworte erfährt. Im Übrigen ist Petiot ehrlich bemüht, mit den Widerstandskämpfern von Auxerre Tuchfühlung zu gewinnen. Der kluge Mann baut auch hier vor. Denn der Russe steht schon vor Lemberg.

Vier Wochen braucht Marcel Petiot, um auf die Beine zu kommen. Seine Augen haben wieder den alten Glanz. Seine Tatenlust erwacht aufs Neue. Nein, er ist nicht für dieses Städtchen mit Kopfsteinpflaster geschaffen, für Frühstücke mit selbsteingekochter Marmelade und frischgelegten Eiern. Er hat anderen Wein gekostet. Es drängt ihn auch nachzusehen, was sich in der Grube tut.

«Oh, Herr Doktor!» ruft die Hauswirtsfrau von Nummer 19 nebenan, als sich Petiot vom Rade schwingt. «Gut, dass ich Sie sehe. Hören Sie mal!» Sie winkt ihm von dem Parterrefenster aus zu, dessen brüchiges Verdunkelungsrollo sie gerade mit Klebestreifen repariert.

Doktor Petiot schiebt sein Rad über den Bürgersteig. Er spürt, dass man ihm etwas Unangenehmes offenbaren wird. Was er vernimmt, ist wirklich kein Spass. Auch in Paris fällt ein leeres Haus auf, weniger den Parisern, von denen jeder für sich lebt, als den Deutschen, den ewig Raumbungrigen. Kurzerhand haben sie das offenbar seit einiger Zeit unbewohnte Grundstück Nr. 21 beschlagnahmt. Ab 1. April. So ward es mangels Anwesenden in Nr. 21 dem Hauswart von Nummer 19 mitgeteilt. Petiots Grundstück soll als Garage eingerichtet werden und einigen Dutzend Fahrern der Wehrmacht Unterkunft bieten.

Der Doktor schweigt. Die Hauswartzfrau, die einen Fluch erwartet hätte, wundert sich über seine Ruhe. «Na, lassen Sie man», tröstet sie ihn, «lange dauert das sowieso nicht mehr.»

Drei Wochen hat Petiot noch bis zum 1. April. Bis dahin muss, was im Kalk liegt, spurlos verschwunden sein. Das steht bei ihm fest. Der Kalk allein schafft es nicht. Zur Aussaat ist es zuviel. Also muss das Feuer helfen.

Feuer braucht Kohle. Und Kohlen sind äusserst knapp in Paris.

Es gibt nur noch stundenweise Gas. Von einer Kohlenzuteilung keine Spur. Der Doktor durchblättert im Geiste seine Patientenkartei und hakt ein bei Frau Julie Lasserre, Eigentümerin eines Kohlenplatzes in der Rue de la Jonquière. Wozu hat er damals die kleine Lasserre von der hässlichen Gewohnheit des Morphiumspritzens befreit? Sie war noch eine Anfängerin, ein leichter Fall, und die Mutter hatte es ihm gelohnt und gedankt. Sie würde Petiot auch zu Kohlen verhelfen.

«Aber selbstverständlich, Herr-Doktor. Freut mich, dass ich Ihnen auch mal 'ne Freude machen kann. Sie haben wohl recht gefroren, wie?» Lind Frau Lasserre schlurft selbst aus ihrem überheizten Büroverschlag hinaus und hilft dem Doktor, seinen Zentnersack auf dem kleinen Fahrrad-Anhänger zu verstauen, den er sich bei seinem Gemüsehändler ausgeborgt hat. «Gut, dass Sie im Dunklen gekommen sind», lobt ihn die Kohlenhändlerin. «Am Tag, da gibt's immer gleich Gerede. Bis morgen Abend dann.» Sie drückt ihm herzlich die Hand.

Petiot schuftet schwer in dieser Nacht. Er macht alles allein. Das Hochwinden aus dem Kalk. Das Schleppen hin und her. Das Einheizen der beiden Ofen. Die Zerteilung seiner Reisenden in passende Stücke. Mit den Ofen ist er zufrieden. Die schaffen Was weg. In vier oder fünf Nächten, so hofft er, ist er durch. Frau Lasserre wird ihn mit der Kohle nicht im Stich lassen.

Petiot schuftet nachts und haut sich am Tage in seiner verlassenen Wohnung mit dem verödeten Sprechzimmer in der Rue Caumartin hin. Es ist ihm gar nicht recht, dass Mitte der Woche seine Frau auf einen Sprung nach Paris kommt, um ein paar Perserbrücken abzuholen. Der Doktor muss die verschiedensten Ausreden ersinnen, um seine nächtlichen Wege zu tarnen.

Pünktlich zu Beginn der Dunkelheit stellt er sich wieder mit Rad und Anhänger bei der Kohlenhändlerin ein. So fünf, sechs Zentner, das sieht sie ein, muss er für den Rest des Winters haben.

Bis am Samstag, dem 11. März, ein Wind vom Golf von Biscaya sich aufmachte und nicht müde wurde in seinem Wehen. Bis er zu der grossen Stadt kam und den fetten Qualm, der seit zwei Tagen aus dem Kamin des Hauses Rue Lesueur 21 stieg, immer wieder hinabdrückte in die Strasse, so dass der Hauswart Marçais von 23 endlich Anstoss daran nahm.

Noch am Abend der Entdeckung, nachdem Petiot mit seinem Fahrrad im Hause in der Rue Lesueur aufgetaucht war und den Beamten das Wort «Widerstandsbewegung» zugeflüstert hatte, packte er hastig drei Koffer mit seinen besten Sachen und begab sich mit seiner Frau, der er etwas von «Resistance» andeutete, zu einem befreundeten Restaurateur etliche Häuser weiter. Von dort rief er dann seinen Bruder Maurice in Auxerre an.

Nur zwei Minuten und sechsundvierzig Sekunden hat dies Gespräch der beiden Brüder gedauert. Der Quittungszettel vom Telefonamt wurde beigebracht und kam zu den Akten. «Man hat das gefunden. Du weisst schon was», hat der Arzt in den Apparat gezischt. «Aber alles kann noch gut werden.»

Am gleichen Abend noch reiste Frau Petiot nach Auxerre. Der Doktor aber verschwand.

Erst vom 25. März ab lässt sich Petiots Spur wieder verfolgen. Auch diesmal half ihm die Patienten-Kartei aus der Klemme. Ein Bleigiesser namens Georges Reboux hatte die Ehre, den Doktor beherbergen zu dürfen.

Ja, liest denn Herr Reboux keine Zeitungen? Gewiss tut er das. Doch diesmal weiss er mehr als alle Gazetten, die von den Deutschen gekauft sind und das schreiben müssen, was sie diktieren. Er weiss mehr über den Fall Petiot. Er weiss es von Dr. Petiot selbst. Patriotische Taten der Widerstandsbewegung sind hier im Spiel. Warum soll er in seiner ruhigen Parterrewohnung nicht einen solchen Mann aufnehmen, der ihm vielleicht eines Tages von Nutzen sein kann? Auch Herr Reboux hat schon

einmal Bleirohre für Hotels geliefert, die für deutsche Ansprüche hergerichtet wurden. Und er hat gut dabei verdient. Wenn dergleichen später als «Collaboration» geschmäht werden sollte, ist ein Widerstandskämpfer wie Dr. Petiot in der Hinterhand, dem man Schutz und Hilfe bot, nicht zu verachten.

Da sitzt der Doktor nun in der Rue Faubourg St. Denis, liest alle Zeitungen und wundert sich insgeheim, wie schnell man mit den Funden in der Rue Lesueur fertig wird. Er erheitert die Familie Reboux durch drollige Geschichten, wie zum Beispiel die Sache mit dem nächtlich ausgerissenen Grabkreuz Von Villeneuve, das die Kellertreppe hinunter polterte. Oder er verbreitet Wellen von Staunen und Furcht durch blutrünstige Fly-Tox-Berichte. Derweil spriest des Doktors Bart. Schon umrahmt er schwarz und seidig Kinn und Wangen. Selbst wenn Petiot, ausgegangen wäre, hätte ihn keiner von seinen alten Freunden oder Patienten erkannt. Doch er blieb lieber zu Hause.

Paris im Sturm

Im Mai 1944 heulen die Sirenen so oft, dass die Pariser schon längst nicht mehr in die Keller eilen. Eine sonderbare Spannung liegt in der Luft. Spitzel und Kollaboranten finden des Morgens in ihren Briefkästen niedliche kleine Pappsärge. Selten nur spricht einer davon.

Am Morgen des 6. Juni, als der Regen schüttet und die Stürme durch die Boulevards heulen, springt die Nachricht von Mund zu Mund, dass die Amerikaner und Engländer an der Nordküste gelandet seien, über Rouen gehen Fallschirmjäger nieder. Und dabei giesst es und stürmt. Die Pariser frieren und schlottern in ihren Mänteln und Überziehern. Doch ihre Mienen sind hoffnungsvoll hell.

Ein endloser Strom deutscher Truppen und Wagen, mit Zweigen getarnt, ergiesst sich über die Ausfallstrassen nordwärts. Ebenso endlos strömen die Ambulanzwagen aus der Normandie zurück und betten ihre blutende Fracht in die längst überfüllten Krankenhäuser.

Auf den Mauern erscheinen grosse und kleine Plakate. Die grossen verkünden im Namen der Wehrmacht, dass jeder mit der Waffe aufgegriffene Franzose als Heckenschütze betrachtet und gleich erschossen werde. Die kleinen Plakate, schäbige Handzettel nur und von der Résistance unterschrieben, berichten von einem Massaker in einem Dorf

namens Oradour-sur-Glane: Dort haben SS-Truppen, um ein Attentat auf die Ihnen zu rächen, kurzerhand alle Frauen und Kinder des Dorfes in der Kirche eingesperrt und lebendig verbrannt. Schweigend stehen die Pariser vor diesen Zetteln. Ohne Furcht, dabei erwischt zu werden, lesen sie wieder und wieder die hektographierten Zeilen. Am 19. Juni heult V-1 über den Kanal, die geheimnisvolle deutsche Waffe. Als es einmal aufklart, fahren deutsche Panzer den Boulevard St. Michel hinab Parade. Auf den Terrassen der Cafés sitzen derweil junge Franzosen, nippen an ihrem Aperitif und schauen mit undurchdringlichen Mienen auf die unheimlichen Fahrzeuge.

Mit Schimpfen und Flüchen bemühen sich zwei grauköpfige OT-Männer, die verschreckten normannischen Kühe zusammenzuhalten, die sie vor sich her den Boulevard hinauftreiben.

Um Caën und Cherbourg toben Kämpfe. Die deutschen Besatzungsbehörden von Paris scheinen nichts davon zu wissen. Sie spielen Frieden. Unentwegt gibt die Kommandantur für 6 Francs oder 30 Pfennig ihren kleinen «Wegleiter durch Paris» heraus. Alles erfährt der deutsche Soldat daraus. Was die Oper spielt, und wo man schwimmt, rudert, radelt. Der Soldat hat die Wahl zwischen dem «Barbier von Sevilla» und klassischem Ballett. Er kann ins Flussbad von Poissy fahren, zum Pferderennen nach Auteuil, zum Boxkampf, wo der Bantamgewichtsmeister René Mogret gegen Pierre Foulloux seine aufsteigende Form beweisen will, oder zum Windhundrennen nach Courbevoie. Wer will, kann sich das Reichssportabzeichen erwerben oder ausgezogene Mädchen im Casino de Paris anschauen, oder bei Tee und Cocktail den Liedern von Suzy Solidor lauschen. Literarisch interessierte Soldaten trauen sich auch ins Theater «Vieux Colombier», wo man «Huis Clos» spielt, das Höllenstück «Hinter verschlossenen Türen» des vielumstrittenen Jean Paul Sartre. Kummervoll berichtet darüber der deutsche Kunstbetrachter: « . . . dort tanzen die Menschen Sartres einen Totentanz von verzweifelter Trostlosigkeit, die durch keinen Schimmer von Hoffnung versöhnend überstrahlt wird, unerbittlich und ohne Ende.»

Ahnt er nicht, dass ein anderer Totentanz begonnen hat, weitaus verzweifelter, trostloser und unerbittlicher?

Am 20. Juli explodiert im Führerhauptquartier eine Höllenmaschine. Einen Tag lang schwankt die Lage. Die Pariser bemerken mit Erstaunen, dass die Gestapo in der Avenue Foch und in der Rue des Saussaies plötz-

lich belagert wird. Auf Anordnung von General v. Stülpnagel, dem deutschen Militärbefehlshaber von Paris, führen deutsche Soldaten rund 1'400 Gestapoleute und Spitzel ab und verfrachten sie ins Militärgefängnis Fresnes. In der Nacht spricht der noch einmal davongekommene Führer zu den Seinen. Und wieder wendet sich das Blatt. General v. Stülpnagel flieht und macht einen Selbstmordversuch. Die Meuterei der Offiziere bricht zusammen. Die Hitlerstreuen sind wieder obenauf und wollen Tags darauf die eingesperrten SD- und Gestapoleute aus dem Gefängnis befreien. Doch die trauen der Lage nicht. Sie weigern sich, ihre Zellen zu verlassen. Sie haben Angst, dass man sie draussen über den Haufen knallen wird.

Während neue, grössere V-Waffen über den Kanal heulen, brechen die Amerikaner bei Avranches durch. Am 3. August stehen sie in Brest, in Rennes. Es klart auf. Sonne strahlt durchs Gewölk. Dreist blicken die Pariser den Deutschen in die fahl gewordenen Gesichter.

Was die Soldaten nur ahnten, wussten die Generäle längst: Der Krieg in Frankreich war für Deutschland verloren. Aus den Händen des Feldmarschalls Model, der ihn ablösen sollte, nahm Feldmarschall v. Kluge seinen Abberufungsbefehl entgegen. Er las die getippten Zeilen bis zu Hitlers steil abfallender Unterschrift. Er biss sich auf die Lippen, stieg in seinen Wagen und verschluckte die seit Wochen bereit gehaltene Giftkapsel.

Während Hitler in wütenden Chiffre-Telegrammen aus Ostpreussen unentwegt den Kampf um Paris bis zum letzten Haus forderte, trafen sich in aller Vorsicht deutsche Generäle mit Sprechern der Stadt und der Résistance. Gemeinsam überlegten diese Männer, wie Paris heil durch die Tage gebracht werden könnte, die es bis zur Befreiung noch vor sich hatte. Unterdes vollzog sich, nunmehr offenkundig und aller Tarnung bar, die deutsche Flucht. Wagen über Wagen rollte seit dem 17 August in Richtung des Nord- und Ostbahnhofs. Stundenlang waren die Strassen verstopft. Was an Verwundeten transportfähig war, wurde auf Autos verladen. Aus den eleganten Hotels, dem «Majestic» und dem «Meurice», traten SS-Führer und hohe Offiziere und bestiegen ihre langschnauzigen Wagen. Und mit Erbitterung sahen die Landser, dass gar mancher der Herren noch Zeit und Benzin fand, um Möbel, Teppiche und die Freundin mitzuladen.

Als die SS das Feld geräumt hatte, taten sich mit stillschweigendem Einverständnis der Generalität die Tore von Fresnes auf. Inmitten lachender und schluchzender Häftlinge taumelte auch der junge Roger Courtot,

Dr. Petiot's ehemaliger Zellengefährte, hinaus auf die grellbesonnte Strasse.

Petiot aber hantierte derweil im Hinterzimmer von Reboux an dem dürftigen Detektorgerät herum, das sich Reboux junior gebastelt hatte. Und zwischen Quietschen, Fauchen und Pfeifen erwischte er die Nachricht: «Die Amerikaner in Chartres.»

Er überlegt. Wie weit mag die französische Polizei mit ihren Ermittlungen in der Rue Lesueur gekommen sein? Wann darf er sich wieder ans Tageslicht wagen? Er ist kribbelig und nervös. Er raucht viel zuviel. Mit einem Ruck zieht er den Stecker aus dem Gerät und angelt nach der zerlesenen Schwarte, mit der er sich seit Tagen unterhält: «Les Mystères de Paris» von Eugen Sue.

Jetzt sitzen keine Feldgrauen mehr auf den Terrassen beim friedlichen Bock. Nicht einmal Nr. 103 des «Deutschen Wegleiters für Paris» ist erschienen. Die Stadt widerhallt von den Sprengungen der Munitionsdepots. Schüsse bellen durch die Strassen.

Die Résistance hat plötzlich Waffen. Ihre Revolver und Pistolen stammen zum grossen Teil aus Kanalisationsröhren, in die sie von ängstlichen Parisern geworfen worden waren, als die strengen Verfügungen über Waffenbesitz erschienen. Die Kanalarbeiter hatten! sie wieder aufgefischt und den Widerständlern in die Hände gespielt.

Die SS knallt von den Dächern herunter, wo immer sich Volk zusammenrottet. Scherben klirren. Grosse Schaufensterscheiben und die kleinen der Schaukästen vor den Fotoateliers, in denen Gesichter deutscher Soldaten unter glänzenden Stahlhelmen oder Mützen mit Silberschirmen für Mütter und Bräute daheim lächeln, werden zersplittert. Zwischen den Backsteinen vor dem Pantheon sickert in Bächen Blut. Sechs Tote, darunter eine grauhaarige Hausfrau mit der leeren Einkaufstasche am steifen Arm.

Am 19. August geschieht etwas Verblüffendes: Da lässt sich am Boul' Miche ein deutscher Soldat von Männern der französischen Widerstandsbewegung, die nur mit einer Armbinde ausgerüstet sind, ohne Gegenwehr gefangennehmen. Nun ist kein Halten mehr. Am 20. August sind Rathaus, Polizeipräsidium und der Bahnhof Batignolles in Händen der Franzosen. Die Trikolore steigt hoch, während über dem Platz de la Concorde noch das Hakenkreuz flattert.

Paris errichtet Barrikaden. Junge Burschen mit der Armbinde, Angehörige der «Forces Françaises d'intérieur», kurz «Fifis» genannt, zielen

auf die PneuS deutscher Wagen, nehmen die Insassen gefangen. Aus den Fenstern schauen die Anwohner zu. Die Milchfrau schreit guten Rat dazwischen. Der Kneipenwirt bringt den Fifis zu trinken. Im Eckhaus werden sie verarztet und verbunden. Ein Fifi baut ein Hitlerbild oben auf die Sandsäcke. Sollen die Deutschen es mit Kugeln spicken.

Plötzlich ist das Gerücht vom Waffenstillstand da. Deutsche Soldaten kommen und legen freiwillig die Waffen nieder. Die Menge umringt sie, betastet sie, radebrecht friedlich mit ihnen. Die Mädels lachen. Alle Boulevards sind gerammelt voll von Spaziergängern – bis der Abend das Friedensgerücht dementiert.

Wieder knattern Schüsse durch Paris. Schon steht der Amerikaner vor Fontainebleau. Post und Telegraf streiken. Auch die Totengräber. In den Kirchen türmen sich die Särge. Plötzlich tauchen an den Kiosken verbotene Blätter auf: «Libération», «Combat». Es heisst, dass die zurückbleibenden Deutschen nur noch den Fluchtweg über die Seinebrücken für die Truppen sichern, die aus der Normandie strömen.

Schon öffnen die ersten Metzgereien ihre Türen. Sie haben sogar frisches Fleisch. Die Hausfrauen rufen es sich freudig zu und lassen sich nicht stören, wenn Fifis und Vichy-Miliz sich oben über die Dächer jagen und um die Schornsteine herum Kugeln pfeifen lassen.

«Wissen Sie schon? Sacha Guitry ist wegen Kollaboration verhaftet worden?»

«Jetzt kommen sie alle dran.»

«Oder auch nicht. Was mein Kollege im Betrieb ist, ich nenne keine Namen, hat immer bei den Deutschen gegessen. Also, der rennt seit gestern mit 'ner Armbinde 'rum und spielt den alten Kämpfer.»

«Dafür haben sie sogar die Putzfrauen eingesperrt, die im Gestapohaus aufgewischt haben.»

«Und die Suzette, die aus dem Eckbistrot, die haben sie geschoren. Aber ratzekahl. Und auf die Stirn haben sie ihr ein Hakenkreuz gemalt.»

«Pfui Teufel.»

«Was heisst pfui? Das hat sie nun von ihrem Gelaufe mit den Fritzen.»

Am 24. August, bei strahlendem Sonnenschein, rollen die Spahis des Generals Ledere mit ihren Panzern und Camions in Paris ein. Von Notre-Dame läuten die Glocken. Gedränge die Strassen entlang. Jubel, Kuss-

hände, Blumen. Mütter halten ihre Kleinen hoch. Mädels schwingen sich auf die Panzer hinauf. Die Wochenschau filmt. Und am Abend blüht über dem Rathaus buntes Feuerwerk.

Unterdes hält sich befehlsgemäss fünfhundert Meter weiter im Senatsgebäude noch ein deutsches Nest. Auf den Strassen wird geschossen und gestorben.

Durch die Rue de Rivoli zieht ein Trupp deutscher Gefangener. Junge Männer, die Hände im Nacken verschränkt, in den Augen Verwirrung und Entsetzen. Sie schieben sich durch den festlichen Trubel aufgeregter, lachender Pariser. Ein Zivilist springt in die Reihen der Gefangenen und schlägt einem jungen Kerl ins Gesicht. Doch sein Beispiel findet keine Nachahmer. Missbilligend sehen ihn die plötzlich ernst gewordenen Passanten an. Da verdrückt er sich.

Die Angler aber angeln auch heute. Die Billardspieler spielen Billard. Die leichten Mädchen äugen.

Vor dem «Odeon» ist ein deutscher «Tiger» zurückgeblieben. Zahnlos und ausgebrannt. Mit viel Geschrei turnen die Pariser Kinder darin herum. Sie achten nicht auf die halbgetrocknete rote Lache unter den zer-rissenen Raupenketten.

In der Nacht zum Montag fallen deutsche Bomben auf Paris. Wie eine Fackel steht die brennende Weinhalle vor dem Himmel. Am anderen Morgen, dem 29. August, rollen die Amerikaner in Paris ein. Unübersehbar ergiesst es sich in die Boulevards: Panzer, Trucks, Jeeps, Geschütze. Die Boys aus Jowa und Louisiana lachen mit weissen Zähnen aus braunen Gesichtern. Sie halten Zeige- und Mittelfinger in V-Form hoch, als Zeichen des Sieges, und werfen mit nachlässiger Geste, reiche Verwandte aus Übersee, Zigarettenpäckchen unter die Menge.

«Man kommt nicht mal dazu, sich auszuruhen», meinen die Mädchen, die es wissen müssen.

Und gar viele Kollaboranten, denen es vier Jahre hindurch gut gegangen ist, denken mit Unbehagen an die niedlichen Pappsärge, die sie vor elf Wochen in ihren Briefkästen gefunden haben.

Herr von Wetterwald

Wo war Petiot, während in den Pariser Strassen die Schüsse widerhallten? Anfangs fühlte er sich so angegriffen, dass er nur am Radio mitkämpfen konnte. Aber der Siegesjubel draussen machte ihm Mut und lockte ihn schliesslich vor die Tür. Er schlang sich die vertrauenerwe-

ckende Binde des Roten Kreuzes um den linken Oberarm und mischte sich als Kämpfer der letzten Minute unter die Kämpfer. Die Familie Reboux war sogar der Meinung, dass der Doktor nunmehr hervortreten und allen Leuten verkünden könne, er sei Petiot alias Dr. Eugène, Chef der Gruppe «Fliegengift». Petiot nickte. Aber er tat nichts dergleichen. Er behielt Backenbart und Schnurrbart und machte nicht den geringsten Versuch, alte Freunde oder Mitkämpfer wiederzusehen.

Dafür besann er sich auf einige Adressen, die er in Fresnes aufgeschnappt und in seinem gut funktionierenden Gedächtnis notiert hatte. Mit dem Roten Kreuz auf dem Ärmel sprach er in den Wohnungen von Ärzten vor, die er verhaftet oder deportiert wusste. Er präsentierte sich als derjenige, der mit ihrer Rückführung nach Paris beauftragt sei, und horchte dabei die Angehörigen aus. So kam er Mitte September zu Doktor Gérard, einem bekannten Radiologen, und stellte sich ihm als Arzt und Widerstandskämpfer unter dem Namen Valéry vor.

«Und was kann ich für Sie tun, Herr Doktor Valéry?»

Gleich ist Petiot mitten drin in einer Geschichte. Da hat er im Gefängnis von Fresnes den besten Freund von Doktor Gérard kennengelernt, den Dr. von Wetterwald, auch ein Arzt und, trotz des deutschen Namens, ein Franzose und Widerstandskämpfer, Anführer der Gruppe «Vengeance», Rache. Von den Deutschen bei Sabotage ertappt, Januar 1944 von Fresnes nach Mauthausen deportiert. Alles das hat Petiot aufgeschnappt und sich gemerkt.

Dr. Gérard ist sehr herzlich zum Freund seines Freundes. Er schickt ihn zu des Freundes Mutter. Die alte Frau von Wetterwald bekommt fast einen Herzkollaps vor freudiger Erregung, als sie hört, dass nun die Möglichkeit besteht, ihren Sohn von Mauthausen über die Schweiz nach Paris zurückzubringen.

Die Tränen laufen ihr übers Gesicht. Mit ihren steifen Gichtfingern hantiert sie ungeschickt in der Schreibtischschublade herum und ist dem Besucher dankbar, als er selber die Mappen und Papiere zur Hand nimmt und das Notige herausucht.

«Da Ihr Sohn Leutnant war, brauche ich zur Repatriierung auch die Militärpapiere», sagt der Besucher und nimmt den Militärpass an sich. Auch den Personalausweis steckt er ein.

Die alte Dame zittert noch immer vor freudiger Aufregung, als sie den Besucher zur Türe bringt: «Wenn er bloss bald käme, der Junge!» Sie wischt sich die Tränen ab: «Der liebe Gott kann mich jeden Tag heimholen. Aber vorher möchte ich den Jungen noch einmal sehen.»

«Sie werden ihn wiedersehen», lügt der Mund des Marcel Petiot. Seine Augen sehen ohne Scham in die Augen der Mutter. Er kann so aufrichtig blicken.

Zwei Tage später erscheint in der Kaserne von Reuilly im Osten von Paris ein grosser, dunkelhaariger Mann. Er trägt eine Rote-Kreuz-Armbinde und bittet, dass man ihn zum Kommandanten führe. Hier stellt er sich vor, bescheiden, sympathisch: «Ich bin Doktor von Wetterwald. Vielleicht sagt Ihnen der Name was. Hier meine Militärpapiere. Mein Ausweis.» Und er blättert die Dokumente auf, die er einer alten Mutter stahl.

«Doktor von Wetterwald?»

«Ja, der Name klingt ein wenig boche, nicht wahr? Wir sind Elsässer, alte Franzosen. Man kennt mich. Erkundigen Sie sich bitte. In der Résistance habe ich übrigens den Kampfnamen Valéry geführt. Es wäre mir lieb, wenn es dabei bleiben könnte. Man hängt an solch einem Kampfnamen, nicht wahr?»

Man könnte als falscher Dr. Wetterwald hereinfallen, da wirklich einige Leute hier herum den richtigen kennen, der Gott weiss wo stirbt und verdirbt.

So wird also in Reuilly, nachdem der Kommandant tatsächlich lauter Löbliches über den Kämpfer Wetterwald vernommen hat, ein neuer Mann registriert: Von Wetterwald, genannt Valéry, Leutnant, Führer der Gruppe «Rache», nunmehr wieder aktiver Soldat.

Eine Woche später ist Dr. Petiot, alias Dr. Eugène, alias Leutnant von Wetterwald, alias Valéry, zum Hauptmann avanciert und mit der Niederkämpfung letzter, versteckter Reste der Vichy-Milizionäre betraut.

Nagelneue Papiere hat der Hauptmann Valéry. Sein politisches Zuverlässigkeitszeugnis datiert vom 24. Oktober 1944. Er soll nunmehr dem Kommandanten des zweiten Ersatzbataillon-Büros als Adjutant beigeordnet werden. Man hört., dass er den Kommandanten nach Indochina begleiten wird, wo die Flamme des Aufruhrs züngelt. Das ist weit fort. Es ist gar nicht auszudenken, was Petiot alias, alias noch alles auf dieser Welt ausgerichtet hätte, mit welcher Bravour er gegen die Indochinesen vorgestürmt wäre, die Waffe in der Hand, jeder Zoll ein Kämpfer, wenn . . . wenn am Morgen des 31. Oktober 1944 ein anderer Mann als Charles Dogniaux an der Haltestelle Saint-Mandé Dienst gehabt hätte. So aber stand an dieser Metrostation unweit der Kaserne der Beamte Dogniaux von der Militärpolizei, dessen berühmt gutes Personengedächtnis kein

steckbrieflich gesuchtes Gesicht verlor, mochte dieses Gesicht auch inzwischen eine Bartkrause und einen Schnurrbart hinzubekommen haben.

Dogniaux war an diesem Tag in Uniform. Er grüsste den Hauptmann. Der grüsste elegant zurück. Dogniaux stutzte. Und dann tropfte es ihm heiss ins Bewusstsein: Das ist Petiot! Er drehte sich um, ging zurück und legte dem Hauptmann die Hand auf die Schulter: «Sie sind verhaftet.»

«Verrückt geworden?» Der Hauptmann will weiter.

Aber der andere tritt vor ihn hin, so dass er nicht weitergehen kann. Jetzt ist Dogniaux seiner Sache ganz sicher: Er hat die Augen gesehen.

«Lassen Sie mich vorbei. Sie müssen sich irren.» Der Hauptmann kramt in seiner Brusttasche: «Hier, meine Papiere. Mein Name ist Valery.»

Schon sammelt sich Volk an. Es umdrängt neugierig die beiden am Metroeingang.

Der Beamte dämpft die Stimme: «Kommen Sie mit. Es hat keinen Zweck mehr, Herr Doktor Petiot.»

«Ich protestiere!» ruft der Hauptmann und fingert wieder in seinen Papieren. Doch nun flattern ihm die Hände.

Es hilft ihm nichts. Petiot muss dem Polizisten auf die Wache folgen. Dort nehmen sie ihm die Brieftasche ab. Die funkelnegeleuchten Hauptmannspapiere kommen zum Vorschein. Es findet sich jedoch noch mehr. Verdutzt entziffern die Männer den Personalausweis eines Herzogs de la Rochefoucauld, eines Grafen de la Roche-Guyon, einer Madame Bonnafous und eines Jean Duval, Milizionär. Und als sie schliesslich zwischen allen möglichen Schmierzetteln und Aufrechnungen auch noch die Kennkarte des Schauspielers Hany Baur entdecken, sind sie wie vor den Kopf geschlagen.

«Wie kommen Sie an diese Papiere?»

«Ich habe sie Kollaboranten abgenommen.»

«Was? Harry, Baur? Dem Juden? Den die Deutschen eingesperrt hatten?»

«Dies Dokument hatte ich zu Monsieur Baur's Rettung sichergestellt.»

Kopfschüttelnd lauschen die Polizeimänner diesen verworrenen Reden. «Hallo, hier steckt noch was!» ruft einer und zieht aus einer vergessenen Klappe der Brieftasche ein hellblaues Blättchen.

«Was ist denn das?»

«Eine Lebensmittelkarte. Sehen Sie hier den Aufdruck J-2. Für Kinder unter zehn Jahren.»

Sonderbarerweise ist die unbenutzte Karte längst verfallen. Sie stammt laut Aufdruck aus dem Sommer 1942.

Drei Tage später übergab die Militärpolizei Petiot, der Uniform entkleidet, in grauem Zivilanzug dem Untersuchungsrichter. In den Zeitungen erschien zwischen den gross aufgemachten Siegesmeldungen der Alliierten Anfang November eine kleine Notiz: «Am 31. Oktober wurde der des Massenmordes verdächtige Dr. Petiot an der Metrostation St. Mandé verhaftet. Er besass Papiere, die auf den Namen Hauptmann Valéry lauteten, und war stellvertretender Chef des zweiten Büros des in der Kaserne von Reuilly liegenden Bataillons.»

So klein die Notiz ist, so gross ist das Echo. Und gleich setzt der Streit ein. Für Petiot! Den Sozialisten! Den Widerstandskämpfer! Gegen Petiot! Den Massenmörder! Den Vernichter gejagter Juden!

Auch eine dunkelhaarige Frau, die in einer Vorstadtbäckerei hinter der Ladenkasse sitzt, bekommt die Notiz zu Gesicht. Und sie weint. Denn sie ist Frau Petiot. Sie weiss: Nun wird man sie wieder abholen, ausfragen, einsperren, nachdem man sie erst vor drei Monaten entlassen hat. Dann wird ihr Junge, der immer noch vom Schulbesuch befreit ist, ganz allein im grossen Paris Zurückbleiben.

Und mühsam, von Hustenanfällen unterbrochen, sagt in Auxerre Maurice Petiot, wobei er mit der abgemagerten Hand auf die Werkstatt weist, die nur selten mehr einen Kunden sieht: «Nun ist es aus. Nun können wir zumachen.»

Bilanz

Achtzehn Monate sind seither vergangen. Die Zeit hat sich gewandelt. Aus Krieg ist Frieden geworden. Die Richter haben gewechselt. Richter Berry, der die ersten Schritte in das Grauen um Petiot tat, ist kurz vor des Doktors Verhaftung durch Richter Mariotte ersetzt worden, der wiederum nach einigen Wochen Richter Goletty Platz machen musste.

An einem dunstigen Märztag des Jahres 1946 schiebt Richter Goletty den Turm aus Akten, die ungezählten Mappen, Protokolle, Durchschläge, Gutachten, Fotos, Verzeichnisse müde von sich. Die Akten versperren ihm den Blick. Er sieht nur noch Papier. Ein dickes Skriptum ist heute dazugekommen. Eine Art Rechtfertigungsschrift. Der Angeklagte hat sie selber in der Musse der Untersuchungshaft verfasst. Es sind 490 vollgeschriebene Kanzleibogenseiten. Goletty liest den ersten Satz des ersten

Kapitels. Im Ganzen sind es sieben Kapitel. Der Doktor schwärmt für die Sieben. Es gab auch mal sieben Punkte für die Auswanderer nach Argentinien. Goletty also liest: «Auch ich habe auf meine Weise gegen die deutschen Bedrücker gekämpft und habe viele Male mein Leben drangesetzt, um das Leben anderer zu retten.» Goletty reibt sich die Augen. Aber der Satz steht wirklich da. Er liest weiter: «Man belohnt heute den Widerstandskämpfer mit einem Orden, der diesen oder jenen Deutschen tötete oder einen Güterwagen mit Sprengstoff zur Entgleisung brachte. Warum bekomme ich, Dr. Marcel Petiot, der ich mehrere Dutzend Agenten der Gestapo liquidiert habe, keinerlei Auszeichnung?»

Also das Ehrenkreuz will Petiot für seine Taten haben? Goletty, der den Fall nun gründlich kennt, sieht keinen Orden am Ende des Prozesses. Im grauen Morgenlicht sieht er ein Fallbeil blinken.

Noch einmal lässt Goletty die Bilder und Figuren vor seinem Innern vorüberziehen, wie sie aus dem Aktenberg vor ihm aufsteigen. Er sieht den alten Dr. Braunberger mit seiner abgeschabten Tasche durch die Stadt eilen. Der kleine René Kneller im verwaschenen Schlafanzug. Ein rothaariger Kinderschädel. Kürschner Guschinow, der erste Passagier. Eine Frau vom Lande, die Angst hat. Elende Rauschgiftsüchtige, blind vor Gier. Die vielen gehetzten Juden mit ihren Koffern und ihrem letzten bisschen Kram. Dreyfus, das umstellte Edelwild. Jo und Jojo und der Baske und der Korse, die so prächtige Muskeln hatten und so blanke Mädchen, Von denen sie sich nicht trennen wollten. Und andere, viele, deren Spur ins Dunkel verläuft.

Vielleicht sieht Goletty nicht alles so, wie es war. Die Konturen verschwimmen oft. Die Farben passen nicht zusammen. Es gibt leere Flächen in den Bildern. Der Täter füllt sie nicht aus. Er lügt oder schweigt. Es gibt keine Tatzeugen. Die Opfer, Gott kennt sie allein, schweigen. In den Akten sind Widersprüche. Der Richter, Menschenkenner und Landeskennner, hat manches ausfüllen und ergänzen müssen. Er hat diese und jene Linie nachgezogen, verstärkt, erraten. Im Grossen und Ganzen aber, das fühlt Goletty, sieht er die Dinge so, wie sie waren. Er ist dem Menschen Petiot auf den Fersen. Er spürt im Labyrinth seines genialen und zugleich verderbten Gehirns herum. Er denkt dessen schreckliche Gedanken nach und erschauert.

Richter Goletty legt die Hand auf den hohen Aktenstapel. Er hält den furchtbarsten Fall fest, den je ein Gericht seines Landes abzuurteilen hatte. Geboren aus einer verwirrten Zeit, wie sie schrecklicher nicht er-

ahnt werden konnte. Nur in einer solchen Zeit, so sinnt der Richter, war ein Fall Petiot überhaupt möglich, wenn schon eine Erklärung für das Unklärliche gefunden werden muss.

Ein Blatt ragt aus dem Stapel heraus. Der Richter greift danach und will es in die Mappe zurückschieben. Er knipst die Schreibtischlampe an. Da fällt sein Blick auf den geschriebenen Namen Cécile Sorel. Ein Protokoll ist damit unterzeichnet. Goletty hat in diesen letzten Wochen während des Aktenstudiums nicht mehr recht lachen können. Jetzt lächelt er.

Das Satirspiel nach dem Drama. Das Spottgelächter in einem Meer voll Grauen. Es fehlt nie, Es fehlt auch nicht in der Affaire Petiot. Mit einem Hut fing es an, einem albernen Damenhütchen aus Federn und grünem Taft, das verloren und verstaubt im Flur des Schlachthaus Rue Lesueur lag. Und weil in diesem Hause jegliches Ding eine Spur zu einer Untat war, ging die Polizei der Spur des Hütchens nach. Das war einfach. Drinnen im Futter stand goldgepresst die Anschrift der Putzmacherin, Rue de la Paix.

«Erinnern Sie sich an diesen Hut, Mademoiselle?»

«Aber gewiss doch, mein Herr. Das war ja ein Modell. Extra von uns für Madame Sorel gemacht. Muss aber schon fünf, nein sechs Jahre her sein.»

«Für die berühmte Cécile Sorel?»

«Wir haben viele berühmte Kundschaft.»

Der Kommissar, der mit den Recherchen beauftragt ist, ahnt Schreckliches. Vielleicht hatte diese grosse Schauspielerin, die Seniorin des französischen Theaters, irgendwann einmal ein keckes, freches, ungeduldiges Wort gesagt, das Missfallen bei den Deutschen erregte. Oder sie hatte von der Bühne herunter Bemerkungen gemacht. Das war oft vorgekommen. Und nun war es für sie ratsam, aus Paris in die unbesetzte Zone zu verschwinden. Vielleicht hatte die Unglückselige sich um Hilfe an den Dr. Marcel Petiot gewandt.

Die Polizei fand nach der Befreiung Frankreichs die Adresse der Besitzerin des Hutes und klingelte an der Tür ihrer kleinen Riviera-Villa. Man hatte inzwischen erkundet, dass Madame Sorel einmal mit der Absicht umgegangen war, das Haus Rue Lesueur 21 für sich einzurichten. Sie hatte aber der hohen Kosten wegen wieder davon Abstand genommen.

«Pardon. Madame Sorel zugegen?»

Ja, Madame war zu Hause. Sie war also am Leben. War sogar quicklebendig, nach dem Geträller zu schliessen, das durch die Türe drang.

Neugierig erschien sie auf der Schwelle, hiess mit ihrer ungenierten Bassstimme den Beamten eintreten, wenn es auch noch reichlich früh am Morgen sei, kaum elf Uhr.

Die Unverwüstliche, über deren Alter die Schätzungen zwischen sechzig und fünfundsiebenzig schwanken, hört die Mär vom Hut und dem Schrecken, den er der Pariser Polizei eingejagt hat. Und sie freut sich. Sie ist also noch nicht vergessen. Man sorgt sich sogar um ihr Leben. Von den Funden in der Rue Lesueur hat sie natürlich gelesen und mit einer Gänsehaut reagiert.

«Und der Hut, Madame Sorel?»

«Ach ja, der Hut!» Sie muss ihn irgendwann liegengelassen haben, damals, als sie mit dem Haus noch Pläne hatte und es neu einrichten wollte. Eine scheussliche Mottenkiste übrigens und viel zu teuer. Sie hat das Hütchen reinweg in der Flurgarderobe vergessen. Wer setzt denn heute noch Hüte auf, nicht wahr? Übrigens trägt die Sorel Schwarz. Nicht das übliche Pariser Schwarz. Sie hat Trauer. Vor Kurzem ist ihre Mutter gestorben. Einige neunzig Jahre alt. Bis sie so alt ist, hat die Tochter noch viel Zeit. Einstweilen denkt sie gar nicht daran, irgendeinem Petiot ins Garn zu gehen.

«Es wäre auch ein Jammer gewesen, Madame.»

«Schönen Dank, Monsieur. Sie sind sehr galant.»

Schmunzelnd zieht der Beamte ab. So birgt auch dieser halbe Zentner aktenmässig notierten Grauens noch ein Lächeln.

Der Vorhang hebt sich

«Einlass für das Publikum. Zuerst die Presse mit Ausweis.»

«Endlich!» Ein Schwall von Menschen brandet gegen die Tür und ergiesst sich in den Schwurgerichtssaal. Man drängt sich, stösst. Schwenkt gültige und ungültige Eintrittskarten, über rennt fast die beiden Gerichtsdiener. Irr Nu sind die Bänke besetzt. Männer und Frauen, dicht gedrängt, eng zusammengekeilt. Für vierhundert Menschen ist Platz vorgesehen. Doch tausend sind im Saal. Ein liches und buntes Bild; denn die Frauen sind weitaus in der Mehrzahl. Man sieht sehr gepflegte Damen in Frühjahrskostümen, die den New Look vorwegnehmen. Stars von Bühne und Film. Sensationslüsterne Augen unter halben Schleiern. Parfüms wehen. Der Kriminalstar Petiot hat ein erlesenes Publikum.

Noch hat er die Bühne nicht betreten. Die Anklagebank ist leer. Doch die Dekoration ist schon fertig aufgebaut. An der Seitenwand, über deren

Holztäfelung ein Riesenfresco prangt, stapelt es sich fast vier Meter hoch: Koffer über Koffer. Kabinenkoffer und Hutschachteln. Schweinsleder neben Pappe. Alle Koffer stehen mit Schlössern und Griffen nach vorn ausgerichtet. Griffe, die einstmals von angstfeuchten Händen umklammert wurden. Wer denkt daran? Das Publikum schwatzt, tauscht Zurufe. Derweil ruft jeder Koffer seinen Toten. Die Stapel reichen hinauf bis zur Büste der Marianne, die streng und marmorkühl unter der Jakobinerhaube in den Saal blickt. Man hat das Gefühl, an Bord eines Schiffes zu sein. Auch auf den Ozeandampfern werden die Koffer, wie es hier geschah, mit grossen Kreidenummern gekennzeichnet. Der oberste Koffer trägt die Ziffer 76.

Der Saal fiebert vor Unruhe. Journalisten kämpfen um die besten Sitzplätze. Filmleute richten ihre Objektive auf die Tür hinter der Anklagebank. Fotografen machen ihre Kameras schussfertig und entwirren Schnüre und Kabel. Monsieur Vilmès, der Gerichtsschreiber, legt seine Papiere zurecht. Er schickt manchmal einen ängstlichen Blick über seine Schulter zu der künstlich aufgestapelten Kofferwand hinauf, die dicht hinter ihm aufragt. Hoffentlich fällt sie nicht ein.

Auf den Bänken zwischen dem Richtertisch und der Glasvitrine, in der weitere Beweisstücke liegen, nehmen die fünfzehn Anwälte der Zivilparteien Platz. In der Vitrine erkennt man ein Gewirr von Stöcken und Hüten, Schirmen, Taschen und Fahrradteilen. Eine Kette blinkt. Ein Seil schlingt sich darum. Das ist der Flaschenzug.

Plötzlich grelle Helle. Scheinwerfer werden eingeschaltet. Magnesiumblitze zucken auf. Die Auslöser klicken.

Von zwei Schutzleuten geführt, ist Petiot in die Anklagebank getreten. Mit beiden Händen schützt er unwillkürlich seine Augen vor den Blitzen. Er winkt den Fotografen, sie möchten es genug sein lassen.

«Da ist das Ungeheuer.»

Eine Frau hat es ganz laut gesagt. Alle Blicke saugen sich an dem Mann auf der Anklagebank fest.

Der zieht selbstsicher seinen grosskarierten Überzieher aus. Reicht ihn einem Polizisten. Im hellgrauen Massanzug, eine flotte Schleife unterm Kinn, so präsentiert sich Star Petiot. Er lässt seine Augen durch den Saal wandern. Nur kurz verweilt der Blick auf den 76 Gepäckstücken. Nun beugt er sich zu seinem Verteidiger Floriot hinunter und lauscht dessen halblauten Instruktionen.

Die tausend im Saal verschlingen ihn mit den Augen. Sie sehen einen

hochgewachsenen Mann mit schwarzem, leicht gewelltem Haar, das nach hinten gekämmt ist. Eine schmale und spitze Nase. Zuckende, dünne Lippen und ein kleines, flaches Kinn. Seine Haut ist gelb. Sie hat die typische Farbe der Untersuchungshaft. Unter den Augen, die zwischen grau und meergrün schillern, hängen faltige Tränensäcke. Man hat bereits in der Presse von diesen Augen berichtet, die hypnotische Kräfte ausstrahlen sollen. Manche Frau im Zuschauerraum glaubt mit einem Schauer diese Strahlung zu verspüren.

Petiot ist sauber rasiert. Er wirkt gepflegt. Seine Lippen sind in steter Bewegung. Seine Hände umfassen die Schranke. Hände, die man nicht vergisst: rot und riesig, mit langen, spatelförmigen Fingern und starken Daumen, die weit von den Handtellern abstehen. Es sind die Hände eines Würgers. Er dürfte die Hände nicht zeigen. Die Hände verraten alles. Aber er lässt sie auf der Schranke liegen, als wolle er sie gleichsam bei Beginn der Verhandlung zur Schau stellen.

Hastig stricheln die Pressezeichner auf ihre Blocks. Die Reporter stenografieren ihre ersten Eindrücke. Nun treten in ihren scharlachroten Roben die Richter ein. Alles erhebt sich. Gerichtschreiber Vilmès ruft die Geschworenen auf. Er verliest die Personalien und lost die Ersatzmänner aus. Staatsanwalt Dupin hat zwei weitere Geschworene und noch einen Richter erbeten. Es ist ja kein gewöhnlicher Prozess, der heute, Montag, den 18. März 1946, beginnt. Es folgt der schwierige Zeugenaufruf. 90 Menschen sind von Anklage und Verteidiger geladen. Ein bunter Haufe. Einige schwarzverhüllte Frauen sind darunter. Das sind die Witwen.

Petiot sitzt unruhig auf seiner Bank. Er bewegt die Schultern, als hätte er Kreuzschmerzen. Wann geht denn das los? Nun reden auch noch die Anwälte der Zivilkläger, die Vertreter der Witwen Dreyfus, Guschinow und so fort. Im Namen ihrer Mandanten fordern sie insgesamt fünf Millionen Francs Entschädigung von Petiot.

Staatsanwalt Dupin, das ist bekannt, wird Petiots Kopf fordern.

Petiot selber fordert das Kriegsverdienstkreuz.

Die Damen aber auf den Bänken in ihren hellen Frühjahrskostümen fordern laut und leise: «Anfängen.»

Endlich haben die Geschworenen ihre Plätze eingenommen. Das Gericht ist vollzählig. Präsident Leser erhebt sich.

Tiefe Stille herrscht im Saal. Von draussen hört man das Hupen der Autos.

Der Präsident sagt nur ein einziges Wort: «Petiot.»

Der Angeklagte steht auf, stützt sich nachlässig auf die Schranke und blinzelt gelangweilt in den Saal, als sei dies alles schlechter Zirkus.

Er beantwortet die Fragen nach seinen Personalien: «Petiot, Marcel. Alter? Moment mal – ja, neunundvierzig. Doktor der Medizin.»

Er darf sich wieder setzen und zuhören, wie Vilmès nun die Zusammenfassung der Anklageschrift verliest. Siebenundzwanzig Morde betet der Mann herunter. Es ist zum Auswachsen langweilig für den Mörder. Manchmal verschleiern sich seine Augen. Als das Wort vom Schlachthaus in der Rue Lesueur fällt, schlängelt sich ein Lächeln um die schönen und grausamen Lippen. Schliesslich verfängt Petiots Blick sich an der Kofferwand und verliert sich darin.

Als der Zeugenhaufe, von Gerichtsdienern geleitet, nun scharrend und schlurfend den Saal verlässt, schaut Petiot nur flüchtig hin. An den nächsten Tagen wird er sie ja wieder alle einzeln aufmarschieren sehen.

Endlich beginnt das Verhör. Petiot zupft an seiner Schleife. Er spürt die Blicke seines Publikums auf der Haut. Er ist bereit.

Präsident Leser blättert die Jugend des Angeklagten auf. Das Städtchen Auxerre an der Yonne. Die braven Eltern. Die unruhige Schulzeit. Soldat Petiot. Student Petiot. Doktor Petiot. Bürgermeister Petiot. Abgeordneter Petiot.

Madame Fleury, die erste Zeugin, eine stattliche Honoratiorendame aus Villeneuve, streift ihren früheren Bürgermeister mit einem Schauderblick: «Der Mann konnte einem die Seele stehlen.»

Der Seelendieb grient amüsiert und schnauft durch die Nase.

Als Louissette Delavaux heraufbeschworen wird, die damals spurlos verschwundene Schwangere, wirft Petiot nachlässig hin: «Wetten, dass die lebt und längst irgendwo verheiratet ist.» Er will sogar mal dergleichen gehört haben, weiss bloss nicht mehr, wann und durch wen.

Es folgt die kuriose Geschichte von dem Friedhofskreuz von Villeneuve. «Es war ein altes, morsches Ding», entsinnt sich der Exbürgermeister. «Wir haben damals alle toll gelacht über den Spass.» Und er lacht wieder, während er sich jetzt erinnert. Aber er lacht allein. Die anderen warten, bis Petiot fertiggelacht hat.

Als eine Zeugin sich über das verworrene Seelenleben des Villeneuver Arztes verbreiten will, springt Petiot auf, schlägt mit der Faust auf die Schranke, schreit: «Herr Präsident! Wenn Sie mit so was anfangen, geht

die Sache bestimmt schief.» Seine Augen funkeln. Er zittert vor Wut. Die Zuhörer sind erschrocken zusammengefahren.

Kühl erwidert der Präsident: «Ich fange an, wie es mir passt.»

Von nun an sitzt Petiot sprungbereit wie ein Tiger da. Und als ihn der Präsident bei einer Tirade unterbricht, brüllt Petiot: «Wollen Sie mir gefälligst erlauben, mein Exposé zu Ende zu führen!»

Der Präsident: «Ich verbiete Ihnen diesen Ton. Sprechen Sie leise.»

«Gut.» Petiot mässigt seine Lautstärke. «Aber ich will hier nicht dastehen wie ein Verbrecher.» Und während ihn alles verblüfft anstarrt, wendet er sich direkt an die Geschworenen: «Meine Herren, Sie sind die Schiedsrichter. Achten Sie bitte auf alle Lügen in den Akten. Ich bestreite acht von zehn Punkten.»

«Unverschämte!», zischelt es durch den Saal. Diesen Ton hat keiner erwartet.

Als nun der berühmte Benzinkanister aus Villeneuve auftaucht, die Stromabzapfung, der gestohlene Treibstoff 'aus dem Wasserwerk, explodiert Petiot von Neuem.

«Das stand mir alles als Bürgermeister zu», behauptet er. «Meine politischen Gegner brauchten einen Vorwand, um mich auszubooken.»

«Und Ihr Bücherdiebstahl bei Gibert, Boulevard Saint Michel?»

Schon geht es wieder um Petiots Geisteszustand, über den er sich mit grossem Aufwand von medizinischen Fachwörtern ergeht.

«Weiter, weiter», treibt der Präsident den Selbstgefälligen.

Petiot, ganz Mann von Welt: «Herr Präsident, ich muss doch sehr bitten, mich nicht zu unterbrechen.»

Ist dieser Mann verrückt?

«Nein», erklärt Petiot soeben. «Ich bin geistig gesund. Doch das ist ja bloss eine Frage der Wertung und des Vergleichs. Wer kennt schon seine eigene Psyche?» Und er blickt unergründlich drein.

Petiots Pariser Zeit ist dran und wird beleuchtet. Der Präsident liest einige Sätze seines marktschreierischen Werbeprospektes vor:

«Im Handumdrehen verschwinden bei mir Polypen, Flechten und Sommersprossen. Spezialmethode zur Behandlung von Morphinisten. Diskrete Behandlung von Frauenleiden. Beträchtliche Milderung von Geburtswehen. Besonderer Apparat zur Bekämpfung von Darmträgheit.»

Präsident Leser muss aufhören. Die Zuschauer wollen schier platzen vor unterdrücktem Gelächter. Petiot verbeugt sich spöttisch: «Ich danke Ihnen, Herr Präsident, für die gute Reklame.»

Nun wird er gebeten, sich über das Haus zu äussern, das er 1941 für 495'000 Francs gekauft hat. Wozu das Kabinett? Die dreieckige Kammer? Der Sucher in der Wand?

«Was Sie sich alles einbilden», achselzuckt Petiot. «Es handelt sich um normale radiotherapeutische Einrichtungen, die ich dem Gerichtshof gern an Ort und Stelle erläutern will.»

«Nennen Sie Namen!»

Man ist beim 11. März 1944 angelangt, dem Tage der schrecklichen Entdeckung. Nun weiss Petiot endlich was Neues zu berichten: «Ich bin sofort losgeradelt», behauptet er, «als mich der Anruf erreichte. Wie ich dann die Menge Leute vor dem Haus sah und die aufgebrochene Tür, da war ich sehr erstaunt.»

«Und Sie rannten weg.»

«Moment mal, Moment. Schliesslich war ich gerade von den Deutschen aus der Haft entlassen worden. Als ich damals, Mitte Februar, in mein Haus zurückkam, völlig ahnungslos, da fand ich zu meinem grössten Erstaunen überall Leichen herumliegen. Ein fürchterlicher Gestank! Die Dielen aufgerissen! Ich hatte mein Haus schon immer den Kameraden von unserer Gruppe Fliegengift zur Verfügung gestellt. Die Gruppe besass vier Schlüssel. Doch ich hatte nicht geahnt, dass die Kameraden derart viele Verräter und Deutsche liquidieren und die Leichen ausge-rechnet in meinem Haus verbergen würden. Ich wusste nicht, was tun. Deshalb griff ich damals zu Löschkalk und Feuer. Nur um meinen Kameraden zu helfen.»

«Was für Kameraden? Nennen Sie Namen!»

«Ich weigere mich ausdrücklich, Ihnen diese Namen zu nennen.» Petiot wirft den Kopf zurück: «Manche Kameraden haben mir sogar angeboten herzukommen und für mich zu zeugen. Ich habe ihnen abgeraten; man würde ihnen vielleicht Schwierigkeiten machen, solange ich unter Anklage stehe. Und dabei verdient jeder dieser Männer das Befreiungskreuz.»

Petiot blickt sich sieghaft um.

«Aha. So haben Sie demnach überhaupt nicht gemordet, Petiot?»

«Nein. Ich habe getötet. Ich habe im Auftrag der Gruppe Hinrichtungen vollzogen. Und nicht bloss siebenundzwanzig. Nein, genau dreiund-sechzig! Manche mit meiner Geheimwaffe. Im Wald von Marly. Ich werde Ihnen die Liste der dreiundsechzig liefern, sobald ich freigesprochen worden bin.»

«Sehr einfach» sagt Präsident Leser kopfschüttelnd. Das Publikum ist starr.

Wohl oder übel muss sich das Gericht mit dem Freiheitskämpfer Petiot befassen. «Gut, dann sagen Sie», fordert der Präsident ihn auf, «was Sie eigentlich in der Widerstandsbewegung getan haben?»

Petiot plustert sich auf. «So viel und so vielerlei, dass Sie mich lieber fragen sollten, was ich dort nicht getan habe.» Und das Geplätscher seiner Rede überflutet den Saal. Endlos zählt er seine Ruhmestaten auf. Eine neue Figur geistert durch seine Erzählung: Ein athletischer Widerstandskämpfer, eigens aus London eingetroffen, um Petiot alias Dr. Eugène zu unterweisen.

«Den Namen, bitte?»

Petiot hat ihn leider vergessen. Dafür besinnt er sich auf eine Anti-franco-Gruppe von Spaniern aus dem Lager Levallois, mit denen die Fliegengiftler Verbindung gehabt haben wollen. Ausserdem arbeitete man mit der Gruppe «Regenbogen» zusammen.

«Nennen Sie Namen, Namen!» ruft verzweifelt der Präsident.

«Wie kann ich denn das, wenn Sie mich immerzu unterbrechen?» Wieder haut Petiots Faust auf die Holzbarriere. Verteidiger Floriot mischt sich ein. Er beschwichtigt seinen Mandanten. Geruhsam betrachten die Geschworenen sich ihren Petiot. Sie scheinen entschlossen, sich nicht von ihm ins Bockshorn jagen zu lassen. Ihre Gesichter spiegeln Skepsis.

Schon hat der Angeklagte wieder das Wort. Der Präsident lässt es ihm in erstaunlicher Nachsicht. Petiot hat aber auch wirklich Überraschungen zu bieten. Er entpuppt sich als Erfinder einer Geheimwaffe, die er bereits den Vereinigten Staaten von Amerika angeboten haben will: Eine Art Revolver, mit längerem Rohr, das todsicher bis auf dreissig Meter Abstand tötet, und zwar – das ist der Pfiff – völlig geräuschlos. Dank dieser Wunderwaffe konnte der Erfinder Petiot mitten im helllichten Paris so manchen deutschen Soldaten umpusten. Der Präsident legt den Kopf auf die Schulter: ' «Würden Sie uns wohl das Geheimnis dieser Wunderwaffe verraten?»

«Ich denke nicht dran!» ereifert sich Petiot. «Soll die Presse alles ausschreien? Bis jetzt besitze ich das Geheimnis meiner Waffe allein. Niemand sonst aus meiner Gruppe konnte die Waffe bedienen.»

Das Geheimnis wird nicht gelüftet. Der Saal glaubt ohnehin nicht an Petiots Wunderwaffe. Das spürt man.

Petiot aber redet und redet. Wieder brüstet er sich mit seinen Helden-

taten. Nun fällt der Name «Gumulo». In der Voruntersuchung fand er den inzwischen Verstorbenen auf einem Gruppenfoto nicht heraus, obwohl er angeblich mit diesem Führer der Widerstandsbewegung eng zusammenarbeitete. Und nun spricht Petiot das Wort «Plastic» aus.

Er hätte das lieber nicht tun sollen. Er hätte sich nicht rühmen sollen, dass er im Tal von Chevreuse eigenhändig mit dem Sprengstoff «Plastic» gearbeitet habe. Denn nun tritt Anwalt Véron vor, Vertreter der Nebenklägerin Dreyfus. Pierre Véron, der jahrelang sein Leben für Frankreich gewagt hat, der das Plastic in Händen hielt, den knetbaren Sprengstoff aus England.

«Plastic?» fragt Véron. «Sie kennen es also?»

«Jawohl.» Misstrauisch bäugte Petiot den neuen Frager, der da so plötzlich aus dem äussersten Winkel neben dem Gerümpel von Stöcken, Hüten und Kartons hervortrat.

«Wie sah es aus? Welche Farbe?» Petiot entsinnt sich nicht.

«Wie haben Sie es angefasst. Machen Sie's vor.»

Hände, die ziellos in der Luft herumfahren.

«Was galt es beim Plastic zu beachten, wenn es seine Sprengwirkung tun sollte?»

«Das Plastic – beim Plastic – also, das Plastic –.»

Aus. Der Born der Rede versiegt zum erstenmal. Mit Genugtuung verfolgt der Saal das klägliche Schauspiel.

Schliesslich stammelt Petiot, nur um etwas zu sagen: «Wir – wir haben das Plastic an die Autos der Deutschen geklebt. Dann explodierten sie.»

Véron lacht schallend: «Sie haben ja keine Ahnung!»

Petiot flüchtet sich in einen Wutanfall gegen Véron: «Ach Sie! Überhaupt! Wo Sie hier jüdische Verräter verteidigen!»

Ein Anwurf gegen den toten Yvan Dreyfus soll das sein.

Doch Véron antwortet nicht. Still begibt er sich in sein Eckchen zurück. Ihm genügt es, dass er Petiot auf einer Lüge ertappt hat.

Petiot hat einen Tiefschlag bekommen.

Alles Weitere verläuft in einer lauen, müden Atmosphäre. Es geht auf sechs. Das letzte gelbe Tageslicht fällt durch die Fenster und lässt die metallenen Griffe und Schliessen der Koffer aufblitzen. Präsident Leser vertagt die Sitzung auf morgen.

Petiot muss das letzte Wort haben. Er spöttelt: «Was mich betrifft, ich bin noch nicht müde.»

Aber die grauen Säcke unter seinen immer matter brennenden Augen verraten das Gegenteil.

Rösselsprünge

Petiot liest, was die Zeitungen über Petiot schreiben. Und er lernt daraus. Am Dienstag präsentiert er sich mit verschleierte Augen. Die Hände hält er hinter der Barre versteckt. Und er ist sanft, so sanft: «Ja, Herr Präsident. Wir machten Jagd auf Spitzel und Verräter. Wir beobachteten die Gebäude der Gestapo. Wir stellten Verdächtige gewöhnlich mit dem Anruf: ‚Halt, deutsche Polizei!‘ Und wenn sie dann nicht ausrissen, oder wenn einer gar sagte: ‚Ich gehöre selbst dazu!‘ – schwupp, hatten wir ihn auf unseren kleinen Lastwagen verladen und fuhren ihn hinaus in den Wald von Marly.»

Marly ist eine Ortschaft im nördlichen Kohlengebiet unweit Valenciennes. Schon gräbt dort die Polizei und sucht nach dem, was Petiot beerdigt haben will. Der Wald ist gross.

Staatsanwalt Dupin mischt sich ein: «Sie sagten doch in der Voruntersuchung, die Liquidierung der Spitzel sei in der Rue Lesueur erfolgt.»

«Ja, manchmal auch dort. Wenn wir es eilig hatten.»

Dupin sieht seinen Petiot skeptisch an. Der bemerkt den schiefen Blick und wirft sich in die Brust: «Ja, Herr Staatsanwalt, das erscheint Ihnen unglaublich. Aber wir hatten eben Mumm!»

«Könnten Sie uns», fragt Dupin friedlich, «wohl einige Namen von solchen Spitzeln nennen, die sie im Wald von Mary erledigten und vergruben? Ich meine, ausserhalb der siebenundzwanzig Namen aus der Anklage.»

Petiot hüstelt. Petiot kann nicht. Namen sind, man weiss das schon, seine schwache Seite. Dafür wirft er sich auf sein Lieblingsthema: seine Wunderwaffe. Ausführlich schildert er, wie er mittags in der belebten Rue Lafayette zwei deutsche Soldaten vom Motorrad gepustet hat – auf fünfzehn Meter Abstand. Ein Knips mit der Wunderwaffe. Die beiden fielen mausetot zur Seite. Das Motorrad kippte am Bordstein um. Und weil die Wunderwaffe die Eigentümlichkeit hat, keine äusseren Spuren und Wunden zu hinterlassen, zerbrachen sich die deutschen Behörden vergeblich den Kopf darüber, was den beiden so plötzlich ins Jenseits verholten hatte. Aus diesem Grunde gab es auch keinerlei Vergeltungsmassnahmen in der Rue Lafayette.

Allerhand! Das ist starker Tobak.

Da kann Pierre Véron nicht mehr an sich halten. Der Vertreter der Hinterbliebenen zweier Opfer springt auf und ruft Petiot zu:

«Erzählen Sie doch keinen Unsinn! Zeigen Sie Ihre Wunderwaffe! Sie verstecken sich ja nur hinter der Widerstandsbewegung.»

«Spielen Sie sich doch nicht so auf, als seien Sie von der Résistance zum Anwalt bestellt», höhnt Petiot, der diesen Véron vom ersten Augenblick an nicht riechen kann.

Véron richtet sieh auf: «Ich nehme die Bewegung vor Ihnen in Schutz, weil Sie sie beschmutzen.»

Beifallsklatschen auf den Bänken. Alle Sympathien sind auf Vérons Seite.

Da hinein schreit der Angeklagte: «Sie Verräter! Sie Doppelspieler!»

Véron, nun auch in Wut, schreit zurück: «Ich werde Ihnen gleich eine runterhauen.»

Getrappel! Es ist toll! Mit Mühe nur kann der Präsident die Ruhe wiederherstellen. Petiot schnauft. Und als nun auch das Gericht ihn auffordert, doch, bitte, sein geheimnisvolles Pusterohr vorzuführen, da winkt er grossartig ab. «O nein, das Geheimnis soll gewahrt bleiben. Vielleicht wird Frankreich noch eines Tages meine Waffe brauchen.»

«An wem haben Sie die Waffe zuerst ausprobiert?»

«An Jo dem Boxer.»

«Warum haben Sie Jo und seinen Freunden vorgespiegelt, dass Sie sie über die Grenze brächten? Mit Koffern? Wertsachen? Gefälschten Papieren?»

«Das war alles nur Vorwand. Anders hätten wir die Burschen nicht in den Wald von Marly bekommen.»

«Wer besorgte Ihnen die falschen Pässe?»

«Ein Vertreter der Argentinischen Botschaft in Vichy. Er hiess . . . er hiess ...»

Geduldig wartet der ganze Saal, obwohl jedermann schon weiss, dass dieses Gedächtnis, das tausend Kleinigkeiten bewahrte, sämtliche Namen verlor. Das zeigt sich auch wieder, als Präsident Leser nun die Namen von Grenzgängern wissen will, mit denen Petiot angeblich zusammengearbeitet hat.

«Die wechselten so oft', sagt er mit einer vagen Handbewegung.

«Aber Sie werden sich doch wenigstens an einige Namen erinnern. An einen einzigen bloss.»

«Einen Namen? – Halt, ja, mir liegt einer auf der Zunge.» Petiots Augen stieren ins Leere, die Lippen zucken. «Ein Name, mit einem C fängt er an, hört auf mit a, wenn ich nicht irre. Der Mann trug einen Bart.»

Hoffnungslos.

«Wieso hatten Sie überhaupt mit Grenzgängern zu tun?» fragt der Staatsanwalt dazwischen. «Sie sagten doch, dass Sie ihre Reisenden im Wald von Marly begraben haben.»

«Bitte sehr», wehrt Petiot ab. «Ich habe auch manchem Menschen über die Demarkationslinie hinübergeholfen.»

«Was verlangten Sie dafür?»

«Ich? Nichts. Ich bekam höchstens die Unkosten für meine Auslagen an die Helfer ersetzt.»

Von den Kadavern in der Rue Lesueur weiss Petiot angeblich gar nichts. Dafür weiss er eine Menge von der Gestapo zu erzählen, die ihn acht Monate gefangenhielt. Oh, wie haben sie den armen Petiot gefoltert und gequält! Am Kiefer haben sie ihn aufgehängt und ihn stundenlang hängenlassen. Die Zähne wollten sie ihm abfeilen. Doch er hat keinen Kameraden aus der Gruppe «Fliegengift» verraten. Keinen. Er nicht. Und Petiot fuchtelte mit seinen roten Händen in der Luft herum: «Ich könnte Ihnen noch so manches aus Fresnes erzählen.»

Vielleicht die Träume, Marcel Petiot?

Nein. Marcel Petiot, alias Dr. Eugène, alias Herr von Wetterwald, alias Hauptmann Valery rückt nun -endlich, endlich mit seinem eigentlichen, wahren, letzten Geheimnamen heraus: Als «Agent S-21» ist er in die Widerstandsbewegung eingereiht worden. Als Agent S-21 hat er offiziellen Auftrag zur Liquidierung von Verrätern erhalten.

«Durch wen? Namen, Namen!»

«Die Namen sage ich Ihnen, sobald ich hier herauskomme.»

«Sie? Hier heraus?» fragt der Präsident. Im Publikum scheppern dünne Lacher.

«Selbstverständlich», ereifert sich Petiot. «Darüber hege ich nicht die geringsten Zweifel.»

Schon schwätzt er wieder, von seinen Kameraden diesmal. Einen hat er entstellt und zerschlagen in Fresnes liegen sehen.

Was ist das? Weint das Ungeheuer? Petiots Schultern zucken. 'Er schluchzt in die eigene Erzählung hinein. Doch er schluchzt trocken. Bis zu rinnenden Tränen schafft es seine Schauspielkunst nicht.

Präsident Leser gähnt hinter seiner Hand. Das Publikum wird unruhig. Lässt man diesen Menschen ewig faseln?

Man kehrt zu den Tatsachen zurück. «Wie kamen Sie an den; Löschkalk?» fragt der Präsident, der die Rösselsprünge liebt.

«Durch meinen Bruder. Ich gab ihm gegenüber vor, dass ich den Kalk zur Vertilgung von Wanzen im Haus benötigte.»

Hohngelächter auf den Bänken.

«Was bezweckten Sie in Wirklichkeit mit dem Kalk?»

«Ich wollte die Kadaver darin verbergen. Um meinen Kameraden zu helfen.»

Der Präsident fragt nicht nochmals nach den Namen dieser Kameraden. Wozu auch? Er befasst sich dafür mit den Herren Wetterwald und Valéry: «Weshalb trieben Sie damals dieses Versteckspiel? Nach der Befreiung von Paris hätten Sie doch als der grosse, berühmte Agent S-21, der Mann mit der Wunderwaffe, frei hervortreten können?»

Das ist eine peinliche Frage. Die alte Frau von Wetterwald, die gewiss einiges über den Dokumentendiebstahl sagen könnte, lebt nicht mehr. Petiot selber will nicht antworten. Er macht gleichfalls Rösselsprünge, schlägt Haken, lässt durchblicken, dass geheime, wichtige Gründe ihn bei all seinen Taten leiteten. Und was den Diebstahl von Papieren betrifft: «Nein, Herr Präsident, ich habe nur ein einziges Mal heimlich fremde Papiere an mich genommen. Und zwar den Personalausweis von Harry Baur, dem berühmten Schauspieler. Baur hat sich den Deutschen gegenüber als Arier ausgegeben und bei ihnen einen Film gedreht, obwohl er Jude war. Seine Frau auch. Die Deutschen haben ihn dann eingesperrt, als es herauskam. Er war sogar Hitler vorgestellt worden. Seine Frau verkehrte in höchsten Nazikreisen. Ihm habe ich durch die Mitnahme seines Passes helfen wollen. Harry Baur war mein Patient.»

Baur wurde schwerkrank aus dem' Lager entlassen und starb im April 1943 in Paris. Petiot unterschrieb seinen Totenschein.

Appell der Schatten

Am Richtertisch sortiert Gerichtsschreiber Vilmès seine Akten. Nun wird man mit dem Aufzählen der 27 Männer, Frauen und Kinder beginnen, auf die die Anklage lautet. Und jedesmal wird der Angeklagte sich dazu äussern müssen. Die Spannung im Saal wächst.

«Denise Colin aus Garnier im Land Oise. Sie hatten einen verbotenen Eingriff an ihr vollzogen, Doktor Petiot. Nun befürchtete Frau Colin ein gerichtliches Nachspiel und kam wegen eines Attestes oder sonstigen Beistandes zu Ihnen.»

Petiot blickt das Gericht mit grossen, verwunderten Kinderaugen an.

Niemals hat er den Namen Denise Colin gehört. Er weiss von keinem Eingriff. Er weiss überhaupt nicht, worum es sich bei dieser ganzen Angelegenheit handelt.

Weiter: Frau Marthe Fortin-Khait, brave Hausfrau, Mutter einer rauschgiftsüchtigen Tochter namens Raymonde. Sie war in eine polizeiliche Untersuchung verwickelt, in die auch Petiot hineingezogen werden sollte. Sie verabschiedete sich am 25. März 1942 von ihrem Mann, um Dr. Petiot aufzusuchen. Sie sagte, sie sei bald zurück. Sie kam nie wieder.

«Wo ist Frau Khait?»

Diesmal besinnt sich Petiot sofort: «Ah ja, die Frau Khait. Ich bin im Bilde. Die kam zu mir und wollte ins unbesetzte Gebiet, weil sie hier Ärger mit der Polizei befürchtete.» Petiot legt sein Gesicht in menschenfreundliche Falten: «Ich habe ihr geholfen, so gut ich konnte. Ich hab' ihr die Adresse eines Grenzgängers genannt. Und weil sie knapp dran war, hab' ich ihr obendrein mit fünfzehnhundert Francs aus meiner eigenen Tasche ausgeholfen.»

Er ist eben doch ein guter Kerl.

Und diese Frau Khait ist also abgereist, in Hauskleid und Pantoffeln, ohne Handtasche, ohne Ausweis, die kochende Wäsche daheim auf dem Gas. Anwalt Véron, der auch die Interessen der Familie Khait vertritt, baut sich vor Petiot auf: «Ja, denken Sie wirklich, dass wir Ihnen solche Märchen glauben?»

Wieder dieser Véron! Petiot schäumt: «Sie! Sie kommen sich wohl sehr klug vor, wie?» Er reckt sich über die Barriere. Sein flaches Kinn schiebt sich vor. Seine Augen glühen auf. Sie können sich erweitern wie die Augen einer Katze. Alle Muskeln spannen sich. Ein Tiger, der aus dem Käfig hinausdrängt. Kaum kann ihn sein Verteidiger festhalten.

Präsident Leser klopft mit seinem Bleistift auf den Tisch: «Was haben Sie zum Fall Jean-Marc van Bever zu sagen, Angeklagter?»

Van Bever, der Morphiumsüchtige, der vor zwei Jahren verschwand. Auch die kleine Gaul, die unter den Wolldecken der Roquette von künstlichen Paradiesen träumte, ist nicht mehr. Das elende Geschöpf starb den Ärzten unter den Händen weg.

«Ein abstossendes Paar», entrüstet sich Petiot. «Beide rauschgiftsüchtig. Sie im letzten Stadium. Ekelhaft. Der Mann wollte Morphium von mir. Ich habe ihm keins gegeben. Da ging er.»

«Wohin?»

«Das weiss ich doch nicht! Ich habe nie wieder von ihm gehört.» Petiots Verteidiger mischt sich ein: «Van Bever hatte einen Prozess auf

dem Halse. Gegen eine Prostituierte, die ihn schon oft bedroht, erpresst und ihm Schläge versetzt hatte.» Will Floriot damit sagen, dass van Bever auch von anderer Seite etwas zugestossen sein könnte? Fest steht nur, dass dieser Mann am 22. März 1942 noch mit Petiot gesehen worden ist und seitdem verschwunden blieb.

Das Gericht wendet sich dem nächsten Fall zu: «Guschinow, Joachim, Kürschner und Pelzhändler, geboren 1889 zu Krakau, verschwunden seit dem 2. Januar 1942.»

Über die Züge des Angeklagten breitet sich honigsüßes Wohlwollen: «Ach ja, der gute Guschinow. Das war ein anständiger Kerl. Er ist auch der einzige, dem ich zur Ausreise riet und für dessen Grenzübertritt ich persönlich einen Grenzgänger ausfindig gemacht habe.»

«Guschinow hat zu seiner Frau vom Treffpunkt Rue Pergolèse gesprochen.»

«Ja, das stimmt. Ich war noch mit Guschinow in meinem Haus Rue Lesueur. Dort hat ihn frühmorgens um vier Uhr mein Grenzgänger abgeholt. Marinetti hiess der Mann.»

Ist es die Möglichkeit? Petiot nennt einen Namen?

Keine Sorge! Niemand hat je von einem Marinetti gehört. Ein Marinetti blieb, allen Nachforschungen der Polizei zum Trotz, bis heute un auffindbar.

«Guschinow hatte grosse Werte bei sich, nicht wahr?»

«Ja, ich glaube. Er sagte was von fünfhunderttausend Francs.» «Was war mit den Briefen, die Sie angeblich von ihm erhielten?» «Wieso angeblich?» entrüstet sich Petiot. «Er hat mir ausführlich geschrieben, dass es ihm gut gehe und dass er drüben viel Geld verdiene.» Und dieser Mann, dessen Gedächtnis alle Namen verliert, entsinnt sich plötzlich der winzigsten Dinge: «Guschinows erster Brief von drüben war auf hellblauem Bütten geschrieben. Teures Hotelpapier. Avenida Palace stand drauf. Dazu eine Zeichnung des Hotels. Mit einem Auto und einer Palme davor. Der Rand um die geschriebenen Zeilen war ziemlich breit, so, drei Finger breit etwa. Blaue Tinte, mehr lila-blau. Er hatte den Kode benutzt, den ich ihm mitgegeben hatte. Aber die Kodeformeln wimmelten von Fehlern. Na, ich fand mich trotzdem durch.»

Ein ratloses Kopfschütteln geht durch den Schwurgerichtssaal. Kann ein Mensch mit so deutlichen Strichen und Farben lügen? Kann Lüge so wahr klingen?

Der Staatsanwalt bemerkt: «Guschinows Teilhaber hat inzwischen mit

Buenos Aires telegraphiert. Man hat ihm zurückgedrahtet, dass Guschinow niemals drüben gesichtet worden sei.»

Petiot belehrt den Staatsanwalt: «Sie dürfen nicht vergessen, dass Argentinien vollsteckt von deutschen Spitzeln. Drum wird Guschinow bestimmt nicht unter seinem richtigen Namen dort leben.»

Anwalt Archevêque, Vertreter der Nebenklägerin Guschinow, mischt sich ein: «Sie behaupten immer, dass Sie die Papiere für Guschinow durch Minister Romier aus Vichy erhalten haben. Zum Glück für Sie ist Romier tot. Doch seine Mitarbeiter haben nie etwas von Ihnen gehört. Keiner kennt den Namen Petiot. Ich habe mich davon überzeugt.»

«Ja, glauben Sie denn, dass ich als Petiot mit denen verhandelt habe? Das ging alles unter Decknamen vor sich.»

«Etwa noch ein neuer, fünfter Deckname?»

Gelächter.

«Nun hab' ich's aber satt», schimpft Petiot. «Seit zwei Jahren wird mein Name mit Schmutz beworfen. Und ich soll mich in vierzehn Tagen reinwaschen.» Dann legt er unvermittelt eine andere Platte auf. Er wird gefühlvoll: «Der gute Guschinow. Ich mochte ihn wirklich gern. Er war so sympathisch. Meine kleinen Gefälligkeiten wollte er gar nicht annehmen. Er brachte meiner Frau als Dank fünf Zobelfelle. Hätte ich geahnt, was diese Felle wert sind, so hätte ich sie natürlich niemals angenommen.»

Aber Präsident Leser lässt Petiot keine Zeit, Tränen über Guschinow zu vergiessen. Er klopft wieder mit seinem Bleistift auf den Tisch: «Zum Fall Braunberger.»

«Ich kenne diesen Braunberger gar nicht näher», erklärt Petiot. «Ich habe ihn nur einmal ganz kurz gesehen, auf einer Kinderkommunion. Oder war es beim Bridge? Jedenfalls eine ganz flüchtige Bekanntschaft. Ich habe ihn nicht mehr wieder getroffen.»

«Wieso schrieb Doktor Braunberger dann in seinen Briefen davon, dass er seine Möbel bei Ihnen unterstellen wollte?»

„Ich weiss es auch nicht. Mit mir hat er jedenfalls nicht deswegen verhandelt.“

«Die Briefe des Verschwundenen machen den Eindruck, als seien sie in einer Zwangslage geschrieben», erläutert der Anwalt von Frau Braunberger. «Die Schrift lässt auf seelischen Druck schliessen. Vielleicht auch auf Hypnose.» Und der Anwalt zitiert Sachverständige.

Petiot interessiert sich nicht für Schriftendeutung. Er döst vor sich hin. Er schliesst halb die Augen.

«He, Sie, geben Sie Acht!» mahnt ihn der Präsident.

Petiot schrickt zusammen: «Ja, ja, ich höre schon, übrigens geht mich die Sache gar nichts an.»

Kurz: Es gibt keine Verbindung zwischen den beiden Ärzten Petiot und Braunberger. Petiot leugnet.

Der stolze Scharfrichter

Weiter: Nummer sechs und sieben auf der Schattenliste, François der Korse und seine Claudia.

Und nun geschieht das Erstaunliche. Petiot nimmt diese beiden Toten auf sich. Er bekennt stolz: «Die habe ich liquidiert.» Ausführlich legt er los: «Ich merkte schon bald, dass dieser François! ein Spitzel war. Als wir auf dem Weg zur Metro waren, hielt uns eine deutsche Streife an: «Hände hoch, Deutsche Polizei.» Da sagte François ganz gemütlich: ‚Ich bin doch einer von euch/ Damit hatte er sich selbst zum Tode verurteilt.»

«Und?»

Doch über das Weitere geht Petiot schnell hinweg. «Na ja, Hinrichtung.»

«Mit Ihrer Geheimwaffe?»

«Ja. Nein, halt, es war die Keule.» Und Petiot schildert mit genüsslich malenden Händen die Waffe: «Eine Art Gummiknüppel. Mit einem Sandsack verbunden, durch Bleikabel und Fahrradspichen verstärkt.»

«Danke, danke, das genügt.» Der Präsident winkt angewidert ab. Dann will er wissen: «Wie fand die Hinrichtung statt? Schildern Sie den Vorgang.»

«Wie sadistisch Sie sind, Herr Präsident», scherzt Petiot. Aber bereitwillig antwortet er: «Na, das war einfach. Wir teilten auf der Fahrt im Lastwagen dem Betreffenden mit, dass er von der Widerstandsbewegung als Verräter zum Tode verurteilt sei. Dann bekam er eins mit der Keule über den Schädel.»

«Und die Frauen, die dabei waren? Hatten Sie denn von der Widerstandsbewegung Auftrag, diese Frauen mit zu beseitigen?»

Petiot zuckt die Achseln über solch lächerliche Kleinlichkeitskrämerei. «Ich bitte Sie! Weiber, die es mit Deutschen und aller Welt hielten! Was sollte ich sonst mit ihnen anfangen?»

«Sie werten Menschenleben nicht sehr hoch, mein Herr», erwidert Präsident Leser.

«Menschen», ereifert sich der Mörder. «Das waren doch bloss Kreatu-

ren! Dirnen und Zuhälter! Ich bin stolz darauf, Frankreich von diesem Abschaum befreit zu haben.» Er spielt Entrüstung: «Ich wundere mich, dass Sie, Herr Präsident, sich zum Verteidiger solcher Typen hergeben.»

«Ich verteidige den Wert eines jeden Menschenlebens», antwortet der Präsident.

Petiot kann sich noch nicht von seinen Hinrichtungen trennen. Er schildert, welche Mühe er mit Jo dem Boxer hatte, der so misstrauisch war. Wie die Chinesenpaulette plötzlich einen Revolver aus ihrer Handtasche zum Vorschein brachte! Schlimmer noch war es mit Adrian dem Basken! Der stach mit dem Messer um sich und verletzte einen Kameraden aus der Gruppe schwer.

Der Staatsanwalt unterbricht die blutrünstige Erzählung: «Wieviel Geld und welche Wertsachen hatte der Basken bei sich?»

«Der? Was weiss ich?» erwidert Petiot. «Sehen Sie doch nach. Da drüben stehen ja seine Sachen.» Und er weist auf die Koffer.

«Sind Sie sicher, dass Ihnen nicht vier Millionen Francs bei Ihren Hinrichtungen an den Fingern kleben geblieben sind?» fragt Dupin. «Ahnen Sie nicht, wohin der Schmuck gekommen sein könnte, den all diese Frauen am Leibe trugen?»

«Nein, ich habe die Leichen nicht mehr angerührt.»

«Wohin hat man die Toten gebracht?»

«Ich weiss es nicht genau. Ich war ja nicht immer dabei. Vermutlich nach Marly.»

«Mit den Hinrichtungen selbst hatten Sie niemals zu tun?»

Petiot überlegt eine Weile. Dann murmelt er: «Doch. Einmal. Jo, der Boxer.»

Das Gericht beschliesst, den Koffer des Basken zu öffnen. Das ist ein schwieriges Unterfangen. Ängstlich, mit angehaltenem Atem, verfolgen Gericht und Zuschauer, wie zwei Gerichtsdiener aus der wankenden Kofferwand zwei Koffer ausbauen. Nummer 39 und 40. Ein Prachtstück von Kabinenkoffer war des Basken Eigentum. Die Schlösser springen auf. Sauber gefaltete Garderobe wird sichtbar. «Geben Sie her», fordert Petiot. Man reicht ihm ein Abendjackett hinüber. Matt glänzen die schwarzseidenen Aufschläge. Petiot kehrt mit geschickten Griffen die Taschen um. Er weist die unversehrten Schulterpolster vor: «Bitte sehr. Alle Nähte heil. Nichts berührt.» Und er blickt triumphierend um sich.

Und doch verschwanden, das weiss man genau, mit Adrian 1'100'000 Francs, 2'300 Golddollar, 530 Louis d'Ors, 7'000 Ein-Dollar-Scheine und viele unschätzbare Schmuckstücke.

«Wo ist das Geld?» fragt der Staatsanwalt Dupin.

«Ich habe es nicht», sagt Petiot ungeduldig. «Wir waren keine Diebe.»

«Warum haben Sie diese Männer so grosse Koffer mitschleppen lassen, wenn alles nur Scheinmanöver war?»

«Damit die Betreffenden keinen Verdacht schöpften.»

«Und weshalb haben Sie die Koffer nachher in Ihr Haus transportiert?»

Petiot höhnt: «Ja, sollte ich die Koffer vielleicht mit einbuddeln? Seit wann begräbt man Koffer?»

Nichts zu machen. Petiot besteht auf seinen vier Zuhältern und ihren vier oder fünf Damen. Er hat die Menschheit von einer Pest befreit. Die Menschheit soll ihn dafür loben.

Präsident Leser geht mit einem Seufzer zur nächsten Gruppe von Toten über: Zu den gehetzten Juden. Zu den Wolfs und Baschs, den Schonkers, Arnsberg und all den anderen, die Petiot von Eryane Kahan zur Ausreise übernahm.

Und siehe da, auch diese Verschwundenen nimmt der schreckliche Doktor bereitwillig auf sich. Er rühmt sich ihrer. Er ist stolz auf sie. «Die Kahan war eine deutsche Agentin», behauptet er. «Warten Sie nur, bis sie als Zeugin auftritt. Da werden Sie was erleben.»

«Wie sind die Wolfs getötet worden?» Petiot weiss es nicht. Auf irgendeine Art eben. Er hat nicht jeder Hinrichtung beiwohnen können. Es waren zu viele.

«Aber die Wolfs waren doch Juden. Sie wurden von den Nazis verfolgt.»

«Davon weiss ich nichts. Ich weiss nur, dass sie Deutsche waren, und dass in der Wohnung Rue Pasquier, wo ich sie kennenlernte, ein deutscher Unteroffizier aus und ein ging.»

«Wie war es mit den Baschs?»

«Dasselbe», sagt kurz Petiot.

«Auch was die Hinrichtung betrifft?»

«Dasselbe.»

«Und mit Schonkers?»

«Dasselbe.»

«Arnsberg? Ehrenreich? Hollander?»

«Dasselbe.» Drei eiskalte Silben. Petiot verzieht keine Miene dabei.

Es meldet sich der Anwalt der Nebenkläger Basch: «Herr und Frau Basch waren mit knapper Not aus einer deutschen Judenrazzia in Amster-

dam entkommen. Sie suchten in Paris Schutz und Hilfe vor den Nazis. Sie versteckten sich.»

«Dass ich nicht lache», sagt Petiot und lacht: «Als ich jung verheiratet war, hab' ich mich auch schon mal unterm Bettlaken versteckt und zu meiner Frau gesagt: ‚Such mich‘.»

Nur ein einzelnes, dummes, albernes Gekicher unter einem der bunten Frühjahrschüte. Kämpft hier ein Mörder um seinen Kopf? Oder ist alles bloss Komödie? Es ist eine seltsame Luft im Saal. Eine Mischung von Grausen und Empörung.

Der Staatsanwalt erinnert: «All diese Juden besaßen grosse Werte.»

«So?» erwidert Petiot frech. «Davon hab' ich nichts bemerkt. Mir kamen sie alle äusserst kümmerlich vor. Und nun sollen sie auf einmal Millionäre gewesen sein.» Er schlägt eine künstliche Hohnlache an.

Tumult

«Wir kommen zum Fall Yvan Dreyfus.»

Petiot ist sehr schnell damit fertig. «Ich bin mit Dreyfus ein paar Ecken weit gegangen und habe mich dann von ihm verabschiedet. Mehr weiss ich nicht. Am Abend wurde ich ja, wie Ihnen bekannt, von der Gestapo verhaftet.»

«Wir werden noch Zeugen zu diesem Fall hören», verspricht Pierre Véron, der Verteidiger von Dreyfus.

Petiots Verteidiger Floriot nimmt seine Chance wahr: «Wir sollten uns das Schicksal dieses Dreyfus nicht weiter zu Herzen nehmen. Aus deutschen Akten geht klar hervor, dass er sich der Gestapo als Spitzel verpflichtet hatte. Er sollte die Männer aufspüren, die sich mit der Grenzgängererei befassten.»

Petiot hakt lärmend ein: «Sehr richtig! Er war ein Verräter! Ein dreifacher Verräter. – An seiner Rasse, an seiner Religion und an seinem Vaterland.»

«Tun Sie nicht so moralisch», sagt angeekelt der Präsident. «Das steht Ihnen nicht zu.»

Darob Zurufe quer durch den Saal: «Sehr richtig! Unerhört! Frechheit!» Endlich bricht die angesammelte Empörung mit Macht durch. Die Menschen springen auf. Fäuste drohen zur Anklagebank hin. Wutschreie. Man stürmt bis zur Barriere vor. Da hilft keine Glocke. Jetzt ist es genug. Der Saal tobt. Verwundert steht Petiot da. Er will zur Klapptür hinaus. Der wachhabende Schutzmann drängt ihn zurück. Nur langsam beruhigen

sich Presse und Zuhörer. Präsident Leser braucht fünf Minuten, bis der Saal sich wieder ordnet.

Dann schlägt der Präsident eine neue Akte auf. Sein Gesicht zeigt tiefe Schatten. Er ist überanstrengt. «Ich komme zu einem der entsetzlichen Fälle auf der Liste. Zur Familie Kneller. Vater, Mutter und Kind. Was haben Sie mit den Knellers gemacht, Petiot?»

«Gar nichts.» Es klingt etwas zaghaft. Dr. Petiot steht noch unter dem Eindruck des Aufruhrs. Und er spürt, dass er jetzt nicht wagen darf, diese braven Menschen als Spitzel und Verräter zu diffamieren. / -

«Gar nichts», wiederholt er. «Ich habe den Knellers aus Gefälligkeit erlaubt, bei mir zu übernachten. Am anderen Morgen habe ich sie zum Bahnhof gebracht. Ich habe den Kleinen noch an der Hand gehalten. Übrigens ein nettes Kind. Am Schalter habe ich ihnen dann die Billets gelöst. Nach Orléans.» Er beugt sich über die Barriere: «Die Leute sind ja auch gut hingekommen. Frau Kneller hat mir seinerzeit noch' eine Interzonenpostkarte aus Castres geschickt.»

«Wie erklären Sie es, dass Koffer von Knellers bei Ihnen gefunden wurden?»

«Die Leute konnten nicht alles schleppen. Sie hatten viel zu viel mit. Und da liessen sie ein paar Sachen bei mir zurück.»

«Wie kam der getragene Schlafanzug des kleinen Jungen in einen dieser Koffer da drüben?» Der Präsident weist auf die Gepäckwand.

Petiot hat auch dafür eine Erklärung zur Hand: «Als ich wegen der Möbel in Knellers Wohnung vorsprach, machte die Hauswirtsfrau Schwierigkeiten. Da hab' ich bloss einen Paken Wäsche mitgenommen, Schliesslich schuldeten die Knellers mir fünftausend Francs an unbezahlten Arztrechnungen.»

«In der Voruntersuchung haben Sie es anders behauptet», stellt der Staatsanwalt fest.

«Das ist nicht wahr!» schäumt Petiot. «Ich habe es damals genauso gesagt!» Und diesmal kann er, als nach endloser Suche das Protokoll aus dem Aktenberg ausgegraben wird, einen Erfolg verbuchen: Die beiden Aussagen stimmen überein. Man muss Petiot das Kompliment machen, dass er die Akten seines Falles kennt. Sein Gedächtnis, so durchlässig es für Namen aller Art ist, bewahrt doch Fakten mit Treue. Petiot darf den Staatsanwalt beschimpfen: «Sie kennen ja nicht einmal Ihre eigenen Akten!»

Pause.

Das Gericht vertritt sich die Beine. Endlose Diskussionen entbrennen zwischen den Presseleuten über das Thema: «War Petiot deutscher Spitzel? Hat er mit der Gestapo gearbeitet? Oder trieb er Einzeljagd wie der Tiger im Dschungel?»

Und weil Krankes immer das Kranke anlockt, schleicht sich, als Petiot die Anklagebank verlassen hat, ein Unbekannter an den Platz, setzt sich auf die Bank und fühlt noch die Wärme des Meuchelmörders. Fassungslos sehen das einige Presseleute. Der Mann aber steht wieder auf und schlüpft geduckt hinaus.

Nach der Pause treten die Zeugen von der Polizei auf. Da hat Kommissar Pinault, der seinerzeit am 2. November 1944 Petiot-Valéry übernahm, sich seitdem Tag um Tag redlich bemüht, Fäden zwischen Petiot und der Widerstandsbewegung aufzuspüren. Es ist ihm nicht gelungen. Niemand in den Gruppen kannte ihn. Keiner hatte je von ihm gehört, geschweige denn mit ihm zusammengearbeitet. Es gibt in der heroischen, an Opfern reichen Geschichte der französischen Widerstandsbewegung keinen Petiot, keinen Dr. Eugène, keinen Agenten S-21, keine Gruppe «Fliegengift».

Eines allerdings gibt es: Leichen im Walde von Marly. Die Ausgrabungen der Polizei haben Erfolg gehabt. Man hat zwei Tote gefunden. Man hat sie sogar identifizieren können. Es waren Angehörige der Gestapo aus der Rue de la Pompe. Die Gestapo selbst hatte sie im Juni 1944 liquidiert und vergraben. Petiot hätte jeden beliebigen Wald im besetzten Frankreich nennen können. In jedem Wald hätten sich, wie in Marly, Gräber aufgetan.

«Wir konnten natürlich nicht den ganzen Wald umgraben», bemerkt Pinault.

Petiot ist voller Nachsicht: «Natürlich nicht. Ich verstehe die Schwierigkeit Ihrer Aufgabe.»

Der Präsident räumt die Akten zusammen. Morgen, am Freitag, dem 22. März 1946, wird sich das Gericht mit dem Angeklagten in der Rue Lesueur zum Lokaltermin treffen.

In der Totenfabrik

Meerwind weht. Die grauen Wolken hängen tief über Paris, als gegen Mittag die Richter aus dem Justizpalast treten. In ihren weinroten Roben und den weissen Beffchen steigen sie gemessenen Schrittes die breiten

Steinstufen hinunter, angeführt von zwei Männern der Munizipalgarde. Voran schreitet Präsident Leser mit seinen Beisitzern, gefolgt von Staatsanwalt Dupin, den Geschworenen, den Anwälten der Zivilparteien und Professor Sannié, dem Chef des gerichtlichen Erkennungsdienstes.

Den Justizbeamten folgt, von zwei Schutzleuten an den Handgelenken gehalten, im grauen Strassenanzug der Angeklagte Petiot. Er wendet den Kopf hin und her, saugt durstig die Märzfeuchte ein. Gewandt hüpfert er in den Wagen.

Eine lange Autokette zieht sich draussen am Gitter hin. Zwei Polizisten auf Motorrädern eröffnen den Zug und bahnen ihm den Weg. Den fünfzehn Gerichtswagen folgen die vielen Fords und Renaults von Film und Presse. In flotter Fahrt geht es die Seinekais hinunter bis zum Platz d'Alma, die Avenue Marceau hinauf, an deren Ende sich der Triumphbogen wölbt, überall Menschengedränge an den Strassenecken.

«Das ist er!»

«Wo? Wo?»

Man stösst sich und reckt die Hälse. Aus den Morgenzeitungen hat jedermann erfahren, was es mit dieser Autofahrt für eine Bewandnis hat. Dichtgedrängte Scharen erwarten die Autos am Eingang der Rue Lesueur.

«Warum geht es denn nicht weiter?» Professor Sannié wischt mit dem Handschuhrücken die Scheibe zu seiner Rechten blank und späht hinaus. Polizisten bilden am Strasseneingang eine Sperrkette. Die Wagen werden kontrolliert. Ebenso die Ausweise der Insassen. Das dauert seine Zeit.

Es nieselt. Der Professor fröstelt. Er klappt seinen Mantelkragen hoch. Heute Morgen hat er vor den Geschworenen seine Aussage gemacht. Er hat berichtet, was er damals, am 11. März 1944, im Schlachthaus gesehen. Eine kurze Debatte hatte sich entsponnen, als Sannié zum Schluss das Periskop oben aus der Stallmauer erwähnte.

«Das Periskop war ja mit Tapete überklebt!» sagte wegwerfend der Verteidiger Floriot.

«Das schon», hat Sannié geantwortet. «Doch wozu war es überhaupt an dieser Stelle angebracht, wenn nicht zum Hindurchschauen?»

Nervös schiebt Sannié den Gummitteppich im Wagen mit der Fusspitze hin und her. Denn dieses Periskop ist verschwunden. Er, Sannié, hatte es damals sorgfältig ausgebaut und mitgenommen. Man weiss, was alles seitdem geschah. Der Professor kann Entschuldigungen anführen:

Sein Personal hat nach Kriegsende gewechselt. Schüsse haben sein Institut durchsiebt. Es wurde mehrmals bei drohender Fliegergefahr ausgeräumt und provisorisch wieder eingeräumt. Da ist das Periskop eben verlegt worden. Unauffindbar verlegt. Leider. Was natürlich für Petiot und seinen Anwalt eine Gelegenheit war, höhnisch Vorwürfe zu erheben.

Gleich wird sich an Ort und Stelle erweisen, was es mit dem Kabinett auf sich hat. Endlich ruckt Sanniés Wagen wieder an und fährt in die Rue Lesueur hinein. Doch alle weiteren Wagen müssen draussen warten. Schon ist die Strasse vollgestopft mit Menschen und Fahrzeugen.

An allen Fenstern der sonst so schweigsamen Häuser drängen sich Neugierige mit Operngläsern und Fernstechern.

«Da! Das ist er!»

Schon ist Petiot zwischen seinen beiden Wächtern in ein Gewimmel von Menschen getaucht. Er verschwindet im Torweg. Enttäuscht lassen die Zuschauer ihre Gläser sinken. Doch dann gibt es gleich wieder was zu sehen. Die Presse dringt in die Rue Lesueur ein.

«Ausweiskarten, bitte!» Die Polizisten wissen in ihrer Aufregung nicht recht, wen sie einlassen dürfen und wen nicht. Im Nu ist vor dem Tor der heftigste Krach im Gange.

«Hallo! Finger weg! Ich bin ein Geschworener!»

«Machen Sie doch Platz für den Herrn Staatsanwalt, wenn es gefällig ist.»

Kaum ist Dupin mühselig durchgeschlüpft, da kommt Gerichtsschreiber Vilmès an und muss auch beweisen, dass er dazugehört. Mit ihm drängen sich drei Frauen hinein. Es sind Frauen der Geschworenen. Sie haben bestimmt keine Berechtigung zum Eintritt. «He! He! He! Sie!» schreit es Hinter ihnen her. Aber die drei Damen sind längst drinnen und hören nichts mehr. Wollen auch nichts hören. Der Wirrwarr ist vollkommen. Eine Journalistin mit gültigem Ausweis wird zurückgestossen, rutscht auf dem nassen Pflaster aus. Ein Kollege reisst sie am Ärmel hoch und schnauzt die Schutzleute an. Man hat bereits einen Sonderdienst für die Anwohner eingerichtet, die ihr Haus in dieser Strasse verlassen oder betreten wollen. Zwei Beamte nehmen sie in ihre Mitte und führen sie zum Strassenausgang. Es sieht aus, als würden immerzu Menschen verhaftet und abgeführt. Und der Regen nieselt.

Das also ist der Hof. Petiot zeigt herum, soweit ihm seine Wärter die Hände dazu freigeben. Er stellt die Totenfabrik vor.

Ein trostloses Bild. Das Steinpflaster glänzt in schwarzer Nässe. Ringsherum ragen die Mauern. Diese unendlich hohen Mauern, die den Hof zum Gefängnis machen. Armselig krümmt sich im Winkel der Baum. Er reckt sein dürres Gezweig vergeblich zum Licht. Darunter ein Haufen Gerümpel; Blechkanister, der verrostete Deckel eines Waschkessels, Stücke eines Eisenbettes, zerbrochene Stuhllehnen. Konservendosen und zwei weissliche Gebeine, tatsächlich, wohl Beckenknochen. Alles nass, düster, verrottet, jammervoll.

Kein Frühling findet hierher an den Ort des Grauens. Man hat das Gefühl, dass dieser Baum niemals knospen und grünen wird.

«Warum die hohen Mauern, Petiot?»

«Die Mauern, Herr Präsident? Die Kinder haben mir von nebenan immerfort Dreckzeug herübergeschmissen. Ausserdem störte mich das Echo.»

«Bitte?»

«Das Echo störte mich.» Petiot spricht wie zu einem Schwerhörigen.

Jetzt stört kein Echo mehr. Die Stimmen der vielen Menschen, die sich hier drängen, klingen seltsam eingesperrt und dumpf. Sie fangen sich in dem Hofloch und finden nicht wieder hinaus.

«Gehen wir ins Stallgebäude.»

Vom zerwühlten, unordentlichen Sprechzimmer führt ein verstaubter Gang in das dreieckige Gelass. In das Reisebüro, das keiner auf eigenen Füßen verliess:

«Bitte, nach Ihnen, Herr Präsident.»

Präsident Leser schiebt sich als erster hinein in den schmalen Raum. Ihm folgen Professor Sannié, drei Geschworene und der Hausherr Petiot. Diese sechs Menschen können gerade aufrecht nebeneinander stehen, eng aneinander gepresst.

«Licht! Bitte Licht her!»

Ein Polizist reicht eine brennende Kerze hinein. Die Geschworenen tasten die Wände ab.

«Wozu die falsche Tür, Petiot?»

«Um die Feuchtigkeit aus den Mauern abzuhalten.»

Präsident Leser sieht sich beim Flackerlicht der Kerze um. Neben ihm atmet der Mörder, hastig, gepresst. Man vernimmt Professor Sanniés asthmatisches Schnaufen. Einer der Geschworenen bringt mühsam den Arm hoch und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Ein nacktes Gelass. In Stücken hängt die gelbe Tapete herunter. Oben ein faustgrosses Loch, das den Sucher enthielt. Durch das Loch tönt Ge-

murmeln von nebenan. Dann ein Ausruf: «Lassen Sie mich mal –.» Dort drüben im Stall, Wand an Wand mit denen in der Zelle, drängen sich die Journalisten, steigen auf Stühle, spähen auf das Bild hinunter, das sich ihnen beim Kerzenschein in flackerndem Halbdunkel darbietet. Sie horchen auf die Stimmen.

Stimme von Petiot: «Nein, kein Periskop. Eher ein Teleskop.»

Eine andere Stimme. Einer der Geschworenen: «Warum war das Ding mit Tapete beklebt?»

Petiots Stimme leichthin: «Ach, ein Irrtum des Tapezierers.»

Nun streng der Präsident: «Was bezweckten Sie mit dem Teleskop?»

Satzfetzen aus Petiots Mund: «... Patienten überwachen... radiotherapeutische Behandlung... zwei Birnen daneben... Licht von aussen einschalten.»

Immer leiser wird die Stimme, kaum versteht man, was sie noch sagt: «... Teleskop im Laden gekauft... in aller Öffentlichkeit...»

Plötzlich ist Petiots Gesicht, bisher von der Kerze abwechselnd in Licht und Schatten getaucht, verschwunden. Eine Stimme ruft aus dem Gelass heraus: «Hallo! Moment mal!» Einer der Geschworenen drängt hinaus. Ein zweiter folgt ihm. Er ruft nach mehr Licht.

«Eine Taschenlampe, schnell!»

Ihnen folgen eilig der Präsident und Sannié. Ihre Mäntel sind von Kalk und Staubflocken beschmutzt. Der Professor wischt sich Spinnweben aus dem Gesicht.

«Was ist los?»

«Ihm ist schlecht geworden.» Mit wankenden Knien, das Gesicht grünlich-bleich, stützt sich der Angeklagte auf den Arm seines Richters. Ein Feuerwehrmann erscheint im Türrahmen. Er gibt zum Kerzenschein den grellen Kegel seiner Stablampe hinzu. Die Polizisten übernehmen wieder ihren Petiot und schieben den Schwankenden an die frische Luft.

Gleich geht das Gemurmel, das Geraune über den menschedurchwimmelten Hof: «Hat schlapp gemacht. Ist umgefallen.»

Während Petiot in tiefen Zügen die regenfeuchte Luft einatmet, mustern ihn mitleidlose Augen. Man kennt ihn schon und weiss, dass ihn nicht seine Nerven verliessen. Nicht das Gewissen liess ihn umsinken. Der Mann ist müde. Die Luft war knapp. Das ist alles.

Hastig knipsen die Fotografen. Sie sind dankbar, dass ihr Modell eine Sekunde stillsteht. Sie knipsen von der hohen Mauer herab, die sie

vom Nachbarhaus her erklommen haben, aus dem mageren Baumzweig, von einem eigens herausgeschleppten Tisch herunter. Sie knipsen den Dreckhaufen im Hofwinkel, die Beckenknochen, den Baum. Sie fangen Petiots Grinsen ein, seine nun schon wieder selbstzufriedene Maske, sein Hausherrngehabe: «Darf ich bitten?»

Man folgt ihm treppauf, tappt durch die öde Küche, die mit ihrem Spülstein und den Abwaschtischen sich so gut zu dem Zerteilungswerk eignete. Von den schmierigen Wänden widerhallen die Schritte. Es ist dämmrig hier unten. Wieder ergeht der Ruf nach Taschenlampen; denn längst ist in dem verfernten Haus der Strom abgeschaltet. Man stapft durch eine Art schwärzlichen Schlamm, aus Russ und Mauerfeuchte gebacken. Regen ist in all den Monaten durch zersprungene Scheiben eingedrungen. Auf jedem Mauervorsprung klebt der fette, so reich mit Materie beladene Russ aus den beiden Ofen.

Jetzt stehen die Ofen kalt und leer da. Petiot will gerade nach Aufforderung des Staatsanwaltes eine Ofentür öffnen, da sacken ihm wieder die Knie weg. Er greift in die Luft. Die beiden Polizisten reissen ihn hoch und stützen ihn. Er stammelt: «Ich bin so müde.»

In seinem grossen Haus rennen derweil die Polizisten und Presseleute umher; sie durchwühlen die Zimmer, blättern in den herumliegenden Romanen, stossen die verschlossenen Fensterladen nach aussen auf, um etwas Helle in den Bau zu bringen. Staubwolken, Gehuste: «Ist das ein dreckiger Kasten! Schauerhaft möbliert! Und so verkommen!» Und dabei so geräumig, dass die Journalisten immer wieder darüber staunen, wieso dieser Arzt es vorzog, sich draussen im Stall neben dem Abort einzurichten.

Ein kurzer Besuch noch im Stall. Viele Menschen umdrängen schweigend die Grube. Sie erkennen mit Schauer, wie tief sie ist.

«Steigen Sie hinunter», fordert der Präsident nun Petiot auf.

Vorsichtig setzt Petiot einen Fuss auf die oberste Leitersprosse. Eine starke Taschenlampe weist ihm mit ihrem Lichtkegel den Weg.

«Er macht schlapp. Er sackt wieder um!» Tatsächlich, zum drittenmal klappt Petiot zusammen. Er kann nicht mehr. Die Wärter fassen ihm unter die Achseln und zerren ihn vom Rand der Grube weg.

Gegen fünf Uhr nachmittags, als schon die Abendschatten den Hof füllen, erklärt Präsident Leser den Lokaltermin für beendet.

Petiot wird in den Wagen geschoben. Die Autokette setzt sich wieder in Bewegung. Der dreizackige Schlüssel dreht sich im Torschloss. An der Rue Lesueur werden die Sperren aufgehoben. Viel Volk strömt in die Strasse, die immer noch von Flics in kurzen Umhängen wimmelt. Rufe schrillen hinter Petiot her: «Nieder mit dem Mörder! Nieder!» Und eine Frauenstimme kreischt: «Kopf ab!» Im Wagen duckt Petiot seinen Kopf zwischen die Schultern. Die roten Hände liegen wie tot in den Handschellen auf seinen Knien. Grau ragt der Triumphbogen vor den schweren Wolken. Es nieselt ohne Ende.

Unter hartem Elektrolight findet sich das Gericht wieder zu kurzer Schlussberatung im Schwurgerichtssaal zusammen. Man zieht die Folgerungen aus dem Lokaltermin im Hause Petiots. Präsident Leser fragt Professor Sannié, den Fachmann: «Was halten Sie von den angeblichen radiotherapeutischen Einrichtungen im Kabinett von Petiot?»

Der Professor räuspert sich. «Diese Einrichtung wäre sinnlos, ja lächerlich», sagte er. «Das Kabinett ist viel zu klein für die Aufstellung von Apparaten. Von einer Liegemöglichkeit für den Patienten gar nicht zu reden.»

«Hat das Kabinett zu anderen Zwecken gedient?» fragt der Präsident den Angeklagten.

«Ja», sagt Petiot. «Als Zelle. Bei Verhören durch die Gruppe.» Er richtet sich auf, versucht seine Müdigkeit zu überwinden und gibt seiner Stimme Klang: «Ich habe niemals jemand darin getötet. Ich hatte meine Geheimwaffe. Da hatte ich sowas nicht nötig.» Es klingt so arm, so leer. Petiot redet gleichsam vor sich hin, als glaube er sich selber nicht mehr. Nur einmal, als aus Pierre Vérons Ecke höhnisches Lachen laut wird, erwacht Petiot für einen Augenblick: «Sie! Ich kann genauso gut den Schmierenkomödianten spielen wie Sie.» Und er lacht gleichfalls höhnisch, doch viel zu laut. Es ist nichts mehr los mit ihm. Er hört kaum zu, als nun Oberkommissar Massu auftritt und aussagt.

Es ist Massu, der vor zwei Jahren die ersten Erhebungen gegen Petiot führte, der als erster mit im Schlachthaus war. Massu, dessen linke Hand von einem Handschuh verhüllt ist. Der Oberkommissar ist inzwischen seines Amtes enthoben und wegen Zusammenarbeit mit den Deutschen unter Anklage gestellt worden. Er sitzt selbst im Gefängnis und hat vor einigen Tagen versucht, sich mit einer Glasscherbe die Pulsader aufzuschneiden. Massu also sagt aus, stockend und mühsam. Oft erinnert er sich nicht mehr

genau. Es ist so vieles geschehen seitdem. So manches hat sich geändert. Verteidiger Floriot nutzt denn auch weidlich die Gelegenheit und treibt den wachsbleichen Massu mit Querfragen in die Enge.

Was hilft das schon Petiot? Da hängt er wie ein Bündel grauer Kleider auf seinem Sitz. Aber auch die Richter und die Geschworenen sind am Ende ihrer Kraft. Es ist, als hätten sie in ihren Roben und in ihren Anzügen den Dunst der Totenfabrik mit in den Saal gebracht.

Alles in allem ist es ein schwarzer Tag für Petiot. Wie wird er sich morgen herauswinden, wenn der Aufmarsch der Zeugen beginnt?

Gefährliche Zeugen

Wochenende! Strahlender Sonnenschein!

Ein müder Petiot kriecht in die Anklagebank. Dabei hat er heute ein vornehmes Publikum. Ausser neuen, noch eleganteren Damen, die sich endlich durch Beziehungen Eintritt verschafft haben, hat sich auch Seine Königliche Hoheit Prinz Rainier von Monaco eingefunden. Alle sind gern gewillt, den schönen Frühlingstag miteinander im dumpfen Schwurgerichtssaal zu verbringen. Leider enttäuscht der Angeklagte anfangs sein Publikum. Er träumt vor sich hin. Er lässt die Zeugen reden. Er selbst schweigt.

Dabei schlagen die Zeugen Loch um Loch in Petiots kunstvoll gebaute Wehr. Inspektor Battut tritt auf, ein strammer Beamter mit Specknacken, den nichts aus der Ruhe bringen kann. Battut verfügt über ein unglaublich gutes Gedächtnis. Verteidiger Floriot bekommt Proben davon zu kosten, als er sein altes Spiel auch heute spielen will.

«Wann wurde der Koffer fünfundfünfzig versiegelt?»

«Am siebten Mai vierundvierzig. Siegelnummer hundertelf. Aktenzeichen neunzehn.»

«Wann wurden die Kleidungsstücke aus Koffer sechzehn vorgelegt und durch wen?»

«Dritter September fünfundvierzig. Durch Inspektor Laval. Aktenzeichen dreiundzwanzig.»

Battuts Antworten knallen wie aus der Pistole.

Floriot gibt es auf. Was sonst immer so viele Verzögerungen schuf, was in halbstündigem Suchen nach der betreffenden Akte den Gang des Prozesses aufhielt, das verfängt heute nicht. Battut weiss alles. Er kennt die Akten so gut wie Petiot selbst. Der hebt mit leisem Staunen den Kopf,

als Battut berichtet, dass die Chinesenpaulette ihre letzte Reise in einem seidenen Kleide angetreten habe. Hellblau, mit dunkelblauen Schrägstreifen.

Wichtig ist Battuts Aussage für Frau Kahan: «Wir haben keinerlei Verbindung zwischen der Kahan und der Gestapo ausfindig gemacht. Sie war dort unbekannt. Es existierte keine Akte.»

Wenn also die Kahan kein Spitzel war, dann waren auch alle anderen, die sie zu Petiot geführt hatte, keine Agenten. All die Wolfs, Baschs, Schonkers und die anderen, die der Doktor so fröhlich hingerichtet haben will. Zehn Tote, die auf ihn zurückfallen. Die Wehr wankt und droht zusammenzubrechen.

Petiot hat genug von diesem Battut: «Ach, machen wir doch Schluss damit!» ruft er zu dem Präsidenten hinüber. Der muss ihn ernsthaft zur Ordnung rufen.

Inspektor Basco tritt vor. Er macht eine klärende Aussage zum Thema «Petiot und die Spaniergruppe». Danach hat Petiot die Frau eines dieser Spanier, eines gewissen Miguel, von einem Kind entbunden. Am Bett der Wöchnerin muss er seine paar Wissensbrocken über die Anti-Franco-Gruppe, die nichts von einem Petiot weiss, zusammengepickt haben.

Petiot schweigt.

Als das Gericht nun eine Pause einlegt, streckt er sich, so wie er ist, in Anzug und Schuhen, erschöpft auf dem Tisch aus, der für die Verteidigung bestimmt ist. Man hat den Eindruck, dass sein Nachtschlaf sich seit den Alldruck-Nächten in Fresnes nicht sonderlich gebessert hat.

Nach der Pause betritt ein Zeuge in Uniform den Saal. Hauptmann Henri Maurice von den Fallschirmjägern. Ein Widerstandskämpfer, dessen Namen Frankreich kennt. Im Lager von Compiègne hat er Yvan Dreyfus getroffen.

«Dreyfus war sauber», sagt der Hauptmann aus, und Wellen von Sympathie schlagen ihm entgegen. «Er hatte mein volles Vertrauen. Und dabei gab es im Lager viele Spitzel. Man musste seinen Umgang mit Vorsicht wählen. Dreyfus vertraute sich auch mir an. Er hat mir erzählt, dass er in Brioude mit Freunden einen Geheimsender gebaut hat.»

«Wissen Sie etwas von einem Verpflichtungsschein, den Dreyfus vor seiner Entlassung aus dem Lager unterschrieben haben soll?» fragt Präsident Leser.

Lebhaft ruft der Hauptmann: «Aber das bedeutet doch nichts! Ich selbst hätte einen solchen Schein ohne Bedenken unterschrieben, bloss um herauszukommen. Das war eine reine Formsache. Natürlich hätte ich

in Wirklichkeit niemals getan, was der Schein verlangte. Genauso hat Dreyfus gedacht.»

Höhnisches Hüsteln von der Anklagebank. Es dringt nicht durch. Der Hauptmann wendet sich um. Petiots Hüsteln verstummt.

Präsident Leser fragt: «Haben Sie jemals von einer Gruppe ‚Fliegen-gift‘ gehört?»

«Nein. Niemals. Ich selbst habe während der Besetzung unsere Luftoperationen geleitet und die Verbindung zwischen Fallschirmspringern und Widerstandsgruppen aufrechterhalten. Dabei hätte ich von einer solchen Gruppe unbedingt hören müssen. Umso mehr, als sich nach der Befreiung von Paris alle Gruppen der Stadt bei uns gemeldet hatten.»

Anwalt Véron mischt sich ein: «Würde die Mitgliedschaft in einer solchen Gruppe heute irgendwelche Unannehmlichkeiten nach sich ziehen?»

Der Hauptmann lacht: «Nicht im Geringsten. Im Gegenteil.»

Und doch verbietet sein zartes Gemüt dem Doktor Petiot immer noch, seine angeblichen Kameraden aus der Gruppe «Fliegengift» dem Gericht vorzuführen.

«Also alles pure Erfindungen von Petiot», stellt laut Véron fest.

Da explodiert Petiot. Diesen Véron hasst er. Er schreit: «Ich war immer ein unabhängiger Kämpfer. Ich bin kein Befehlsempfänger. Soweit sollten Sie mich inzwischen kennengelernt haben.»

Eine schlechte Antwort. Denn jetzt hakt Véron ein: «Wenn Sie unabhängig waren und ohne Orders, woher wollen Sie dann das Plastic bezogen haben, das es nur über London gab?»

«Durch einen Fallschirmjäger, der es mir persönlich überbracht hat.»

Darauf geht Hauptmann Maurice lebhaft ein: «Sicherlich kenne ich ihn. Ich war Chef des Fallschirmdienstes. Wie hiess der Mann?»

Ach, Hauptmann Maurice kennt Petiots verhängnisvollen Namensschwund nicht. «Ich – ich weiss weder den Namen noch den Kampfnamen», antwortet Petiot. Hastig fügt er hinzu, als er das enttäuschte und ironische Gesicht des Hauptmanns sieht: «Er soll nach Korsika gegangen sein und sich dort das Leben genommen haben.»

Hoffnungslos!

Die neue Woche beginnt mit drei Tiefschlägen für Petiot. Doch er hat sich über Sonntag erholt. Seine grauen Augen haben ihr kaltes Licht wieder. Die Stimme klingt voll.

Es hilft ihm alles nichts. Es nützt auch nichts, dass sein Verteidiger

sprungbereit dasitzt und in jede Lücke, jeden Widerspruch springt. Es macht keinen Eindruck, dass Floriot bereits davon spricht, in jedem Falle das Urteil anzufechten. Er will den Prozess abbrechen, weil zwei von den Geschworenen dem amerikanischen Journalisten Perlman gegenüber angedeutet haben, hier komme nur das Todesurteil in Frage. Er fordert eine neue Verhandlung. Aber das nützt Petiot nichts. Der Präsident wird einfach die beiden geschwätzigen Geschworenen gegen die zwei Ersatzmänner auswechseln. Der Prozess rollt vorschriftsmässig weiter, seinem Ende zu.

Eine bleiche Frau, zart wie ein Kind, tritt in den Saal. Es ist die Witwe Guschinow. Sie trägt Trauerkleidung. Kaum hörbar flüstert sie den Schwur. Sie erzählt stockend, wie es zu der Reise kam. Ihre Stimme versagt manchmal. Sie kämpft mit den Tränen, reisst sich aber wieder zusammen: «Drei Briefe soll mein Mann geschrieben haben. Aus Casablanca, aus Dakar und gleich nach seiner Ankunft, aus Buenos Aires. Petiot hat es nur erzählt. Ich habe nie einen Brief gesehen.»

Die Impfungen kommen zur Sprache.

«Impfungen?», schreit der Doktor. «Das ist ja idiotisch. Kein Mensch hat je von Impfungen geredet.» Und nun packt er aus, bricht seinen Berufseid, verrät seine Arztlehre: «Sie wissen sehr gut, Frau Guschinow, was für eine Krankheit es war, mit der Ihr Mann bei mir in Behandlung stand.»

Die Frau senkt den Kopf. Petiot genießt seine Enthüllung: «Ein feines Ehepaar, muss ich schon sagen. Und dieses Leiden konnte unter Umständen gefährlich werden. Bei dem plötzlichen Klimawechsel. Die tropische Hitze kann dann die Nervenzentren angreifen.»

Der Doktor lässt durchblicken, dass sein Patient und Passagier Guschinow auch eines natürlichen Todes gestorben sein könnte. Doch überall in der Welt gibt es heute Register, Standesämter, Totenscheine. Die Witwe schildert, was sie alles versucht hat, um irgendeine Auskunft aus Argentinien zu erlangen. Auch Guschinows Teilhaber Guédo tritt vor, zählt die Telegramme, die Anfragen auf und wiederholt die negativen Antworten von drüben. Das gleiche tut ein Geschäftsfreund des Verschwundenen, der drüben in Argentinien Freunde hat. Es fand sich keine Spur.

Endlich, nach zweistündigem Verhör, an dem sich Floriot und Petiot erbarmungslos beteiligt haben, darf die Witwe den Zeugenstand verlassen. Sie zittert. Mühsam setzt sie die Füße. Es waren zwei lange Stunden

für sie. Und es wäre eine Gnade für sie, wenn aus Petiots Koffern das eine oder andere Kleidungsstück ihres Mannes zum Vorschein käme. Die Koffer schweigen. Petiot war bei seinem ersten Passagier vorsichtiger als bei den vielen anderen/die später kamen. Die Witwe Guschinow wird die Last der Ungewissheit weiterschleppen müssen.

Glückspilze

Nun betreten nacheinander zwei Zeugen den Saal, auf denen, während sie berichten, gespannte und lächelnde Blicke ruhen. Es sind zwei Touristen, die bereits ihre Anzahlung für die Reise ohne Wiederkehr in des Doktors Hand geleistet hatten, und die dennoch nicht abzureisen brauchten.

Der junge Herr Cadoret tritt auf, Maler und Dekorateur. Ein wohlhabender Junge. Er war damals fest entschlossen, Paris zu verlassen, um sich bei de Gaulle zu melden. Über Frau Kahan nahm er Verbindung mit dem Retter der Bedrängten auf. Doktor Eugène nickte Gewährung, verlangte aber, dass Cadoret sogleich all seine Habe versilbere und sich für drei Tage in ein ruhiges, hinter dem Etoile gelegenes Haus begeben, um dort die Impfungen zu empfangen, die für Afrika notwendig seien.

«Und sie gingen dorthin, Herr Cadoret?»

«Nein. Es kam mir verdächtig vor, dass so viel von Geld die Rede war. Soweit kannte ich doch die Widerstandsbewegung. Das waren keine Grossverdiener. Und hier hiess es bloss immerzu: ‚Gib Geld, gib Geld.‘ Und dann war noch was.» Cadoret stockt.

«Bitte, sprechen Sie sich aus. Was war da noch?»

«Also, mich stiess dieser Doktor Eugène persönlich ab. Er stellte sich als Chirurg vor, und dabei hatte er ganz schmutzige Fingernägel.» Cadoret lächelt verlegen.

Unwillkürlich hat der Angeklagte seine Nägel gemustert und versteckt sie in den geschlossenen Händen. Das Publikum kichert.

Mit einem schrägen Blick auf Petiot nimmt Cadoret auf der Zeugenbank Platz.

Der zweite Reiseanwärter spricht mit behaglich breitem Marseiller Akzent und stimmt den Saal noch heiterer. Herr Scarella, seines Zeichens Restaurateur, war seinerzeit zu Petiot in die Praxis gekommen und hatte ein Gefälligkeitsattest erbeten, das ihn vor irgendeiner Dienstverpflichtung bewahren sollte. Ein Wort gab das andere, und schliesslich fragte der Doktor den behägigen, offenbar gutsituierten Mann: «Hätten Sie nicht

Lust, nach Argentinien auszuwandern? Ich habe Verbindungen. Ich könnte Ihnen dabei behilflich sein.»

Herr Scarella war entzückt. Argentinien! Das war schon immer sein Traum. Was sollte er im besetzten Paris, von wo ihm die Deutschen vielleicht noch zur Arbeit nach Deutschland abtransportieren würden? Lieber machte er sich in Buenos Aires selbständig und eröffnete dort ein französisches Speiselokal.

«Sie würden zweifellos damit Erfolg haben, Herr Scarella.»

«Glaub' ich auch, Doktor, wo meine Frau so grossartig kocht. Eine Bouillabaisse, sag⁵ ich Ihnen. Alles dran.»

«Sie sind verheiratet?»

«Ja. Wieso? Macht das einen Unterschied?»

«Nein. Bloss, Sie müssten sich entschliessen, Ihre Frau sofort mit auf die Reise zu nehmen, damit sie hier all den lästigen Recherchen aus dem Wege geht.»

Doch Frau Scarella verspürte nicht die geringste Reiselust: «Was denn? So einfach ins Blaue? Bloss auf diesen Doktor hin, den du heute erst kennengelernt hast? Und alles verkaufen? Nein. Das machst du nicht!»

Man weiss, wer bei Scarellas das letzte Wort behielt. Man sieht es; denn Herr Scarella steht ja lebend und gesund vor den Schranken des Gerichts. Er lacht über sein ganzes breites Gesicht und blickt den Mann in der Anklagebank schadenfroh an. Immerhin hat dieser Petiot den guten Scarella mit einer Story versorgt, die er bis ans Lebensende seinen Gästen als Nachtisch servieren kann.

Zwei Glückspilze, die nicht abreisten: Für Petiot sind sie äusserst gefährliche Belastungszeugen. Das weiss Petiot auch. Vergeblich feixt er, wirft Ausreden hin und macht Scherze, die ablenken sollen. An den Fällen Cadoret und Scarella lässt sich sozusagen im Modell des Doktors Reisebetrieb studieren. Schmutzige Nägel, eine Gattin, die die Hosen anhat; an solchen Zufälligkeiten kann ein Menschenleben hängen.

Die Kollegen

Nun haben die Ärzte das Wort. Was ist mit Petiots Hirn? Sie haben es in den vergangenen Monaten sondiert und abgetastet. Kann man einen Petiot überhaupt zur Rechenschaft ziehen?»

«Bitte sehr, Herr Doktor Paul.»

Der bekannte Gerichtsarzt, dessen Züge Weltkenntnis und eine abgründige Skepsis verraten, tritt so ruhig in den Zeugenstand, als sei er

hier zu Hause. Aus jedem seiner Worte spricht Wissen, gepaart mit Würde. Er beginnt mit der Aufzählung all der Leichenteile, die sich am 11. März 1944 im Schlachthause fanden.

«Einwandfrei festgestellt wurden an Einzelheiten ein Sternum, ein Thorax, fünf Humeri, drei Radii, eine Ulna, zwei Mandibulae, drei Femora, sieben Tibiae, sechs Fibulae ...» Er zählt noch eine ganze Reihe von Knochenteilen in seiner medizinischen Fachsprache auf. Halblaut und sehr schnell. Das Publikum versteht kein Wort. Unruhe wird laut. Nun spricht Dr. Paul wieder allgemeinverständlich: «Ausserdem fünf Kilo kleinerer Einzelknochen. Hundert Kilo nicht erkennbarer, zum Teil bereits durch Feuer zerstörter Knochenreste. Dazu fünf Kilo menschlicher Haare.»

Der Gerichtsarzt zählt das alles so kühl auf, als hielte er vor seinen Studenten Kolleg. Nun erläutert er, was man in seinem Institut unternahm, um die Funde zu ordnen: «Wir haben die Knochenfragmente aus den beiden Gruben oberflächlich sortiert, haben sie dann durch eine Getreideschwinge gedreht und durchgeseibt, um die leichten Knochen von den schweren zu trennen. Die Siebung ergab auf etwa fünfzehn Kilo undefinierbaren Knochenmaterials fünf Humeri und elf Ossa digitorum.»

«Was? Was meint er?» fragt man auf den Bänken.

«Oberarmknochen und Fingerknöchel», erklärt wichtig ein junger Mediziner.

Der Präsident fragt, und seine sonst so ruhige Stimme klingt belegt: «Handelte es sich ausschliesslich um menschliche Reste?»

«Ausschliesslich», bestätigt Dr. Paul. «Herr Clavelin vom Naturkundlichen Museum, Spezialist für Knochenfunde, hat die Reste untersucht und mit Sicherheit festgestellt, dass sich keine tierischen Gebeine darunter befinden. Er hat an Hand genauer Rekonstruktionen berechnet, dass es sich um die Reste von mindestens zehn verschiedenen Personen handelt, wobei die verbrannten, nicht mehr erkennbaren Knochenteile unberücksichtigt blieben, so dass die Zahl der Opfer weit höher anzunehmen ist. Auch das Gewicht des gefundenen Haares, an dem zum Teil noch Hautstücke und Fleischfetzen hingen, deutet auf eine höhere Zahl von Toten hin.»

«Lässt sich über die einzelnen Opfer Näheres aussagen?»

«Kaum. Höchstwahrscheinlich gehörten von den zehn erkennbaren Resten fünf zu Frauen und fünf zu Männern. Der grösste Mann muss ungefähr einsachtzig gewesen sein. Die kleinste Frau einsfünfzig.»

«War aus den Resten irgendeine Todesursache erkennbar?»

«Nein. Höchstens lässt sich mit Sicherheit sagen, dass keinerlei Fraktur, kein Schädelbruch oder dergleichen vorlag. Es fand sich auch keine Kugel. Also kann es sich nur um Gas, Giftspritzen oder Erdrosselung gehandelt haben. Auch Messerstiche wären nicht ausgeschlossen. Doch das sind alles Vermutungen. Ich möchte mich auf Tatsachen beschränken, für die ich einstehen kann.»

«Lässt sich irgendetwas über den Zeitpunkt des Todes bei den Opfern aus der Rue Lesueur sagen?»

«Nein. Der Grad der Verwesung, der sonst an den tierischen Parasiten erkennbar ist, war hier nicht mehr feststellbar, da alle Insekten durch die Kalkbehandlung mitzerstört worden sind.»

Und er gibt den Geschworenen einige Details über Grad und Erkennbarkeit menschlicher Verwesung. Das Publikum macht mehr und mehr einen seekranken Eindruck.

Dr. Paul wirft einen kurzen Blick hinüber zu Petiot, der dem Bericht seines Kollegen mit Interesse folgt. Dr. Paul sagt: «Feststeht, dass die Zerlegungen mit unleugbarem Geschick ausgeführt worden sind. Von der Hand eines Arztes. Wie da so eine Schulter herausgetrennt ist – saubere Arbeit. Das gleiche gilt für die Abtrennung der Skalpe, die mit einem einzigen fachmännischen Schnitt erfolgt sein muss. Petiot könnte mein Schüler gewesen sein.»

Auf den Bänken wird gelacht. Präsident Leser erhebt seine Stimme: «Sie sagten bereits einmal aus, Herr Doktor Paul, dass Sie schon an früheren Funden in der näheren Umgebung von Paris ähnliche Schnitte beobachtet hatten.»

«So ist es. All die Funde, die so zahlreich vom Frühjahr 1942 bis zum Beginn des Jahres 1943 um Paris herum und in der Seine gemacht wurden, erstaunten mich von Anfang an: Immer die gleiche geschickte Chirurgiehand. Es war damals eine regelrechte Leichenanhäufung bei uns. Wir konnten kaum nachkommen im Institut. Seitdem ist gottlob der alte, ruhige Trott wiedergekehrt. Ein paar Funde im Monat.»

Petiot fährt sich mit den Fingern durchs Haar, als schmerze ihn der Hinterkopf. Er spürt, wie die Blicke aller im Saal schauernd an ihm hängen.

Es folgt Professor Griffon, Sachverständiger für Gifte, der an vier Kadavern Untersuchungen über die vermutliche Todesursache angestellt hat: «Die niumifizierten, ausgetrockneten, Reste boten nur wenig Gelegenheit zu toxikologischen Feststellungen», sagt er. «Immerhin kann das dreieckige Gefäß sehr gut als Gaszelle gedient haben. Auch in den Räumen

seiner Praxis in der Rue Caumartin haben wir die verschiedensten Gifte gefunden. Dazu ein unerlaubt grosses Quantum von Rauschgiften. Vorwiegend Morphinum und Heroin. Insgesamt über fünfhundert Ampullen.»

Ein Geschworener fragt interessiert: «Um welches Gas könnte es sich bei der Tötung gehandelt haben?»

«Jedes giftige und erstickende Gas kommt in Frage. Bloss Leuchtgas kann es nicht gewesen sein, da keine Gasleitung in das Stallgebäude führt.»

Den drei Gerichtsärzten folgen drei Psychiater. Mit Spannung erwartet man die Gutachten über den Geisteszustand des Angeklagten. Im Publikum beginnt ein misstrauisches Rumoren: Wird man am Ende Petiot für unzurechnungsfähig erklären?

Dr. Genil-Perrin spricht: «Wir haben den Angeklagten einige Wochen hindurch beobachtet. Wir haben seine intellektuellen und moralischen Fähigkeiten geprüft. Das Ergebnis haben wir in einem gemeinsamen Bericht zusammengefasst.»

Drei Psychiater, die einer Meinung sind! Ein seltener Fall.

Der Sprecher fährt fort: «Wir haben bei Petiot keinerlei geistige Störung entdeckt. Er hat eine überdurchschnittliche, ausgesprochen lebhaft Intelligenz. Er ist von grosser Schlagfertigkeit.»

Einige Lacher im Publikum. Man hat diese Schlagfertigkeit kennengelernt.

Dr. Heuyer fasst zusammen: «Im juristischen Sinn ist Petiot kein Wahnsinniger. Er ist für Seine Taten voll verantwortlich.»

Nun tritt Dr. Gouriou in den Zeugenstand, der dritte Psychiater. Er fügt hinzu: «Dieser Mensch ist pervers und amoralisch. Seine seelische Persönlichkeit weist grosse Lücken auf. Er verstellt sich ständig. Sein Wesen ist zutiefst verlogen.»

Gouriou heftet seinen Blick auf den Angeklagten. Der gibt diesen Blick spöttisch zurück. «Ich halte Petiot nicht von Natur aus für ein Ungeheuer», sagt Dr. Gouriou. «Er hat jedoch einen Hang zum Bösen. Seine moralische Erziehung ist lückenhaft.»

Dr. Gouriou hat die Aufgabe gehabt, auch Petiots geistige Vergangenheit zu durchleuchten. Was hat es mit den seelischen Störungen auf sich, die Petiot ein paarmal in Anstalten brachten? «Gar nichts», stellt Dr. Gouriou fest. «Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es sich um Simulationen gehandelt hat. Petiot hatte immer nur dann geistige Störungen, wenn er sich irgendwelchen Unannehmlichkeiten entziehen wollte.»

Dr. Gouriou hat ebenso gewissenhaft die Einzelheiten von Petiots medizinischer Laufbahn überprüft. Er kann berichten, dass der Angeklagte

seinerzeit bei der Prüfung im Sezieren bloss eine mittelmässige Note erhalten hat. Das Publikum lacht herzhaft. Es scheint, dass es im Verlauf der Verhandlungen gegen all die grausigen Dinge immer abgehärteter wird. Man bewertete Petiots Doktorarbeit dagegen mit «sehr gut», was aber, nach Meinung der drei Psychiater, nicht das geringste für sein ärztliches Können beweist. Dr. Gouriou kommt zum Schluss: «Petiot ist eine unausgeglichene Persönlichkeit. Sprunghaft. Getrieben. Ein Projektmacher. Seelische Unausgeglichenheit kommt bei Ärzten öfter vor. Sie braucht nicht zu solchen Verirrungen führen. Im Gegenteil. Es gibt Ärzte, die aus der eigenen inneren Unruhe heraus sich für ihre Patienten aufopfern, ja verzehren.»

Der Verteidiger mischt sich ein: «Hat Petiot jemals versucht, Ihnen gegenüber Geisteskrankheit zu simulieren?»

«Nein», antwortet Dr. Gouriou im Namen der drei Psychiater. «Er hat unsere Arbeit durch häufiges Lügen sehr erschwert. Aber den Narren zu spielen hat er niemals versucht.»

Wie sollte er auch! Er baut seine Verteidigung ja auf dem «Widerstandskämpfer Petiot» auf. Der darf doch kein Narr gewesen sein.

Die guten Freunde

Der achte Verhandlungstag. Petiot zieht noch immer. Der Saal ist wie am ersten Tage überfüllt. Die Luft ist zum Schneiden. Die wichtigsten Zeugen der Anklage, die mit Spannung erwartet werden, lauern draussen stundenlang im Gang auf ihren Aufruf.

«Monsieur Adolphe Verrier!»

Nun kann man ihn im Zeugenstand bewundern, den Perückenmacher mit der gepflegten Silbertolle. Er, der sonst so lebhaft mit seinen Kunden plaudert, ist plötzlich wie vor den Mund geschlagen. Jedes Wort muss der Präsident ihm aus den Zähnen zerren.

«Bei Ihnen fand also das Bekanntmachen, das Vorstellen statt, Herr Verrier. Erzählen Sie doch, wie das zunging.»

«So: Doktor Eugène – Monsieur Jo – die Damen.»

«Weiter, berichten Sie. Wie sind die Parteien fortgegangen?» «Zu Fuss.» Gelächter.

«Was wussten Sie selbst von den Passagen?»

«Nichts», sagt Verrier. Und als er spürt, dass alle auf seine Antwort warten, ergänzt er: «Petiot hat mir mitgeteilt, dass er Leute ins unbesetzte Gebiet und ins Ausland bringen könne. Davon habe ich in meiner Umgebung gesprochen.»

«Was ist Ihr Entgelt dafür gewesen?»

«Nichts.»

Als ihm nun sein Freund und Zunftkollege Gontard im Zeugenstand folgt, auch er schlohweiss und wohlgepflegt, hat Präsident Leser die gleiche Mühe, Aussagen aus ihm herauszuquetschen. Gontard, als Plaudertasche in zahllosen Bars bekannt, hält dicht.

«Was haben Sie den Leuten in den Lokalen alles erzählt, um sie zu Doktor Eugène zu bringen?»

«Ich? Na, was man eben so redet.»

«Haben Sie je Post von den Abgereisten zu Gesicht bekommen?»

«Ja, einmal. Ein Briefchen von Jo. Ohne Umschlag.»

«Wie war das möglich. Petiot?» Der Vorsitzende wendet sich zur Anklagebank. «Wo Sie doch selbst zugeben, Adrian und Jo und alle die anderen erledigt zu haben.»

«Eine Vorsichtsmassnahme meinerseits», wirft der Brieffälscher Petiot gelangweilt hin.

Der Präsident wendet sich wieder Gontard zu: «Was haben Sie als Entgelt für Ihre Vermittlung erhalten?»

«Nichts.»

Es sind weiss Gott keine geschwätzigsten Zeugen! Doch der Präsident ist milde. Er drängt nicht. Er lässt die beiden alten Herren wieder gehen.

Von Petiots sagenhaften Kameraden aus der Gruppe «Fliegengift» hat sich immer noch keiner gemeldet, um den Chef S-21 herauszureissen. Dafür lernt das Auditorium nun ein paar Leute kennen, mit denen der Doktor täglich Umgang pflog. Zum Beispiel den Häusermakler René Nezondet.

Auf seinen breiten Schuhen tritt er ein und sieht sich neugierig um.

«Wie ich an dem Abend mitverhaftet worden bin», sagt er dann aus, «da hat Petiot mir noch schnell zugeflüstert: ‚Du, wenn sie mich behalten, geh zu meiner Frau, sag ihr, dass ich sie über alles liebe, und dass sie das vergraben soll. Sie weiss dann schon/ Und dabei hat er ganz geheimnisvolle Augen gemacht.» Nezondet schielt ein wenig nervös zu seinem Exfreund hinüber.

«Was sollte sie vergraben, Petiot?»

«Ich habe solchen Quatsch niemals gesagt.»

Man hat ja auch bisher nichts gefunden. Keine Millionen, Diamanten, Dollars oder Louis d'Ors.

Nezondet schickt Petiot einen vorwurfsvollen Biedermannsblick zu

und ergeht sich dann in der Schilderung jener Greuel in der Rue Lesueur, die ihm seinerzeit, August 43, der schreckensbleiche Bruder Maurice anvertraute.

Petiot knirscht mit den Zähnen. Er windet sich auf seinem Sitz, beugt sich über die Barriere zu Floriot hinunter und fuchtelt mit den Armen.

Oh, Petiot versteht sehr gut, dass hier ein Kronzeuge gegen ihn aussagt. Was bleibt von der ganzen Kämpferlegende, wenn die Leichen schon im Sommer 1943 das Haus verpesteten und nicht, wie Petiot es wahrhaben will, erst später von Fliegengiftlern dort abgelegt wurden?

Schlimm für den Angeklagten. Sehr schlimm.

Endlich tritt nun der Bruder Maurice auf. Er ist bleich und abgemagert und hustet fast ununterbrochen. Selten nur hebt er den Blick. Zwischen seinen Hustenanfällen wiederholt er die Sprüche aus der Voruntersuchung: dass Nezondet sich irren müsse. Dass er, Maurice, in der Rue Lesueur nichts bemerkt habe. Dass er den Kalk auf Wunsch seines Bruders besorgt habe, ohne Näheres über den Verwendungszweck zu erfahren. Dass er die Koffer guten Glaubens verlagert habe, um sie der Gestapo aus den Augen zu bringen.

Petiot sieht und hört sich das an. Zu seinem Verteidiger sagt er, laut genug, dass auch andere es hören: «Mir geht's ja schon schlecht. Aber der Maurice macht's bestimmt nicht mehr lange. Er hat Angina pectoris.» Und man muss zugeben, dass Maurice durch die fünfzehn Monate Untersuchungshaft wirklich sehr heruntergekommen ist.

Ehe Maurice abtritt, schickt er ein scheues Lächeln zur Anklagebank hin.

Hochspannung um die Kahan

«Das ist sie! Die Kahan!»

Eine zierliche Frau stöckelt in den Saal. Sie trägt ein fesches rotbraunes Kostüm mit Pelzbesatz. Auf dem gewellten Haar, das nicht rot ist, sondern eher rosa, es wirkt wie ausgebleicht, sitzt schief eine Pelzkappe. Ihre behandschuhten Hände stecken trotz des lauen Wetters in einem Muff. Die Augen verbergen sich hinter blauen Brillengläsern.

«Die soll fünfzig sein?»

«Hat sich jedenfalls gut gehalten.»

Eryane Kahan ist so bleich, dass ihr Rouge wie gezirkelt auf den Wan-

gen steht. Als sie zum Schwören den Lederhandschuh abzieht, wird offenbar, wie sehr sie zittert. Eine Sekunde lang weiss sie nicht, wohin mit ihrem Muff. Dann packt sie ihn vorsichtig auf einen Kofferstapel, der noch von der letzten Umwühlerei vor ihr dasteht. Sie schwört. Sie sagt, wer sie ist. Wann geboren und wo.

«Lauter! Sprechen Sie lauter.» Man versteht ihr Geflüster nicht einmal am Richtertisch. Das Publikum wird unruhig.

Eryane Kahan strengt sich an, ihrer Stimme mehr Klang zu geben. Magisch angezogen wendet sie den Kopf immer wieder zur Anklagebank hin. Petiot schweigt. Anwalt Floriot lehnt sich vor, betrachtet die Zeugin sehr aufmerksam. Er lächelt. Man spürt, dass er einiges für Frau Kahan parat hat.

Und schon stösst er auch zu. Er bezichtigt Frau Kahan eines munteren Lebenswandels. Er nennt sie eine Abenteurerin.

Zugegeben, die Zeugin macht nicht den Eindruck einer Konfirmandin. Sie ist zweifellos eine Frau mit Vergangenheit. Dennoch nimmt sich der Staatsanwalt ihrer an. Er verweist Floriot seinen Ton.

Frau Kahan spürt die Hilfe. Sie fängt sich, Zwar tänzeln und trippeln ihre, kleinen Füsse immer noch nervös auf einem Fleck herum. Doch ihre Stimme gewinnt an Kraft. Einmal nimmt sie sogar die blaue Brille von der Nase und mustert Floriot sehr von oben herab.

Petiot frisst die Kahan mit den Augen. Er sagt nichts. Wo bleiben die angedrohten Enthüllungen?

Nun zählt die Kahan auf. Ihre Stimme wankt: Die Wolfs, die Baschs, die Schonkers, Arnsberg, Ehrenreich, Hollander, Braun, Marx jüdische Namen.

«Frau Basch hat zu Petiot aufgeblickt wie zu einem Heiland», erklärt die Kahan. «Zu mir hat sie noch gesagt: ‚Was für ein wunderbarer Mensch. Wie ein Freund handelt er an uns armen Juden'.» Frau Kahan betont: «Ich habe mich sofort nach der Befreiung von Paris auf der Polizei gemeldet.»

Die Polizei hat sie damals festgehalten, dann freigelassen und wieder verhaftet. Sie erschien verdächtig. Sie hat einiges durchgemacht, das muss man zugeben. Und nun bricht aus ihr all der langverhaltene Groll heraus: «Man hat mich als Spitzel beschimpft. Für Petiot soll ich Schlepferdienste geleistet haben. Für die Gestapo soll ich gearbeitet haben. Ich! Man hat mich in jeder Weise mit Schmutz beworfen.» Sie zittert am ganzen Leib. Ihre Stimme überschlägt sich.

«Nun, nun», beruhigt Staatsanwalt Dupin die Zeugin. «Man weiss, dass die militärischen Informationen, die Sie weitergegeben haben, richtig waren. Sie sind der Widerstandsbewegung von Nutzen gewesen.»

Die Zeugin sammelt sich ein wenig. Nicht für lange; denn nun stösst wie ein Habicht Floriot auf sie nieder: «In Ihrer Wohnung verkehrte regelmässig ein gewisser Schellert. Ein deutscher Unteroffizier.»

«Bitte sehr, ein Österreicher.»

«Genau wie Hitler», schlägt Floriot zurück und erntet etliche Lacher. Der Präsident muss um Ruhe bitten.

Floriot hackt weiter: «Sie wollen sich freiwillig bei der Polizei gemeldet haben? Stimmt ja gar nicht.»

Und als die Kahan bloss flehend ihre Hände hebt und vor Zorn nicht sprechen kann, greift der Staatsanwalt ein: «Nehmen Sie sich in Acht mit Ihren Behauptungen.»

Und Floriot, anscheinend seiner Sache sicher: «So sehen Sie doch nach. Das heisst, wenn Sie die Akte finden.»

Darauf Dupin böse: «Greifen Sie mich nicht persönlich an. Das könnte für Sie sehr unangenehm werden.»

«Bitte sehr», höhnt Floriot. «Da bin ich gespannt.»

«Ich dulde diesen Ton nicht», ruft Dupin. «Noch ein Wort, und ich hebe die Sitzung auf.» Und wieder entlädt sich die nervöse Spannung im Saal in Unruhe.

Und Präsident Leser verkündet: «Die Sitzung ist aufgehoben.»

Der Saal brodelte. Kein Mensch begreift, was eigentlich los ist. Stimmen schreien durcheinander. Arme fuchteln in der Luft herum. Niemand will seinen Sitzplatz räumen. Der einzige, der ruhig bleibt, ist Petiot. Er verdreht die Augen zur Decke und ringt die Hände, als wollte er sagen: «Kinder, Kinder!»

Jedoch die Unterbrechung ist nur kurz. Staatsanwalt Dupin findet die gesuchte Akte sozusagen im Handumdrehen. Er präsentiert sie Floriot. Floriot liest die Akte. Er stutzt, schaut nochmals hin, erkennt sein Unrecht – und verbeugt sich, ganz Mann von Welt, in Richtung der Madame Kahan: «Entschuldigen Sie, gnädige Frau.»

Frau Kahan darf abtreten.

Ein Wort muss Petiot ihr doch noch mit auf den Weg geben: «Als ich damals zu dieser Frau fuhr», sagt er, «da hab' ich extra die grosse Übersetzung in mein Rad eingebaut. Damit ich schneller weg konnte. So wenig hab' ich dieser Person getraut.»

Allgemeines Kopfschütteln: Was das nun wieder soll?

Weit festeren Schrittes, als sie eintrat, verlässt die Rosablondie den Zeugenstand.

Gestalten im Zwielficht

Petiot hat seit Tagen behauptet, der verschwundene Dreyfus habe ihn seinerzeit der Gestapo in die Hände gespielt. Und nun, als der Reihe nach die zweifelhaften Figuren vernommen werden, die damals das Wild Dreyfus jagten, da stellt sich der Italiener Caretta in aller Ruhe als der Angeber von Petiot vor.

«Ja, ich war es! Was wollen Sie», sagt dieser Mann achselzuckend, «die Deutschen hatten mich in der Mache. Ich hatte diesem Doktor Eugène eine Summe angezahlt, und er rührte sich nicht, mir den Pass zu besorgen. Ich glaubte mich betrogen. Da hab' ich ihn eben verschuftet.» Der Mann lacht etwas krampfhaft: «Ich gebe zu, das war nicht gerade fein von mir. Aber wenn man selber im Dreck steckt...» Er lächelt feig: «Ich nahm an, ich käme auf die Art eher wieder 'raus.»

«Angeklagter, was haben Sie dazu zu sagen?»

Petiot regt sich künstlich auf: «Und wenn mich der Kerl auch angezeigt hat! Dreyfus jedenfalls war schuld, dass ich gefoltert wurde.» Und er scheint willens, den Märtyrer Petiot nochmals in Grossaufnahme vorzuführen. Doch der Präsident winkt ab. Diesmal geht es nicht um Petiot und dessen Kopf. Es geht um Dreyfus und seine Ehre.

Einer nach dem andern treten sie auf, die sich damals an den jungen Juden hängten und ihn aussogen wie die Zecken. Alle haben sie verdient. Das steht fest. Doch es ist unmöglich herauszufinden, wieviel der Einzelne bekam. Ob der aus der Kammer ausgestossene Anwalt, der zwischendurch Theaterdirektor war, wirklich eine halbe Million einsteckte? Wieviel hat der specknackige Polizeibeamte a. D. abgekriegt, der sich inzwischen ein Lebensmittelgeschäft einrichten konnte? Was kassierte die deutsche Lagerleitung? Mit wieviel wurde Gestapochef Jodkum geschmiert? Man kann ihn nicht fragen. Er ist nicht da. Wo blieben die beiden Verpflichtungsscheine, die der gejagte Dreyfus in seiner Not unterschrieb? Wer hat sie wem in die Hände gespielt? Alle Beteiligten lügen. Alle Beteiligten schweigen.

Abgründe der Verworfenheit tun sich auf, geboren aus einem verworfenen System. Präsident Leser wischt sich die Stirn. Es geht über Men-

schenkraft, solche Wirrnis zu durchschauen. Einer der Judasse greift Petiot an und ruft es laut heraus: «Sie haben Dreyfus umgebracht. Und Sie wollen ihn nun in den Dreck ziehen.»

Nachlässig wirft Petiot hin: «Du Schweinehund.»

Und diesmal nimmt das Gericht den Zeugen nicht in Schutz, denn Petiot hat ausnahmsweise recht.

Am Freitag, dem 29. März, treten zwei junge Leute auf, die Dreyfus ihren Freund nennen. Auch jetzt noch. Gerade jetzt. Der Elektrotechniker Marcel Berthet aus Besançon ist soeben aus dem KZ Mauthausen zurückgekehrt. Er freundete sich im Lager Compiègne mit Dreyfus an. Er weiss nur Gutes und Rühmliches von ihm zu berichten. Auch Jean-Claude Stern, Radiotechniker, zeugt für Dreyfus, mit dem er zusammen in Brioude an einem Geheimsender baute.

Anwalt Véron dankt den beiden und liest dann ein Telegramm vor, das er von Herrn Mendès-France, dem französischen Delegierten auf der Konferenz von Bretton-Woods, aus New York zugekabelt bekam: «Erfahre mit empörtem Erstaunen, dass Petiot gewagt hat, Andenken von Dreyfus zu diffamieren. Verbürge mich für Dreyfus als Mensch und Widerstandskämpfer. Stehe als Zeuge zur Verfügung. Mendès-France.»

Das sind gewichtige Stimmen, die man nicht überhören darf. Immer klarer leuchtet das Bild dieses jungen Mannes auf, der in der Rue Lésueur sterben musste, weil er ein Kind reicher Eltern war.

Was sagt Petiot dazu? Gar nichts. Er gähnt. Er ist weit weg mit seinen Gedanken.

Der schmale Schatten einer Frau gleitet in den Raum. Für Sekunden wird es so still wie kaum je zuvor in diesem ewig brodelnden Saal. Die sensationslüsternen Augen unter den Frühjahrshüten werden ernst und zeigen Teilnahme. Frau Paulette Dreyfus sieht aus wie ein kleines Mädchen, das von Erwachsenen hastig in Trauerkleidung gesteckt worden ist. Ihre grossen Augen unter den geröteten Lidern blicken verwirrt und schüchtern drein. Während der ganzen Verhandlung kehrt sie der Anklagebank den Rücken zu. Sie ist ängstlich bemüht, Petiots Blicken nicht zu begegnen.

Ihre klare Kinderstimme ist bis in den letzten Winkel vernehmbar. Ihre Augen blicken vertrauend zum Präsidenten auf wie zu einem Vater.

Petiot hängt an der Barriere und verschlingt die schmale Frau mit den Blicken.

Langsam fallen ihre Sätze in die Stille. Frau Dreyfus schildert, wie sie versuchte, ihres Mannes Leben zu retten. Sie nennt die wachsenden Geldsummen, die man von ihr forderte. Was bedeutet ihr Geld? Sie ist in einem Hause aufgewachsen, wo es nie daran fehlte, wo man nicht davon sprach. Sie redet von Millionen, wie andere von Groschen. Man spürt, dass diese kindliche Frau gar keine Ahnung von Geld und Geldeswert hat. Man begreift, dass sie für die Haifische leichte Beute war. Man fühlt, dass sie ihren Mann sehr liebte. Kindlich klar erzählt sie: «Als ich erfuhr, dass Yvan zwei Briefe unterzeichnet hatte, in denen er sich den Deutschen verpflichtete, da war ich entsetzt. Davon hatten wir gar nichts abgemacht. Aber man sagte mir, alles sei nur Formsache. Yvan bekomme die Briefe nachher ausgehändigt.»

«Sie haben Ihren Mann gleich wiedergetroffen, nachdem er aus Compiègne kam?»

«Ja. In Paris.» Zum erstenmal versagt die Stimme. Erinnerung überfällt sie. «Wir wollten zusammen weg. Mit Hilfe des Doktors Eugène. Wir wollten uns nicht mehr trennen.» Sie senkt den Kopf: «Man hatte Yvan gesagt, er müsste noch mal in die Rue des Saussaies. Noch was unters ehr eiben. Auch bloss Formsache.» Und, kaum hörbar:

«Ich hab' ihn, nicht wiedergesehen.»

Statt der Rue des Saussaies – Rue Lesueur!

Marcel Petiot rührt sich nicht. Er starrt gedankenverloren die schmale Frau an, der das dunkle Haar übers Gesicht fällt.

Das rote Tuch

Wieder paradiere neue Modelle von Frühlingshüten, der lockenden Sonne zum Trotz, zum Wochenende im dumpfigen Schwurgerichtssaal. Man bemerkt unter den Zuschauern das rosenrote Haar der Frau Kahan, von einem pastellblauen Filz, auf dem sich ein Paradiesvogel wiegt, bekömmlich überschattet.

Eir heiteres Bild. Die Witwe Braunberger in ihrem düsteren Schwarz passt gar nicht hinein. Misstrauisch beäugt Petiot die ältere, etwas schwerfällige Dame, die im Zeugenstand schildert, wie ihr Mann am 20. Juli 1942 auf einen Telefonanruf hin aus dieser Welt verschwand. Spurlos. Bis Petiots Koffer den Hut und das Hemd herausgaben.

Anwalt Perlès, der Frau Braunberger vertritt, wendet sich zu Petiot: «Angeklagter, wie erklären Sie diese Entdeckung?»

Petiot, fuchsteufelswild, ruft aus: «Ich werde Ihnen das in einer halben Stunde erklären. Mein Gott, hier findet ja kein Mensch mehr heraus!»

Hier findet kein Petiot mehr heraus!

«Geben Sie jetzt gleich Antwort», beharrt Perlès. «Als Sie sich vor dem Untersuchungsrichter über den Fall Braunberger äussern sollten, haben Sie Witze gerissen. Als man Sie vor ein paar Tagen hier befragte, haben Sie gesagt: «Ich rede, wenn die Zeugen zur Stelle sind. Hier sind die Zeugen. Antworten Sie.»

Petiot windet sich: «Noch nicht.»

Perlès, energisch: «Ich fordere Sie auf, sofort zu antworten.»

Petiot zwingt sich mühsam zur Ironie: «Herzlichen Dank für Ihre Aufforderung. Trotzdem stelle ich meine Antwort noch etwas zurück.»

Perlès: «Antworten Sie!»

Petiot: «In einer halben Stunde! Was wollen Sie? Ich laufe Ihnen doch nicht weg.»

Die halbe Stunde vergeht, während der Zeuge Vallée, Versicherungsagent, von den seltsamen Briefen berichtet, die er seinerzeit von dem Verschwundenen erhielt.

Petiot hört mit halbem Ohr zu. Immerhin ist dieser Vallée eine Art Verwandter von ihm. Er hat eine Kusine von Frau Petiot zur Frau. Deshalb glaubt Petiot sich wohl berechtigt, dem Zeugen Vallée ein paar Schimpfworte über die Barriere hinweg ins Gesicht zu werfen. Er springt dabei auf, lehnt sich vor und speit Wut. Der Fall Braunberger ist das rote Tuch für ihn.

Sein Wächter gibt ihm einen Knuff: «Setz dich.»

Petiot fährt herum: «Sie! Sie haben mich nicht zu duzen.»

«Setz dich», wiederholt gemächlich der Polizist.

«Ach, Sch ...» schreit Petiot durch den Saal, ehe er sich auf den Sitz zurückdrücken lässt.

Das Auditorium spürt jetzt mit Klarheit: Petiot ist ein verlorener Mann. Petiot spürt es selbst. Nur so sind seine Ausreden und Ausbrüche zu erklären.

Wer am Ende der halben Stunde, die sich Petiot ausgebeten hat, Neues von ihm erwartet, wird enttäuscht. Zwar bringt Petiot eine wirre Erzählung vor, von einer Spionin, die ihn beschattet und verfolgt haben soll; man sieht jedoch keinen rechten Zusammenhang mit Hut und Hemd von Dr. Braunberger.

Hoffnungslos!

Schon baut der Gerichtsdienner wieder einen Koffer aus der wanken-

den Wand. Alle Zeugen zum Falle Braunberger, darunter auch die alte elsässische Köchin, werden an den Tisch gebeten. Sie sollen sich die Kleidungsstücke nochmals betrachten, um sie offiziell anzuerkennen.

«Ja, ja», schluchzt Fräulein Kummerlé, obwohl sie vor Tränen gar nichts sieht. Ihr Pferdekinn bebt.

«Ein für allemal!» schreit Petiot dazwischen. «Ich hab' mit einem Fall Braunberger nichts zu schaffen. Es lag doch gar kein Grund für mich vor!»

Ehe ihn der Polizist daran hindern kann, angelt er mit seinem langen Arm aus der Anklagebank heraus zu Gerichtsschreiber Vilmès hinüber, vor dem die Beweisstücke liegen. Schon hat er das Hemd in den Händen. Er zerknüllt es. Er schleudert es im Bogen auf den Tisch zurück. Er weist auf den braunen Filz, der neben anderen, von Hause zum Vergleich mitgebrachten Hüten des Arztes daliegt. Er zetert: «Der braune ist doch mindestens zwei Nummern kleiner als die anderen Hüte!» Er wirft sich dann, nachdem sein Wärter schon eine Weile an ihm gezogen und gezerrt hat, keuchend und atemlos, in einem Krampf von Wut, auf den Sitz zurück.

Präsident Leser ist, das weiss inzwischen jeder, ein friedlicher Mensch. Aber das geht ihm doch zu weit. Scharf weist er den Angeklagten zurecht. Seine ungewohnt lauten Worte schaffen eine atemlose Stille im Saal. Dann lässt er eine Pause eintreten.

Nach der Pause gibt es einen Sturm auf den Angeklagten. Einer kam auf die Idee, sich von Petiot ein Autogramm geben zu lassen. Andere folgen. Auf Zettel, Notizblöcke und Fotos des Doktors, die es auf den Strassen zu kaufen gibt, darf Petiot viele Male seinen Namen kritzeln. Als ihm beim Schreiben die Tinte im Füllhalter versiegt, gibt eine hilfreiche Hand ihm einen Drehbleistift. Vielleicht sind die Leute der Meinung, dass sie die Autogramme schnell ergattern müssen, solange dieser Unmensch noch lebt. Denn tief hält Paris den Daumen für Petiot nach unten.

Kopfschüttelnd sehen die Journalisten dem Treiben um Petiot zu. Und einer fragt am nächsten Tag in seinem Blatt: «Geht so etwas nicht zu weit?»

Als die Verhandlung wieder beginnt, treten Frau Rouard und Frau Clara Noë auf, begleitet von Herrn Michel Czobor. Es sind Zeugen zum Fall Kneller. Es sind die einzigen, die sich noch an die Knellers entsinnen, die jene seltsame Kritzelkarte aus Castres bekamen und denen der verwachsene Schlafanzug des kleinen René bekannt ist.

Petiot hört gar nicht zu. Die Knellers hat er längst vergessen. Er hat sie doch bloss an die Bahn gebracht. Vielleicht lesen Knellers morgen in der Zeitung, dass sie tot sind, und melden sich: «Hier sind wir. Lebend und gesund. Und bitte, hier ist der Betrag für die offenstehende Rechnung. Vielen Dank auch, Herr Doktor Petiot, dass Sie uns niemals gedrängt haben.»

Das wäre wirklich einmal eine Überraschung!

Schon braut sich ein neuer Zwischenfall auf der Anklagebank zusammen. Wie stets, wenn ihn die Tatsachen im Stich lassen, flüchtet Petiot in tobende Wut. Diesmal ist die Frage schuld, die einer der Anwälte von der Nebenklage ihm stellt: «Weshalb hat die Gestapo Sie eigentlich freigelassen?»

«Immer diese Unterstellungen», schreit Petiot. «Noch dazu am letzten Tag, wo ich nicht genug Zeit mehr habe, mich zu wehren. Das ist eine Schweinerei von Ihnen. Nehmen Sie die Frage sofort zurück.»

Der Anwalt denkt nicht daran. Andere Anwälte springen ihm hilfreich zur Seite: «Sie sind ein Spitzel gewesen! Sie gehören vor ein Sondergericht!»

Petiot überschreit sie alle mit hemmungslosen Schimpfworten: «Lump! Hund! Gemeiner Kerl!»

Darauf die Anwälte im Chor: «Vielen Dank.»

Petiot: «Nichts zu danken! Lumpenpack!»

Worauf Präsident Leser sich wieder nachdrücklich Gehör verschafft und die Sitzung für heute schliesst. Es ist warm geworden über Nachmittag. Der Saal dampft.

«Na endlich», geht es durch die Bankreihen. «War auch Zeit, dass Schluss gemacht wurde.»

«Dauert überhaupt schon viel zu lange, dieser Prozess.»

«Was kommt denn nun noch?» piept ein Fräulein, das wohl neu hier ist.

«Allerlei. Erst kommen mal am Montag die Entlastungszeugen, die sein Anwalt Floriot bestellt hat.»

«Was die schon entlasten werden!»

«Dienstag sind die Anwälte der Nebenkläger dran.»

«Mittwoch gibt's die Plädoyers. Erst Staatsanwalt Dupin. Dann Anwalt Floriot.»

«Dann wäre also Donnerstag das Urteil zu erwarten.»

«Vorher darf der Petiot aber auch noch etwas sagen. Sein Schlusswort.»

«Au revoir. Au revoir, Madame.» Es ist wie im Theater. Man kennt einander schon, winkt, grüsst und ist kühl bis ans Herz hinan. Nach all dem, was hinter uns liegt, nicht wahr? Was regt uns da noch gross auf?

Ein Echo dieser Stimmen tönt aus den Zeitungen, die hellhörig dem Prozess gefolgt sind. «l'Époque» schreibt: «Dieser Prozess Petiot ist wirklich ausserordentlich. Nicht nur wegen der ganz aus dem Rahmen fallenden Persönlichkeit des Angeklagten und der hohen Zahl seiner Verbrechen. Nein, auch wegen der Gewöhnung an den Tod, die beim Publikum offenbar wird. Auch vor dem Krieg haben schon andere grosse Kriminalprozesse ähnliche Zuschauermengen in den Schwurgerichtssaal gelockt. Aber die Neugier des Publikums hatte früher etwas Gespanntes. Die Nervosität war besorgt. Es ging um eines Mannes Kopf. Heute ist man derart an den Tod gewöhnt, dass die über dem Haupt des Mörder-Arzt's schwebende Todesstrafe in keiner Weise die Jahrmarkts Stimmung im Saal beeinträchtigt. Gelächter, Beifallsklatschen, amüsierte Unbekümmertheit, wo doch Düsternis herrschen müsste. Dazu das ungewöhnliche Bild, das an einen Gepäckraum oder Trödeladen erinnert. .. Wie schrecklich auch die Tatsachen sein mögen: Man ist bis zum Überdruß gesättigt von all den Einzelheiten der Verbrechen. Schon der Anblick von Petiot's Kopf wird zum Alpdruck. Man wartet nur noch auf das Fallen des Vorhangs. Auf das Urteil.»

Das Lied vom braven Mann

Die dritte Woche fängt lustig an. So viel ist noch niemals im Zuschauerraum gelacht worden.

Auch der Angeklagte ist froh gestimmt. Er lächelt und nickt den Zeugen zu. Manchmal wischt er sich eine Träne aus dem Auge. Die Rue Le-sueur mit ihrem Drum und Dran hat er vergessen.

Herr Comte tritt auf, der Kaufmann François Comte aus dem Städtchen Villeneuve an der Yonne. Herzlich winkt er seinem Exbürgermeister zu. Mit volltönender Stimme legt er los: «Wenn es nach uns Villeneuvern ginge, so stünden wir alle hier, um für Doktor Petiot zu zeugen. Er hat unsere Stadt erst zu dem gemacht, was sie ist. Er hat die Kanalisation bei uns eingerichtet und einen Kinderhort gegründet. Villeneuve schuldet diesem Manne Dank.»

Gelächter auf den Bänken.

Unbeirrt tönt Herrn Comtes Stimme fort: «Niemand hat er einem Kran-

ken seine Hilfe verweigert. Er war stets gut zu den Armen. Er hat sie oft genug umsonst behandelt.»

Das Publikum wiehert vor Vergnügen.

Der Staatsanwalt möchte gern von Herrn Comte wissen, warum denn so ein beispielhafter Bürgermeister das Feld schliesslich doch räumen musste.

«Er hatte politische Gegner», dröhnt Herr Comte. «Die haben ihm ein Bein gestellt. Villeneuve ist von unerhörter politischer Aktivität.»

Es klingt wie eine Wahlrede. Die Pariser finden Herrn Comte sehr komisch. Doch Petiot nickt ihm Beifall.

Es folgt der Zeuge Emil Pathier, Amtsdieners auf der Bürgermeisterei. Er war schon unter Petiot tätig. Laut rühmt er dessen Tugenden: «Er war unser bester Bürgermeister. Dazu ein grossartiger Arzt. Die ganze Bevölkerung hat bedauert, dass er wegging. Aus einem Tuberkulosenest hat er eine kerngesunde Stadt gemacht! Die Kinderkrippe, die wir ihm verdanken, ist musterhaft. Das Neueste und Beste.» Mühsam nur dringt Pathiers Stimme durch das anschwellende Gelächter: «Kein Mensch in Villeneuve traut Doktor Petiot was Schlechtes zu. Wir halten zu ihm, nach wie vor.» Er strahlt seinen Exchef an. Der lächelt mit Wohlwollen zurück.

Es folgen dankbare Pariser Patienten und singen dem Doktor Loblieder.

Eine Postangestellte: «Er war sehr mässig in seinen Forderungen. Und er hat immer gesagt: ‚Es eilt nicht, zahlen Sie, wann Sie können.‘»

Ein Schmied bekräftigt im tiefsten Bass: «Ein anständiger Mensch, der Herr Doktor. Ein zweihundertprozentiger Franzose.»

Ein Mechaniker: «Meine Schwiegermutter hat er vom sicheren Tod errettet. Tag und Nacht war er zur Stelle.»

Ein Monteur: «Mir hat er ein Gefälligkeitsattest ausgestellt. Dadurch bin ich von der Zwangsarbeit in Deutschland freigekommen.»

Ein Bäcker ereifert sich: «Mögen die Zeitungen schmieren, was sie wollen. Ich bin der Meinung, dass Petiot ein grundanständiger Mensch und ein Kämpfer ist.»

Ein Schaffner von der Metro: «Mein kleines Mädels hat er gesund gemacht. Ich kann nur Gutes über den Mann sagen.»

Ein Zeichner: «Meinen Rheumatismus hat er durch Spritzen wegkuriert. Lind dabei war ich vorher schon bei so vielen Ärzten!»

Kurz, es zeigt sich, dass Petiot durchaus nicht alle Patienten umgebracht, sondern viele von ihnen gewissenhaft behandelt und sogar geheilt

hat. Nachdem die dankbare Klientel durchpassiert ist, folgen zwei Zeugen, die Anwalt Floriot mit besonderem Stolz vorführt. Zwei Widerstandskämpfer, Zellengenossen des Doktors aus Fresnes.

In schwarzer Fallschirmjäger-Uniform tritt Richard, Lheritier vor. Er sagt aus: «Petiot hat mir häufig von seiner Gruppe ‚Fliegengift‘ erzählt. Ich hielt ihn für einen Menschen, der als Einzelkämpfer Widerstand gegen die Besatzung leistete. Ich hielt ihn für einen Patrioten.»

Petiot nickt seinem Lheritier zu, mit dem er fünf Monate die Zelle teilte. Lheritier, der den Schlaf der Jugend schlief, während Petiot schwer träumte oder wachlag und sich quälte.

Der andere Zellengenosse tritt vor, Roger Courtot. «Petiot war zutiefst antideutsch eingestellt», sagt er mit seiner herben, jungen Stimme. «Wenn er wirklich getan hat, was man ihm vorwirft, dann sicherlich nur aus patriotischen Gründen.»

Zwei saubere, helläugige Jungen, die für ihre Ideale den Kopf hinhielten. Niemals könnten sie sich in den Abgrund hineinversetzen, der Petiot heisst.

Eine hübsche Blondine macht den Beschluss. Ein Mädchen aus der Widerstandsbewegung, das zwischendurch mal von den Deutschen geschnappt und am gleichen Tage, im gleichen Raum wie Petiot verhört wurde. Sie hat einige Sätze zwischen Petiot und Gestapochef Jodkum erlauscht. Nein, von irgendwelchem Einverständnis zwischen den beiden Männern hat sie nichts bemerkt. Der Gesprächston war im Gegenteil heftig und schroff.

Petiot nickt Beifall. Dieser Montag gefällt ihm. Endlich einmal andere Töne!

Der Vorhang fällt

Leider zerstört der Dienstag den guten Eindruck wieder. Ein äusserst unerfreulicher Tag für Petiot. Er benutzt ihn zu einem Nickerchen auf der Barriere. Er zeigt dem Saal sein Schlafgesicht, das so leer und nackt ist. Lasch fällt das Kinn herab. Mit einemal wirkt der Mund brutal. Die Schatten der Augenhöhlen dunkeln tief.

Auch Anwalt Floriot kämpft hinter seinen Brillengläsern mit dem Schlaf. Draussen ist Frühling. Lau weht es durch den Saal. Floriot lehnt sich an die Barriere zurück. Er blinzelt. Nicht einmal das Klick des Fotografen, der die beiden Schlummergesichter einfängt, stört die Schläfer.

Die Anwälte der Nebenkläger gleichen dem Weibe Ruth, das da Ähren liest. Das Feld ist abgeerntet. Sie können bloss Einzelnes nachtragen. Anwalt Archevêque, der Frau Guschinow vertritt, hält Petiot für einen gemeinen Raubmörder. Anwalt Véron gibt dem Mörder feinere Züge. Er nennt ihn einen düsteren Philosophen, der seine Taten bis ins kleinste unter hohem geistigem Genuss ausgekostet und sein Verteidigungssystem kunstvoll von langer Hand vorbereitet hat.

Anwalt Perlès spricht vom verschwundenen Dr. Braunberger. Und der verhasste Name weckt tatsächlich den Angeklagten für Sekunden auf und entreisst ihm ein Hohnlachen: «Braunberger, haha!» Und wieder beugt sich Petiot zu sanftem Schlummer vor.

Anwalt Stéphanagi nennt Petiot einen Dieb und Räuber an der Widerstandsbewegung. Die Rechtsanwältin Dunan versucht mit schüchterner Stimme das Andenken jener Gisèle zu retten, die mit dem falschen Partner abreisen musste.

In die allgemeine Schläfrigkeit bricht dann schliesslich mit sonorem Südfranzosenbass Anwalt Henri aus Marseille ein. Eigentlich vertritt er nur die Familie des Mädchens, das unter dem Namen «Chinesenpaulette» im blauseidenen Kleid die Reise ohne Wiederkehr antrat. Das hindert Herrn Henri jedoch nicht, sich mit viel Frische und Beredsamkeit über den gesamten Fall Petiot zu verbreiten, über dessen Vorder- und Hintergründe, über Vergangenheit, Zukunft und auch über die politische Weltlage.

Als der Anwalt einmal Luft holt, unterbricht ihn voll Freundlichkeit Präsident Leser: «Wollten Sie nicht von Ihrer Mandantin sprechen?»

«Ach, die *r* Mit einer Handbewegung fegt Anwalt Henri sie vom Tisch und klagt noch eine Viertelstunde weiter Petiot und die Welt an. Das Auditorium folgt ihm willig. Der Mann ist unterhaltsam. Ausserdem spricht er einen so drolligen Dialekt.

Petiot schläft unterdes weiter. Er wird erst wach, als der Redestrom im Saal versiegt. Da zeigt es sich, dass die Psychiater zu Recht Petiots Schlagfertigkeit gerühmt haben. Er wendet sich dem Gericht zu und sagt mjt gespielmtem Ernst: «Ich bitte, mir zu glauben, dass ich die Anwälte der Nebenkläger nicht bezahlt habe.»

Und diesmal hat er die Lacher für sich.

Am Mittwoch kommen die restlichen Nebenkläger zu Wort.

Feurig verteidigt Pierre Véron das Andenken von Dreyfus: «Nicht für einen Petiot ist Brossolette gefallen!» ruft er. «Nicht für ihn haben so viele unserer Besten ihr Leben für das Vaterland geopfert. Petiot hat in Wahr-

heit von der Besatzung nur profitiert. Welch herrliche Zeiten für einen Mörder, als täglich Menschen spurlos verschwanden! Als niemand sich darüber wunderte! Keiner nach ihnen fragte! Nun verkriecht Petiot sich hinter der Widerstandsbewegung, deren Waffen und Menschen er nie gekannt hat. Er ist ein ganz gewöhnlicher Mörder. Nur der Tod kann seine Verbrechen sühnen.»

Unter Beifall des Saales tritt Véron zurück. In das Händeklatschen hinein prasseln die Rufe des Angeklagten: «Lump! Lump!»

«Macht nichts», erwidert Véron, «deswegen werde ich doch zu Ihrer Hinrichtung gehen.»

Nun endlich erteilt Präsident Leser dem Staatsanwalt das Wort.

Staatsanwalt Dupin ist ein Mensch, den man nirgends übersehen würde. Gross und breitschultrig. Ein Römerkopf im Silberhaar. Sein Mund ist feingezeichnet. Die Augen sind tief und melancholisch. Schon die ersten Worte seiner Anklage breiten Schweigen über den Saal.

«Ich bin gezwungen, mit aller Leidenschaft anzuklagen, und ich bitte im Voraus um Entschuldigung dafür. Dieser Mann, ein Schönredner, ein beachtlicher Schauspieler, ein Lügner, ein verderbter und entarteter Mensch, hat getötet. Er hat getötet, wie nur die Nazis in Auschwitz und Buchenwald töteten.»

Stille. Man hört eine Frau aufstöhnen.

Dupin fährt fort: «Nur schwer unterdrücke ich ein Gefühl des Schauders angesichts dieser Verbrechen. Sie können die Akten des Schwurgerichts und die Archive der letzten hundert Jahre aller zivilisierten Länder durchforschen, nirgends werden Sie ähnliche Verbrechen verzeichnet finden. Landru, den man Blaubart nannte, hat nur elf Frauen umgebracht. Hier aber sind mindestens siebenundzwanzig Menschen getötet worden. Als ich noch ein Kind war und das Märchen vom Ritter Blaubart erzählt bekam, weigerte ich mich, es zu glauben. Ich konnte mir solche Schändlichkeiten einfach nicht vorstellen. Und nun steht ein zweiter Blaubart vor uns, der erbarmungslos Männer, Frauen und Kinder meuchelte.»

Noch ist der Staatsanwalt mitten in seiner Anklagerede, als Präsident Leser der fortgeschrittenen Stunde wegen die Verhandlung abbrechen muss. Morgen will man Dupins Schlussworte hören. Petiot kann es abwarten. Er gähnt. Er ist wirklich todmüde. Am schwersten aber wird es morgen Anwalt Floriot haben, der Verteidiger dieses Mandanten, für dessen Kopf niemand im Saal auch nur einen Sou mehr gibt.

23.55 Uhr

Petiots Schicksalstag ist angebrochen. An diesem 28. März, um dreizehn Uhr, schiebt und stösst man sich vor den Türen des Gerichtssaales. Es geht noch schlimmer zu als am ersten Tag, da der Vorhang hochging. Eine Neugier, in die sich krankhafte Züge mischen, trieb die vielen zum Aktschluss. Sie wollen dabeigewesen sein, wenn der Vorhang fällt.

Präsident Leser zähmt seinen Saal mit geübter Hand. In den verebbenden Lärm hinein fährt Staatsanwalt Dupin fort, wo er gestern unterbrochen wurde. Doch nach zwei Sätzen schon wird er wieder gestört. Ein unruhiges Gescharr in den hinteren Reihen: Zwei Frauen sind kurz nacheinander in Ohnmacht gefallen. Nachbarinnen besprengen sie mit Laven-delwasser. Sie kommen wieder zu sich. Ihren Platz räumt keine.

Hochspannung knistert durch den Saal. Wer feine Nerven hat, spürt es wie vor einem heraufziehenden Gewitter.

Der Staatsanwalt spricht flüssig und schnell, mit lebhaften Gebärden, doch ganz ohne Leidenschaft. Er greift an und weiss: er gewinnt. Es ist halb drei, als er das Schlusswort spricht, mit dem er Petiots Kopf fordert: «Wer hätte mehr die Todesstrafe verdient als Petiot? Die Stunde der Gerechtigkeit hat geschlagen. Möge der Mörder seinen Opfern nachfolgen.»

Man kann nicht sagen, dass Petiot von dieser Anklagerede sonderlich berührt sei. Er hat die Augen gerollt. Er hat wieder den Lauf der Uhrzeiger verfolgt und einen Seufzer der Erleichterung ausgestossen, als Dupin zu Ende war.

Anwalt Floriot erhebt sich. Nun ist er die Hauptperson. Sein Gedächtnis und seine Sachkenntnis sind erstaunlich. Seine Geschicklichkeit hat er an fünfzehn Verhandlungstagen bewiesen. Trotzdem, was kann er noch zugunsten seines Mandanten vorbringen?

Zuerst teilt er dem Auditorium mit, dass er sein Plädoyer in zwei Hälften zu gliedern gedenke: Siebenundzwanzig Morde umfasst die Anklage. Davon nimmt Petiot neunzehn mit Stolz auf sich. Acht streitet er ab. Nun will Floriot im ersten Teil seiner Rede beweisen, dass Petiot mit diesen acht nichts zu schaffen hat, während er im zweiten Teil den Beweis dafür erbringen will, dass die neunzehn Getöteten Spitzel, Agenten und Verräter waren, deren Hinrichtung aus vaterländischen Gründen geboten erschien.

Ein Meisterstück von Plädoyer! Floriot zeigt wieder einmal, dass er

als einziger jeden Schnipsel in dem halben Zentner Aktenpapier kennt. Jede Zeile ist in seinem Bewusstsein. Wo eine Lücke ist, eine Inkorrektheit, eine Fahrlässigkeit in der Untersuchung, wo weltgeschichtliche Ereignisse und Richterwechsel Verwirrung stifteten, da hakt er ein. Er gleitet über alles Belastende elegant hinweg und verweilt dafür umso liebevoller bei den Fehlern der Voruntersuchung, die er «zusammengepfuscht und verworren» nennt. Er versucht, den Beweis dafür zu erbringen, dass Petiot zu jeder Zeit seines Lebens ein anständiger Mensch war, dass man ihm niemals den Vorwurf antifranzösischer Gesinnung machen konnte. Er tut, was er kann. Aber er überzeugt nicht. Nur Petiot nickt Zustimmung.

Fünf Stunden spricht Floriot. Keiner langweilt sich dabei. Immer wieder weiss der Anwalt durch neue Einzelheiten und geschickte Wendungen zu verblüffen. Seine Stimme bleibt kraftvoll bis zum letzten Satz. Endlich, die Uhr geht auf halb neun, spricht er sein Schlusswort:

«Meine Herren Geschworenen, ich lege das Schicksal des Doktor Marcel Petiot in Ihre Hände. Ich bin sicher, dass Sie auf alle Fragen, die man an Sie richtet, mit Nein antworten werden.»

Einen jedoch hat dieses Plädoyer über die Massen angestrengt. Das ist Petiot selbst. Mit ständig wechselndem Gesichtsausdruck hat er jeden Satz seines Verteidigers gierig aufgenommen. Schliesslich hat er geweint, wie schon so viele vor ihm auf der Anklagebank. Mehrmals hat er sich die Tränen abgewischt. Sein Kinn zuckt. Man hört einen erstickten Laut aus seiner Kehle. Matt, mit hängenden Armen hockt er auf der Bank. Sein Spiel ist aus.

Präsident Leser erhebt sich: «Petiot, haben Sie noch etwas hinzuzufügen?»

Ein erwartungsvolles Raunen geht durch den Saal. Was wird Petiot sagen? Wird er toben? Wird er zum Schluss noch Unverschämtheiten riskieren?

Nichts dergleichen. Es geschieht, was in all den Tagen des Prozesses nicht vorgekommen ist: Petiot zeigt sich tief bewegt. Mühsam stemmt er sich hoch. Er stammelt. Seine Lippen beben. Er flüstert heiser: «Ja – ich wollte – aber ich kann nicht. Sie sind Franzosen. Sie wissen, dass ich Spitzel der Gestapo beseitigt habe. Sie wissen, was Ihnen zu tun bleibt.»

Und er sackt zusammen. Seine Wächter fassen ihn bei den Armen und schieben ihn hinaus.

Die Richter und Geschworenen erheben sich und ziehen sich zur Beratung zurück. 135 Fragen werden ihnen gestellt. Fünf Fragen für jedes

der 27 Opfer: Liegt Mord vor? Mit Vorbedacht? Mit Heimtücke? Mit Diebstahl? Mit Hehlerei?

Im Saal aber, in dem feierlichen Schwurgerichtssaal, geht es während der nächsten beiden Stunden zu wie bei einem Sechstagerennen. Lärm, Geplapper, Rufe über die Bänke weg. Es zeigt sich, dass viele Zuschauer so klug waren, sich Proviant mitzubringen.

Immer dichter wölkt sich der Rauch. Immer fiebriger flackert das Gerede. Die Presseleute machen unermüdlich Notizen und tauschen resignierte Sätze über das «unmögliche Publikum» aus. Zwei Berichtersteller, ein Franzose und ein Amerikaner, haben sich radebrechend in das Thema der Atombombe verbissen. Ein Medizinstudent hält einigen jungen Damen Vortrag: «Petiot's Hirn müsste sofort nachher seziiert werden. Viele Schnitte müssten daraus hergestellt werden.» Er scheint anzunehmen, dass man den «Wurm» darin findet.

«Da! Das ist die Frau von Petiot.»

«Wo?»

«Die im Schleier, die da eben wieder reinkommt.»

«Merkwürdig, dass man sie nicht als Zeugin vernommen hat.»

«Es geht weiter!»

Zwei Gerichtsdienstler reißen die Türflügel auf. Das Gericht hat seine Beratung beendet. Die Würfel sind gefallen. 23 Uhr 55. Fünf Minuten vor Mitternacht.

Präsident Leser räuspert sich. Dann verkündet er, während die Menschen im Saal sich erheben, das Urteil: «Ja – auf alle Fragen. Mit Ausnahme der Fälle Colin, van Bever und Khaït, wo nicht auf Diebstahl erkannt wurde.»

Das ist das Todesurteil.

Petiot hat nicht gezuckt. Seine Finger trommeln gedankenlos auf die Schranke. Er neigt den Kopf zur Seite, sein linker Arm pendelt. Während der Präsident die Entscheidung des Gerichts verliest und verkündet, dass die Hinrichtung innerhalb des Gefängnisses der Santé vorgesehen sei, sucht Petiot im Auditorium mit den Augen Frau und Bruder und lächelt ihnen zu.

Die Verlesung ist noch im Gange, da plaudert der Verurteilte schon wieder halblaut mit seinem Anwalt, der Zuversicht an den Tag legt, wie es eines Anwalts Pflicht ist, solange sein Mandant noch lebt. Die ganze Zeit hindurch blitzen die Blitzlichtlampen der Reporter. Die Fotografen stehen, knien, hocken vor Petiot, der nun offiziell ein Massenmörder ist, auf den die Guillotine wartet.

men. Es sind die Beträge, die den Opfern des Mörders, das heisst, ihren Angehörigen, soweit sie Klage erhoben haben, zugesprochen wurden: Frau Guschinow 100'000 Francs; Familie Khait 50'000 Francs; Frau Braunberger 700'000 Francs; die Familie der Paulette mit dem blauseidenen Kleid 100'000 Francs; Gisèles Angehörige 50'000 Francs; Familie Arnsberg 80'000 Francs; Frau Dreyfus 800'000 Francs. Die Beträge sollten aus dem Vermögen des Mörders erstattet werden. Hat er so viel? Sein Haus Rue Lesueur ist nur eine halbe Million wert.

Wo aber blieb sein Raub? Wo blieben die Dollars, Diamanten, Franken, Gulden, Kronen, die Louis d'Ors, die Armbänder, Ringe, Uhren, die unübersehbaren Millionen aus dem Reisegepäck seiner Toten? Man weiss es nicht. Man hat es bis heute nicht herausgefunden. Wurde das Versteck verraten und ausgeplündert? Schlummern die Schätze noch irgendwo in der Erde? Petiot hat das Geheimnis bewahrt.

Ohne Schlusswort jedoch verlässt Petiot diesen Saal nicht, in dem er sechzehn Tage lang posierte, log, weinte, schrie und lachte, sich wichtig tat und verblasste. Er ruft laut zu seinem Bruder Maurice hinüber, während die Wärter ihn schon an seinen Ärmeln hinauszerren:

«Ich muss gerächt werden!!»

Das Ende

Im 13. Bezirk, zwischen dem Boulevard Arago und dem Boulevard St. Jacques, erstreckt sich der altersgraue Gebäudekomplex der Santé. Die Stadt Paris liegt noch in tiefem Schlaf, als in der Nacht zum Sonntag, dem 26. Mai 1946, die ersten Posten vor den hohen Gefängnismauern aufziehen. Von den Kirchtürmen ringsum, Sankt Anna, Sankt Jakob, Sankt Peter oder Sankt Medardus, hallen fern und näher zwei Schläge. Auf dem Boulevard Arago erkennt man im Licht der Laternen einige Polizisten, die sich nach links und rechts mit Brettergestellen schleppen. An beiden Strassenecken neben der Santé errichten sie daraus Sperren quer über Bürgersteig und Fahrdamm. Leise rauschen die Bäume im Wind, der dem frühen Morgen vorangeht. Am Himmel verblassen die Sterne.

3 Uhr 10: Über dem gepflasterten Hof der Santé beginnt der Morgen zu grauen. Inzwischen ist Monsieur Desfourneaux mit seinen Gehilfen eingetroffen. Monsieur Desfourneaux ist der Scharfrichter. Es beginnt ein

emsiges und lautloses Hantieren. In einem Schuppen liegen die Holzteile der Guillotine bereit. Die Männer laden die Balken auf eine Karre, spannen ein Pferd davor, das die Last sachte zu der Stelle zieht, die für das Gerüst vorgesehen ist.

Zum erstenmal seit der Befreiung Frankreichs tut die Guillotine wieder ihren Dienst. Zum letztenmal tat sie ihr Werk am 15. April 1944 in der kleinen Jurastadt Lons-le-Saunier. In Paris wurde die Guillotine zuletzt am 30. Juli 1943 errichtet, als das Haupt der Mörder-Hebamme Louise Gireau aus Rennes im Hof der Roquette fiel.

Die Gehilfen von Monsieur Desfourneaux haben sich blaue Arbeitskittel über ihre schwarzen Anzüge gezogen. Nun fügen sie die Grundbalken des Gerüsts in Kreuzform zusammen, verbinden dann dies Kreuz durch eiserne Querstreben mit den beiden aufrecht stehenden Pfosten, zwischen denen das Fallbeil läuft. Man vernimmt den dumpfen Laut von Holz, das auf Holz schlägt. Vier Meter hoch ragen die Pfosten in den aufhellenden Tag.

Das Gerüst erhebt sich vor der Tür der Gefängniskanzlei, kaum fünf Schritte vom Hause entfernt. Die Männer kennen jeden Handgriff. Sie arbeiten schweigend und schnell. Einmal blitzt etwas Blankes auf: Im Schatten des Karrens hat Desfourneaux das Messer aus der Lederscheide gezogen. Es ist armlang und dreieckig. Es ist schwer. Mit den Fingerspitzen prüft er die Schneide. Dann übergibt er es seinen Gehilfen und zeigt ihnen, wie sie es zwischen die Pfosten in der Gleitbahn einhängen müssen.

4 Uhr 10: Die Laternen auf den Boulevards verlöschen. Ein lichter Maitag kündigt sich an. Schüchtern erwacht die erste Vogelstimme. Vor dem schrägen Brett, auf das der Verurteilte gelegt wird, stellt Desfourneaux den mit Sägemehl gefüllten Korb auf.

4 Uhr 20: Vier Wagen halten draussen vor dem hochgewölbten Tor. Aus ihnen steigen die Amtspersonen, deren Berufspflicht es ist, bei Hinrichtungen zugegen zu sein: Magistratsbeamte, Männer vom Polizeipräsidium, Vertreter der Justiz. Unter ihnen gewahrt man den Generalbevollmächtigten Dupin, Richter Goletty, Gerichtsarzt Dr. Paul und den Anwalt Floriot.

4 Uhr 25: Es wird heller. Das Vogelgezwitscher vom Boulevard Arago her verstärkt sich. Der Scharfrichter hat das Messer zwischen den Pfosten hochgezogen. Die Guillotine ist bereit. Der Verurteilte schläft noch. Die Wächter, die ihn während seiner letzten Nacht unentwegt beobachteten, sagen, dass er tief und ruhig schlief.

4 Uhr 28: Der Angeklagte muss geweckt werden. Als die Beauftragten in seine Zelle treten, blickt ihnen Petiot bereits mit offenen Augen entgegen. Der Generalbevollmächtigte Dupin nimmt das Wort. Er setzt an zu den Phrasen, die trösten und stärken sollen. Aber Petiot unterbricht ihn. Er sagt halblaut, mit leisem Lächeln, während er die Decken zurückschiebt: «Meine Herren, ich stehe zu Ihrer Verfügung, wann immer Sie wollen.»

Er kleidet sich an. Seine Hände flattern nicht. Alle seine Bewegungen sind geschickt und flink und überlegt. Eine Zigarette nimmt er mit Dank an. Dann bittet er, und es klingt fast entschuldigend: «Wäre es wohl möglich, dass ich Schreibzeug bekäme? Ich möchte gern noch zwei Briefe schreiben, wenn Sie es gestatten.»

Man reicht ihm Schreibpapier und einen Füllhalter. Er setzt sich an den kleinen Klapp Tisch in seiner Zelle und wirft zwei Dutzend Zeilen auf die Blätter. Er adressiert die Bogen auf der Rückseite an seine Frau und seinen Sohn. Die Handschrift ist wie immer. Kein Buchstabe schwankt. Keine Zeile bebt.

4 Uhr 45: Petiot faltet seine beiden Briefe zusammen und übergibt sie dem Generalbevollmächtigten. Dann steht er auf. Neben ihm hält sich Abbé Berger, der Gefängnisgeistliche. Die beiden Männer wechseln ein paar halblaute Sätze. Nein, Petiot wünscht keine Messe zu hören. Er will kein Gebet sprechen. Er dankt dem Abbé in freundlichem Ton.

Ohne Widerstand lässt er sich den Gang hinauf zur Kanzlei führen. Dort haben sich auch die Amtspersonen inzwischen eingefunden. Sie mussten, um ins Haus zu gelangen, dicht an der Guillotine vorbei. Die Guillotine ist vom Gang aus durch die Glasscheiben der hohen Tür deutlich sichtbar. Um sie jedoch dem Verurteilten nicht vorzeitig vor Augen zu bringen, hat man die Scheiben mit einer Wolldecke verhängt. Ahnungslos geht Petiot daran vorüber.

4 Uhr 50: Der Verurteilte wäscht sich in einem Nebenraum Gesicht und Hände. Er kämmt sich das Haar. In aller Ruhe tut er das. Punkt fünf unterschreibt er in der Gefangenenliste. Er trägt sich damit gewissermaßen selber aus der Liste der Lebenden aus:

Dr. Marcel Petiot, und ein Schnörkel.

Alle Formalitäten sind erledigt. Um die Guillotine reihen sich die Männer auf, die ihre Pflicht herrief. Man muss gestehen, dass manche unter ihnen bleicher sind als Petiot und grössere Unruhe verraten.

Die Tür öffnet sich. An Händen und Füßen locker gefesselt tritt Petiot

heraus. Er steigt die drei Stufen herab. Er tut ein paar Schritte. Vor ihm ragt das Blutgerüst. Er sieht es an. Er blickt zu ihm hinauf und sieht das Messer blinken. Kein Zug in seinem Gesicht verrät, was er dabei empfindet. Das Urteil wird verlesen. Er scheint es nicht zu hören. Das Urteil ist lang.

Mit zwei Griffen endlich legen die Gehilfen den Verurteilten auf das Brett, schnallen ihn fest, schieben ihn unter das Fallbeil. Der Scharfrichter gibt das Zeichen. Ein Ruck und Stoss. Ein singender Ton des Messers, das die Luft durchschneidet. Ein dumpfer Aufschlag im Korb. Vierzig Sekunden nur hat es gedauert.

5 Uhr 06: Petiot hat gesüht.

Eine Stunde später rollt in Richtung Südost ein Lastwagen. Er bringt, was von Petiot blieb, zum Friedhof von Ivry. Hinterdrein fahren ein Bus und ein viersitziges Auto, die mit Amtspersonen besetzt sind. Die drei Wagen rollen in den Friedhof hinein, dessen Wärter benachrichtigt wurden. Zu zweit öffnen sie das hohe Gittertor und verschliessen es schnell wieder, wobei sie sich hastig umblicken.

Vor einer Viertelstunde hat eine Frau an der Tür des Wärterhauses geklingelt. Eine Vierzigjährige in schwarzem Mantel mit schwarzem Schleierhut. «Ich bin Frau Petiot», hat sie geflüstert. «Bitte lassen Sie mich dabei sein.»

Der Friedhofswärter bedauerte verlegen: «Tut mir leid, Madame. Ist mir streng verboten.»

Die Frau schluckt ein paarmal. Sie besteht aber nicht weiter auf ihrem Wunsch. «Ah, verboten», wiederholt sie nur und geht ohne Gruss, mit gesenktem Kopf, wieder davon.

Die Wagen sind unterdes die Hauptallee hinabgerollt bis zur östlichen Mauer, wo unter Ahorn und Kastanien ein Winkel durch Hecken vom übrigen Friedhof abgetrennt ist. Es ist der Platz für die Hingerichteten. Es schlummern schon andere dort. Petiot wird ihnen beigegeben. Die Grube ist bereits ausgehoben. Sie ist nur zwei Meter tief.

Hastig poltern die Erdschollen auf den Sarg. Zuerst mit dumpfem Ton, dann, wie sich die Grube mehr und mehr füllt, fast lautlos. Aus dem Blattwerk der Bäume tönt Vogelkonzert. In einer Gruppe stehen Polizisten und die Amtspersonen beisammen. Sie haben sich vom Grab abgewandt. Fotografen, die seit grauer Frühe hinter der Kirchhofsmauer lauern, fangen das triste Bild ein.

So endete am Morgen des 26. Mai 1946 das rätselvolle und schauerliche Leben des Marcel Petiot.

Was bleibt, ist das Geheimnis. Selbst das Periskop, das sich inzwischen wiederfand und heute im Archiv der Pariser Polizeipräfektur neben Petiots in der Zelle verfassten Sonetten zu sehen ist, verrät nichts mehr. Und die Toten schweigen. Niemand ist von dieser Reise wiedergekehrt, der davon erzählen könnte. Nie zuvor blieb eine solche Fülle von Untaten so in Nebel gehüllt. Das ist vielleicht das Unheimlichste an Marcel Petiot: Er war allein. Er jagte allein. Er tötete allein. Er wusste allein. Er starb allein. Und nur in Wunschträumen hatte er Gesellen und Kameraden.

Nie zuvor hat eine böse Zeit derart das Böse geweckt und genährt. Durch die Räume des Hauses in der Rue Lesueur wird für immer der Hauch des Todes geistern. Ein spukhafter Totentanz. Angeführt von einem Mörder ohne Haupt.

Ferner erschienen:

FREDER VAN HOLK

DIE ERDE BRENNT

Roman • 216 Seiten

THURMAN WARRINER

**DAS ‚VOLLKOMMENE‘
VERBRECHEN**

Roman • 219 Seiten

NON STOP-BÜCHEREI

BERLIN-GRÜNEWALD